

DAS ARGUMENT 70

KRITIK
DER
BÜRGER
LICHEN
GESCHICHTS
WISSEN
SCHAFT
(I)

Herausgeber:
Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:
Heribert Adam (Vancouver), Günther Anders (Wien), Hans Dieter Boris (Marburg), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Marburg), Bruno Frei (Wien), Peter Fürstenau (Gießen), Peter Furth (Berlin), Imanuel Geiss (Hamburg), Manfred Hahn (Bremen), Heinz-Joachim Heydorn (Frankfurt/Main), Dieter Hirschfeld (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Lars Lambrecht (Hamburg), Thomas Metscher (Bremen), Kurt Steinhaus (Marburg), Rolf Tiedemann (Frankfurt/Main), K. H. Tjaden (Marburg), Erich Wulff (Gießen)

Verlagsleitung und Anzeigen:
Dr. Chr. Müller-Wirth, 75 Karlsruhe 21, Postfach 21 0730,
Telefon 0721 / 5 59 55, Fernschreiber 7 825 909

Redaktion:
Sybille Haberditzl, Frigga Haug, Dr. W. F. Haug, Bernd Schüngel,
Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt
Redaktion dieses Bandes: Lars Lambrecht unter Mitarbeit von
Hans-Otto Riethus, Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt
Sekretariat: Dieter Krause
Redaktionsanschrift: 1 Berlin 33, Altensteinstraße 48 a
Telefon: (0311) 7 69 26 15 <ab Frühjahr 1972: 8 31 49 15>



Copyright © Argument-Verlag GmbH Berlin 1972. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH, 75 Karlsruhe 21, Rheinstraße 122. 1. bis 12. Tausend: April 1972.
Gestaltung: Hans Förtsch und Sigrid von Baumgarten

Bellagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte des Argument-Verlages bei, sowie ein Bestellschein vom Initiativ Ausschuß „Freiheit für Angela Davis“

DAS ARGUMENT

**Zeitschrift
für Philosophie und Sozialwissenschaften
Nr. 70
Sonderband**

Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft I

Editorial	1
Reinhard Kühnl: Anmerkungen zur politischen Funktion der deutschen Geschichtswissenschaft seit der Reichsgründung 1871	5
Immanuel Geiss: Kritischer Rückblick auf Friedrich Meinecke	22
Lutz Winckler: Zur Verfahrensweise bürgerlicher Legendenbildung am Beispiel der Geschichtsschreibung über den Widerstand	37
Lars Lambrecht: Wertfreie Wissenschaft mit ideologischem Anspruch	56
Frank Niess: Antikommunismus, Westkurs und gesellschaftliche Restauration	76
Alf Lüdtke: Zur Kontinuitätsfrage	105
Wilhelm Alff: Thesen zum Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte	117
Hans Schulze: Bürgerliche Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Historischem Materialismus	125
Manfred Busowietz: Gedenkreden deutscher Historiker	142
Alexander Decker, Gerhard Gradenegger, Horst Thum: Kritik der Einführungen in die bürgerliche Geschichts- wissenschaft	165
Michael Nerlich: Die Darstellung der Kommune in französischen Enzyklopädien bis 1900	175
Klaus Bergmann, Volkmar Preisler, Detlev Wischniowski: Geschichtsunterricht – Relikt oder Notwendigkeit	195
Claus Leggewie: Geschichte in Schul- und Sachwörterbüchern	218

Besprechungen

Bensing, Manfred: Thomas Münzer und der Thüringische Aufstand 1525 (Frei)	266
Forte, Dieter: Martin Luther & Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung (Frei)	269
Kearney, Hugh: Und es entstand ein neues Weltbild (Richter)	270
Kießmann, Eckart (Hrsg.): Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten (Kähler)	272
Herman, Jost, u. Manfred Windfuhr (Hrsg.): Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848 (Oesterle)	273
Kapp, Friedrich: Vom radikalen Frühsozialisten des Vormärz zum liberalen Parteipolitiker des Bismarckreichs (Behrens)	276
Gall, Lothar: Der Liberalismus als regierende Partei (Steinbach)	277
Eisfeld, Gerhard: Die Entstehung der liberalen Parteien in Deutschland 1858–1870 (Lüdtke)	281
Schoeps, Hans-Joachim: Der Weg ins deutsche Kaiserreich (Steinbach)	282
Schieder, Theodor u. Ernst Deuerlein (Hrsg.): Reichsgründung 1870/71 (Kühnl)	5
Gall, Lothar (Hrsg.): Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945 (Leggewie)	284
Hillgruber, Andreas: Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Außenpolitik von Bismarck bis Hitler (Steinbach)	286
Hallgarten, Georg W. F.: Das Schicksal des Imperialismus im 20. Jahrhundert (Kühnl)	5
Fischer, Fritz: Krieg der Illusionen (Hebel)	288
Ritter, Gerhard A. u. Susanne Miller (Hrsg.): Die deutsche Revolution 1918–1919 (Scherer)	290
Haffner, Sebastian: Die verratene Revolution (Hegner)	292
Wheeler-Bennett, John W.: Der hölzerne Titan (Ruge)	294
Reimann, Viktor: Dr. Joseph Goebbels (Hennig)	298

Bollmus, Reinhard: Das Amt Rosenberg und seine Gegner (Hennig)	301
Hüttenberger, Peter: Die Gauleiter (Hennig)	303
Johe, Werner: Die gleichgeschaltete Justiz (Schalt)	305
Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus	
Teil 1: Hermann Weinkauff: Ein Überblick	
Teil 2: Albrecht Wagner: Die Umgestaltung der Gerichtsverfassung und des Verfahrens- und Richterrechts im Nationalsozialistischen Staat (Schalt)	305
Aley, Peter: Jugendliteratur im Dritten Reich (Könneker)	307
Diel, Alex: Die Kunsterziehung im Dritten Reich (Grohs)	309
Nolte, Ernst: Der Nationalsozialismus (Hennig)	310
Laternser, Hans: Die andere Seite im Auschwitz-Prozeß 1963/65 (Blankenhorn)	313
Hanack, Ernst-Walter: Zur Problematik der gerechten Bestrafung nationalsozialistischer Gewaltverbrecher (Blankenhorn)	313
Langbein, Hermann: Der Auschwitz-Prozeß (Behrens)	314
Naumann, Bernd: Auschwitz (Kalb)	318
Arbeitsgruppe der ehemaligen Häftlinge des Kozenzentrationslagers Auschwitz: Auschwitz-Dokumente (Kalb)	319
Rückerl, Adalbert (Hrsg.): NS-Prozesse (Kalb)	321
Geschichte des deutschen Liberalismus (Horn)	322
Erdmann, Karl Dietrich: Geschichte, Politik und Pädagogik (Lambrecht)	56
Adenauer, Konrad: Erinnerungen, 1945–1953 (Niess)	78
ders.: Erinnerungen, 1953–1955 (Niess)	78
ders.: Erinnerungen, 1955–1959 (Niess)	78
ders.: Erinnerungen, Fragmente, 1959–1963 (Niess)	78
Schmid, Carlo: Deutschlands Weg seit 1945 (Niess)	84
Netzer, Hans-Joachim (Hrsg.): Adenauer und die Folgen (Niess)	88
Freund, Michael: 25 Jahre Deutschland, 1945–1970 (Niess)	88
Besson, Waldemar: Die Außenpolitik der Bundesrepublik (Niess)	90
Baring, Arnulf: Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie (Niess)	96

von Schubert, Klaus: Wiederbewaffnung und Westintegration (Niess)	99
Krause, Fritz: Antimilitaristische Opposition in der BRD 1949–1955 (Niess)	102
Fina, Kurt (Hrsg.): Vom Sinn historischer Bildung (Gerstenberger)	323
Dittrich, J. u. E. Dittrich-Gallmeister unter Mitwirkung von H. Herzfeld (Hrsg.): Grundriß der Geschichte „Die moderne Welt“ (Blanke)	324
Karpf, Heinz: Geschichte in Stichworten (Bergmann)	328
von Brand, Ahasver: Werkzeug des Historikers (Decker u. a.)	165
Büsem, Eberhard, u. Michael Neher (Hrsg.): Repetitorium der deutschen Geschichte. Mittelalter, Neuzeit (Decker u. a.)	165
Carr, Edward Hallet: Was ist Geschichte? (Decker u. a.)	165
Meier, Christian: Entstehung des Begriffs „Demokratie“ (Decker u. a.)	165
Schieder, Theodor: Geschichte als Wissenschaft (Decker u. a.)	165
Wittram, Reinhard: Das Interesse an der Geschichte (Decker u. a.)	165
Scheurig, Bodo: Einführung in die Zeitgeschichte (Decker u. a.)	165
Kirn, Paul, u. Joachim Leuschner: Einführung in die Geschichtswissenschaft (Decker u. a.)	165
Schuon-Wiehl, Anneliese: Faschismus und Gesellschaftsstruktur (Freundlich)	328
Wallraven, Klaus Peter: Die soziale Frage (Lüdtke)	331
Erkunden und Erkennen. Geschichte 3 (Leggewie)	218
Geschichte für die Hauptschule. 7. Schuljahr (Leggewie)	218
Heumann, Hans: Mensch und Gemeinschaft in Geschichte und Gegenwart (Leggewie)	218
Unser Weg durch die Geschichte (Leggewie)	218
Ebeling u. Birkenfeld: Die Reise in die Vergangenheit. Bd. 1 (Leggewie)	218
Krautkramer u. Radbruch: Wandel der Welt (Leggewie)	218
Aretz, Wilhelm: Am Fließband der Zeit (Leggewie)	218

Sattler, W., u. H. J. Störlg: Wirtschaften heißt entscheiden (Leggewie)	218
Baumann, Herbert: Politische Gemeinschaftskunde (Leggewie)	218
Roeder-Knorr, Herlinde: Zeiten und Menschen. Geschichtserzählungen (Leggewie)	218
Koselleck, Arno (Hrsg.): Geschichte für Realschulen. Bd. 1/2 u. 3/4 (Leggewie)	218
Grundzüge der Geschichte. Bd. 4 (Mittelstufe) (Leggewie)	218
Grundzüge der Geschichte. Ausgabe B (Oberstufe) (Leggewie)	218
Grundriß der Geschichte. Ausgabe B, Bd. III (Leggewie)	218
Hilgenberg, Heribert, u. a.: Unsere Geschichte, unsere Welt (Leggewie)	218
Buchner, Rolf, Franz W. Seidler u. Hermann Schmidt: Einigkeit in Recht und Freiheit (Leggewie)	218
Beckert, Heinz: Staatsbürger von morgen (Leggewie)	218
Frede, Günther, u. Karl Kollnig: Freiheit und Verantwortung (Leggewie)	218
Wimmer, Manfred, u. K. Hartwig: Gesellschaft und Wirtschaft (Leggewie)	218
Ritscher, Hans (Hrsg.): Welt der Politik (Leggewie)	218
Haberkern, Eugen, u. Joseph Friedrich Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker (Leggewie)	218
Bayer, Erich: Wörterbuch zur Geschichte (Leggewie)	218
Herzfeld, Hans: Geschichte in Gestalten (Leggewie)	218
Rössler, Hellmuth, u. Günter Franz: Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte (Leggewie)	218
Rössler, Hellmuth, u. Günter Franz: Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte (Leggewie)	218
Beck, Reinhart: Wörterbuch zur Zeitgeschichte seit 1945 (Leggewie)	218
Besson, Wildemar: Geschichte (Leggewie)	218

Editorial

Den aktivsten Teil der westdeutschen Studentenbewegung bildeten Studenten, die vom Fache her — hauptsächlich der Soziologie und politischen Wissenschaft — die Universitätsverhältnisse sachgerecht analysieren und kritisieren zu können schienen. Ihre kritischen Forderungen an die wissenschaftlichen Institutionen sind inzwischen auch in den traditionell konservativen Universitätsbereichen wie der Medizin und Jura aufgegriffen worden. In der Geschichtswissenschaft — und man möchte beinahe sagen: nur in ihr — findet sich bis heute Vergleichbares nicht. In den historischen Seminaren und Vorlesungen an den westdeutschen Universitäten wird der Wissenschaftsbetrieb in der überkommenen Form fortgesetzt. Kritische Ansätze, wie sie aus Übungen meist jüngerer Historiker hervorgingen, haben keine breite Resonanz gefunden. Ein eigenes Fachorgan fortschrittlicher Historiker existiert nicht, in die alteingeführten Fachzeitschriften findet ihre Diskussion kaum Eingang. Als überregionale Institution gibt es allein die traditionellen Historikertage, auf denen, wenn überhaupt, kritische Diskussionen nur sehr zaghaft stattfinden. Die wenigen Institutsbesetzungen und von Studenten erzwungenen Vorlesungsdiskussionen fallen demgegenüber weniger ins Gewicht, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Die spektakuläre Umbenennung einiger historischer Institute nach Franz Mehring, wie sie von rebellierenden Studenten zeitweise versucht wurde, verdankt sich lediglich der Tatsache, daß Mehring *auch* Historiker war. Sie bedeutete keinesfalls, daß damit tatsächlich an die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung angeknüpft wurde. Wenn die Studentenbewegung sich auf verschiedene Führer der Arbeiterbewegung berief, dann vor allem, um deren Theorie aufzugreifen. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit für den eigenen Kampf zu lernen, war den fortschrittlichen Kräften in der BRD durch den Bruch in der historischen Tradition, den der Faschismus besonders für die westdeutsche Arbeiterklasse darstellt, lange Zeit erschwert. So ist es nicht verwunderlich, daß die Studenten meinen konnten, sie müßten noch einmal ganz von vorn anfangen.

Ganz anders war das Verhältnis zur Vergangenheit auf seiten der westdeutschen Geschichtswissenschaftler. Sie waren und blieben traditionsbewußt; doch handelte es sich da um eine Tradition besonderer Art. Sie geht zurück bis auf politische Vereine wie den „Alldeutschen Verband“ und wissenschaftliche Institutionen wie die „Historikertage“, die sich schon vor der Jahrhundertwende konstituiert hatten. Nicht einmal eine sehr engagierte und propagandistisch aktive Zugehörigkeit der Historiker zu erzreaktionären und militaristischen Vereinen ließ in der Öffentlichkeit Zweifel an ihrer wissenschaftlichen Neutralität und Souveränität aufkommen. Die Historiker, die

sich zunftgemäß in diesen Gruppierungen profilierten und im Lauf der Jahre zu personifizierten Mythen des nationalliberalen Besitz- und Bildungsbürgertums wurden, prägten mit ihrer staatspolitischen Geschichtsanschauung entscheidend die neuere deutsche Geschichtswissenschaft seit der Jahrhundertwende bis 1945. Zusammen mit denjenigen bürgerlichen Historikern, die noch den Faschismus überlebten, setzten fast alle westdeutschen Professoren diese soziopolitische und ideologische Kontinuitätslinie fort und unterstützten die kapitalistische Restauration in Westdeutschland und ihre politisch-ideologischen Konsequenzen z. B. in der wissenschaftlichen Ausbildung der Studenten. Getreu dieser Herkunft — und damit wird eine weitere Phase in dieser Tradition gekennzeichnet — beteiligten sich besonders viele Historiker maßgeblich an der Gründung des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“ und stellten dessen lautstärkste Propagandisten, obwohl sie gerade in ihrer Disziplin nur wenig behelligt waren — denn wenn einmal studentische Kritik im Fach Geschichte laut wurde, beschränkte sie sich meist auf die Nazivergangenheit gewisser Professoren oder auf bestimmte Positionen im wissenschaftlichen Streit über den Faschismusbegriff oder aber auf reformfeindliche universitäre Maßnahmen selbtherrlicher Ordinarien.

Bei einer politisch so durchgängig rückwärts gewandten Wissenschaft wundert es nicht, daß sie auch theoretisch den Anschluß an die Gegenwart verloren hat. Dies mag ein Grund mit dafür sein, daß auch die Kritik im Verhältnis zur wissenschaftlichen Allgemeinentwicklung zurückblieb. Die fehlende Kontinuität einer genuin kritischen Geschichtswissenschaft hat es den fortschrittlichen Historikern jedoch auch nahegelegt, die wissenschaftstheoretischen Grundlagen für eine Selbstkritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung außerhalb der traditionellen Grenzen ihrer Disziplin zu suchen. Ihnen dienten nun der Entwicklungsstand und die theoretischen Modelle der Nachbardisziplinen, z. B. der Soziologie, als Maßstab und Orientierung. Damit wurde aber der Versuch einer neuen theoretischen Fundierung und politischen Artikulation in der Geschichtswissenschaft selbst einerseits abstrakt und führte zugleich andererseits zu einer Pluralität von kritischen Ansätzen und Vorschlägen, die für den augenblicklichen Diskussionsstand charakteristisch ist.

Von diesem Punkt in der wissenschaftstheoretischen Entwicklung geht unsere „Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft“ aus. Im Mittelpunkt des ersten Bandes steht das Problem des Historismus. Er bestimmte eine ganze Epoche europäischer Geschichtswissenschaft, kennzeichnete aber besonders auch die deutsche Tradition. Der deutsche Historismus hat in der Wilhelminischen Ära wie in der Weimarer Zeit, ja insgeheim noch bis in unsre Tage, sich als eine Art Lehrmeister des übrigen Europa präsentiert. Als regelrechte Wissenschaft — so war die Überzeugung — werde die Geschichte nur an den historischen Seminaren der deutschen Universitäten betrieben.

Der Historismus ist längst nicht mehr unangefochten, wirkt aber als Traditionsmacht noch weiter, und zwar auch dort, wo jüngere Historiker sich ausdrücklich von ihm abzusetzen suchen. Vor allem

aber ist der Einfluß der Tradition noch in den verschiedenen Institutionen zu spüren, die das wissenschaftlich sanktionierte Geschichtsbild an die Bevölkerung und besonders an die Jugend zu vermitteln suchen: geschehe das nun in Schulbüchern und akademischen Lehrbüchern oder auf dem Wege über feierlich harmlos erscheinende Reden von Historikern und objektive Information versprechende Lexikonartikel.

Dieser Umsetzung der historischen Ideologie in eine massenwirksame, das Bewußtsein bestimmende und daher hochpolitische geistige Macht haben wir ihrer oft unterschätzten Bedeutung wegen einen eigenen Komplex gewidmet, obgleich wir auch hier erst Ansätze bieten können, die eine weitere Verarbeitung dringend erforderlich scheinen lassen.

Daß die von den westdeutschen bürgerlichen Historikern betriebene Kritik am Historismus diesem selbst grundsätzlich verhaftet ist, wurde zum erstenmal deutlich, als die Altmeister der westdeutschen Geschichtswissenschaft wie im Falle Ritters sich in der politisch nach 1945 opportun gewordenen Selbstkritik über den Faschismus Rechenschaft abzulegen bemühten. Sieht man einmal von jenen verantwortungslosen reinen Apologien, die dem „deutschen Historiker“ jede Beziehung zum Nationalsozialismus absprachen, ab, so waren sich die Historiker durchweg darüber im klaren, daß aus der Geschichtswissenschaft das bisher dominierende Prinzip von den Männern, die die Geschichte machen, verbannt werden müsse. Da sie aber nicht in der Lage waren, den Faschismus gesellschaftlich-historisch zu erklären, griffen sie auf allgemeine Schicksalsbegriffe oder auf moralisierende, individuell-wertende Kategorien zurück und waren damit unversehens wieder beim alten historischen Individuationsprinzip angelangt. Gleichwohl wurden die Senioren der deutschen Geschichtswissenschaft die von ihnen gerufenen Geister der Kritik nicht mehr los und lösten so eine Phase der Auseinandersetzung aus, in der der Historismus ohne Alternative negiert wurde und die Geschichtswissenschaft als gegenwartsinadäquate Wissenschaft zugunsten der soziologischen Gemeinschaftskunde aufgehoben werden sollte.

Die im vorliegenden Band vertretenen Autoren, die fast alle im universitären Betrieb der Geschichtswissenschaft Westdeutschlands arbeiten, versuchen über jene frühere ideologische Beschränkung auf historische Grundsätze und die gleichzeitig heute übliche bloße Negation des Historismus hinauszugehen, sich gegen eine fortschreitende Entwissenschaftlichung der Historie zu wehren und die Kritik weiterzutreiben, um neue Positionen zu gewinnen. Ihre Neuansätze reichen von grundsätzlicher Selbstkritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft über kritische Einsichten in die Kontinuitätsproblematik bis zur marxistischen Alternative.

Bei den Beiträgen des zweiten Bandes wird der Schwerpunkt außerhalb des traditionellen Rahmens der deutschen bürgerlichen Geschichtswissenschaft liegen. Das betrifft sowohl die bisherige geopolitische als auch die thematisch-methodologische Begrenzung.

In beiden Fällen werden die neuesten Tendenzen aufgegriffen. Das zielt auf einen weiteren Hauptpunkt, von dem aus die Autoren z. T. ihr Selbstverständnis beziehen und der hier näher beleuchtet wird: verschiedene Beiträge stellen überhaupt auf Theorie ab. Zum einen sollen das Verhältnis und die Beziehungen zu den historischen Nachbardisziplinen wie Soziologie, Psychologie etc. diskutiert werden. Zum anderen wird beabsichtigt, die Differenz der heutigen Situation in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft Westdeutschlands zu ihrer Tradition qualitativ zu bestimmen.

Die Redaktion

Reinhard Kühnl

Anmerkungen zur politischen Funktion der deutschen Geschichtswissenschaft seit der Reichsgründung 1871

Mit der Niederlage der Revolution von 1848/49 waren alle Bestrebungen, die Herrschaft der Feudalkaste auch in Deutschland durch ein bürgerlich-parlamentarisches System zu ersetzen, vorläufig gescheitert. Die feudal-aristokratische Reaktion hatte siegen können, weil das Bürgertum, das in England und Frankreich die Revolution sozialökonomisch und theoretisch vorbereitet und politisch zum Sieg geführt hatte, in Deutschland nur sehr begrenzt als revolutionäre Klasse fungierte: Seit der Verlagerung der Handelszentren an den atlantischen Ozean infolge der Entdeckung Amerikas und der Umschiffung Afrikas und seit den Verwüstungen des 30jährigen Krieges war der Aufstieg des städtischen Bürgertums in Deutschland entscheidend gehemmt worden. Die politische Zersplitterung des Reiches hatte nicht nur diese ökonomischen Hemmungen verstärkt, sondern zugleich auch den politischen und geistigen Provinzialisismus des deutschen Bürgertums, das sich mit dem feudal-monarchischen Obrigkeitsstaat politisch abfand und seine Hoffnungen allenfalls in Gestalt von abstrakten philosophischen Entwürfen artikulierte. Die Resonanz auf die französische Revolution war bei diesem schwachen und frustrierten Bürgertum verständlicherweise gering gewesen, wenn liberale und demokratische Tendenzen seither auch an Boden gewonnen hatten¹.

Daß die Revolution von 1848/49 mit einer Niederlage endete, lag jedoch auch daran, daß dem Bürgertum zu diesem Zeitpunkt bereits

1 Die demokratischen Tendenzen in Deutschland nach 1789, die von der herrschenden Geschichtswissenschaft vollständig unterdrückt und aus dem Bewußtsein getilgt worden waren, werden erst neuerdings von einigen kritischen Historikern erforscht: vgl. vor allem W. Grab, *Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Zeit der Ersten Französischen Republik*, Hamburg 1966; ders., *Eroberung oder Befreiung. Deutsche Jakobiner und die Franzosenherrschaft im Rheinland 1792—1799*, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, Nr. 4, Trier 1971; ders. u. U. Friesel, *Noch ist Deutschland nicht verloren. Eine historisch-politische Analyse unterdrückter Lyrik von der französischen Revolution bis zur Reichsgründung*, München 1970; H. Haasis (Hrsg.), *Johann Benjamin Erhard, Über das Recht des Volkes zu einer Revolution und andere Schriften*, Reihe Hanser 36, München 1970; im Metzler-Verlag (Stuttgart) wird demnächst eine Reihe beginnen, die die politischen und literarischen Zeugnisse dieser demokratischen Opposition publizieren und analysieren wird.

die Furcht vor den handarbeitenden Massen im Nacken saß. Die bürgerlichen Kräfte waren deshalb, wie die Diskussionen der Frankfurter Nationalversammlung zeigten, eher auf einen Kompromiß mit der auf den Feudaladel gestützten Monarchie aus als auf deren Sturz, um sie als möglichen Bundesgenossen gegen die unteren Klassen intakt zu halten und die liberaldemokratischen Reformen nicht so weit zu treiben, daß die unteren Klassen sie womöglich zur sozialen Emanzipation nutzen konnten.

Vor dem Hintergrund dieser Interessenlage ist das Verhalten des Bürgertums im allgemeinen und der bürgerlichen Intelligenz, im vorliegenden Fall der Historiker, im besonderen gegenüber dem deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik und dann gegenüber dem Faschismus leicht verständlich. Und noch die Interpretationen der nach 1945 wirkenden Historikergeneration sind, wie sich zeigen wird, in starkem Maße von dieser Perspektive bestimmt. Dieses deutsche Kaiserreich bot dem Bürgertum nämlich nahezu alles, was es sich wünschen konnte: einen großen einheitlichen Wirtschaftsraum, der die rasche Entwicklung von Handel und Industrie ermöglichte, einen starken Staat, der die sozialen Privilegien der Besitzenden schützte und die Arbeiterklasse im Zaum hielt, und schließlich eine starke Militärmacht, die der Expansion des deutschen Kapitals im Ausland den erforderlichen Schutz gewährte. Unter solchen Bedingungen ist es nicht verwunderlich, daß auch der größte Teil des deutschen Bildungsbürgertums auf die früher proklamierten liberalen und demokratischen Ideale verzichtete und mit fliegenden Fahnen zum Kaiserreich, zum autoritären Staat und zum Imperialismus überging. Das galt auch für die kleinbürgerlichen Schichten, die zwar materiell wenig profitierten, von der vaterländisch-imperialistischen Ideologie aber begeistert waren und voll Verachtung auf das „minderwertige Menschenmaterial“ blickten, das nach der herrschenden Ideologie der Knute bedurfte, um für die höheren Werte menschlicher Kultur wenigstens die materiellen Voraussetzungen zu schaffen: die Kolonialvölker in Afrika und Asien und die Lohnarbeiter im eigenen Land.

Bei der ideologischen Absicherung dieses Herrschaftssystems und dessen Nachfolger hat die deutsche Geschichtswissenschaft eine wichtige Rolle gespielt. Mit deren dominierenden Tendenzen seit der Reichsgründung befaßt sich George W. F. Hallgarten in seinem letzten Buch². Hallgarten gehörte zu den wenigen deutschen Historikern, die den deutschen Imperialismus nicht unterstützt, gerechtfertigt oder verschleiert, sondern analysiert und kritisiert haben³. Er reprä-

2 Hallgarten, Georg W. F.: Das Schicksal des Imperialismus im 20. Jahrhundert. Drei Abhandlungen über Kriegsursachen. Europäische Verlagsanstalt Frankfurt/M. 1969 (172 S., kart., 12,— DM); vgl. besonders das Kapitel „Deutsche Selbstschau nach 50 Jahren: Fritz Fischer, seine Gegner und Vorläufer“, S. 57—136.

3 Vgl. sein zweibändiges Werk „Imperialismus vor 1914“, das in den Jahren 1926 bis 1933 geschrieben, aber — infolge der Emigration des Verfassers — erst 1951 publiziert wurde.

sentiert jenen dünnen Faden kritischer Tradition, an den Fritz Fischer und Imanuel Geiss anknüpfen konnten, als sie mit ihren Untersuchungen zu den Ursachen des Ersten Weltkrieges die gesamte deutsche Historikerzunft in Rage brachten. Wie Fischer und seine Schüler ist auch Hallgarten keineswegs zu den Marxisten zu rechnen. Er orientierte sich am Instrumentarium Max Webers und betrieb Sozialgeschichte mit empirischen Methoden. Das bedeutete allerdings, daß er die Dokumente, die er fand, weder unterschlug noch verbog, sondern publizierte, interpretierte und in einen systematischen Zusammenhang brachte⁴. Von hier aus kam er zu der Erkenntnis, daß der Imperialismus weder aus historischen Zufällen noch aus individuellen Eigenarten politischer Führungspersönlichkeiten herzuleiten war, sondern aus konkreten gesellschaftlichen Interessen hervorging. Das genügte, um gegenüber der Historikerzunft in die Isolation zu geraten. Deren Reaktion aber — und auch hier ist die Parallele zu Geiß unverkennbar — schärfte seinen Blick gegenüber solcher Art von Geschichtswissenschaft und ihrer ideologischen Funktion. Wenn auch Hallgartens Darstellung sich auf die politischen Traditionen und Mentalitäten dieser Historiker konzentriert und von hier aus deren wissenschaftliches Verhalten ableitet, die Funktion dieser historischen Legendenbildung für die herrschende Klasse aber nur am Rande behandelt, so bietet sein Buch doch Materialien und Interpretationen, die für die ideologiekritische Aufarbeitung der deutschen Geschichtswissenschaft unentbehrlich sind.

Hallgarten geht aus von der Anti-Fischer-Kampagne und untersucht dann das wissenschaftliche und politische Verhalten derer, die diese Kampagne inszenierten, in den vergangenen Jahrzehnten. Was dabei ans Tageslicht kommt, ist nicht nur für die Einschätzung der Kontroverse über das Fischer-Buch von Bedeutung, sondern zeigt zugleich die ideologische Funktion dessen, was in Deutschland „Geschichtswissenschaft“ hieß, und die personelle und politische Kontinuität dieser Wissenschaft seit dem Kaiserreich: Die Revolution von 1918 blieb auf halbem Wege stecken, so daß die gesellschaftlichen Führungsgruppen des Kaiserreichs auch im Bereich von Wissenschaft und Bildung (wie in Justiz und Verwaltung, Wirtschaft und Militär) in ihren Machtpositionen verblieben und von hier aus die Weimarer Republik unterminierten. Die Errichtung des faschistischen Herrschaftssystems bedeutete schon deshalb keinen Bruch dieser Kontinuität, weil diese Führungsgruppen als Partner der faschistischen Regierung in dem neuen System fungierten. Und nach 1945 konnten sie — nach einer kurzen Periode der Unsicherheit, als die antifaschistischen Kräfte dominierten — in den Westzonen ihre Positionen bald wieder einnehmen und ihre Arbeit mit geringen Akzentverschiebungen fortsetzen. Wie sich diese Kontinuität im Falle der Ge-

4 Was Hallgarten über Fischer bemerkt, gilt im Prinzip auch für ihn selbst: „... förderte er eben das Material zutage, so wie es war. Und was ist da nicht alles an ganz oder teilweise unbekanntem Dingen herausgekommen“ (119).

sichtswissenschaft darstellt, sei an einigen Beispielen demonstriert, die dem Buch Hallgartens wichtige Hinweise verdanken.

Friedrich *Meinecke* verkörperte in der Weimarer Republik jene Richtung deutscher Geschichtswissenschaft, die sich den neuen Gegebenheiten insofern anzupassen bereit war, als sie den wilhelminischen Obrigkeitsstaat und seine imperialen Machtansprüche als unwiderruflich der Vergangenheit angehörig betrachtete und sich auf dem Boden der Nachkriegswelt stellte, „die unter Führung der Vereinigten Staaten das besiegte Deutschland jener Periode wieder aufzurichten und gegen das kommunistisch gewordene Rußland auszuspielen suchte“ (89). Er repräsentierte damit gewissermaßen den linken Flügel der deutschen Historiker, die eine solche Haltung als Verrat an den Prinzipien des Konservatismus und des Preußentums ansahen und „Kriegsschuldlüge“, Versailler Vertrag, Locarno-Politik und die Weimarer Demokratie generell energisch bekämpften. Einer ihrer Wortführer war schon damals Gerhard *Ritter*, der Demokratie und Sozialismus als Verfallserscheinungen denunzierte und die Wiederaufrichtung des preußisch-deutschen Machtstaates verlangte. Den Nachweis, daß das ohne eine grundlegende Revision der Ostgrenzen unmöglich war, widmete der in Königsberg lehrende Hans *Rothfels* seine Arbeiten, die er als Beispiele „kämpferischer“ Wissenschaft, als „Vorpostenberichte“ aus Ostpreußen begriff. Hans *Herzfeld* schließlich, wie Rothfels Kriegsfreiwilliger von 1914, konzentrierte sich auf die Heeresgeschichte und polemisierte gegen alle, die das Wehrprogramm und das preußische Dreiklassenwahlrecht bekämpft hatten.

Mit der Errichtung des faschistischen Herrschaftssystems schienen die Hoffnungen dieser Historiker auf neue Art doch noch in Erfüllung zu gehen. Freilich: die plebejischen Methoden, mit denen die faschistische Bewegung agierte, waren diesen Herren aus dem gebildeten Bürgertum ein wenig zuwider. Da aber diese Methoden einem guten Zweck dienten — nämlich der Vernichtung der Demokratie, der Zerschlagung der Arbeiterbewegung und der Wiederaufrichtung eines militärisch schlagkräftigen Machtstaates —, unterstützten sie die „nationale Revolution“ nach Kräften. Daß sie dennoch in Schwierigkeiten gerieten, lag daran, daß der faschistische Staat keineswegs bloßes Instrument in den Händen der herrschenden Klasse war, sondern über eine beachtliche Eigendynamik verfügte: im Unterschied zum gebildeten Großbürgertum nahmen die Faschisten den Antisemitismus ernst. Juden — ob galizische Kleinkrämer oder Universitätsprofessoren — hatten also im Dritten Reich nichts zu suchen. Die Historiker jüdischer Abstammung wehrten sich so lange wie nur irgend möglich dagegen, diese faschistische Position zur Kenntnis zu nehmen, die ihnen angesichts ihres bisherigen politischen Verhaltens als absurd erscheinen mußte — und, vom Standpunkt politischer Rationalität aus gesehen, auch absurd war. Rothfels versuchte noch 1935, die Hitlerregierung dazu zu bringen, ihm wenigstens einen Sonderauftrag für Weltkriegsgeschichte und Ostfragen zu erteilen, mußte aber schließlich doch emigrieren. Herzfeld allerdings, der über ausgezeichnete Beziehungen zum Militär verfügte, konnte sein Lehr-

amt bis 1938 behalten und danach durch wehrgeschichtliche Forschungen wenigstens seine soziale Existenz sichern. Ritter war durch die Rassenpolitik nicht bedroht, doch geriet er mit dem faschistischen Staat aus den gleichen Gründen in Konflikt wie andere Vertreter des Großbürgertums und des Adels, die sich noch ein Minimum an Zweckrationalität und Wirklichkeitssinn bewahrt hatten: da die Vabanque-Politik des Faschismus in ihren Augen unverantwortliche Ausmaße annahm und offensichtlich in die Katastrophe führte, setzte man sich von ihm ab — sei es in Gestalt der „inneren Emigration“, sei es durch politische Konspiration und Putschpläne. Ritter veränderte sein Buch „Machtstaat und Utopie“, dessen erste Auflage 1939 erschienen war, in den späteren Auflagen 1943 in einer Richtung, die ihm nach 1945 sehr zustatten kam: Er schwächte die nationalistischen Elemente zugunsten der europäischen ab und nahm auch die gegen die Westmächte gerichteten Spitzen heraus. Im Zusammenhang mit dem Putschversuch vom 20. Juli 1944 wurden auch Ritter und Herzfeld verhaftet, so daß sie später als antifaschistische Widerstandskämpfer ausgegeben werden konnten.

Nach 1945 setzten diese Historiker ihren Kampf gegen Sozialismus und Demokratie mit den nunmehr angemessenen Mitteln fort. Der Kampf gegen den Sozialismus konnte, da der Antikommunismus offizielle Staatsideologie geblieben war, wie bisher in aller Offenheit geführt werden. Der Kampf gegen die Demokratie mußte freilich getarnt werden: als Kampf gegen „Massenherrschaft“, die zum „Totalitarismus“ geführt habe, gegen „übertriebenen“ Demokratismus, der zur Nivellierung, zum Verlust aller abendländischen Kulturgüter und zum Zusammenbruch von Sitte und Ordnung führe usw. Bei aller Anpassung an die neue westeuropäische und atlantische Bündniskonstellation wurden aber einige zentrale Elemente der deutschnationalen Geschichtslegende zäh verteidigt, denn auf ihnen beruhte die Rechtfertigung des eigenen Verhaltens und der Anspruch, als Deuter der Vergangenheit und wissenschaftlicher Ratgeber für die Gegenwart ernstgenommen zu werden. (Eine genauere Betrachtung zeigt, daß auch in diesem Fall die Historiker stellvertretend für die herrschende Klasse reden.) Dabei nimmt die Frage nach den Ursachen des Ersten Weltkriegs eine besonders wichtige Stellung ein. Wenn nämlich das Kaiserreich (und das heißt konkret: die herrschende Klasse dieses Reichs) am Ersten Weltkrieg unschuldig oder nur in gleichem Maße schuldig war wie die übrigen beteiligten Mächte, so läßt sich — mit Hilfe einiger anderer Geschichtsklitterungen — eine bruchlose Rechtfertigung konstruieren, und die eigene Weste bleibt Blütenweiß. Die durch den Kriegsschuldartikel begründeten Regelungen des Versailler Vertrages waren dann ein schreiendes Unrecht, der Kampf gegen diesen Vertrag verständlich und gerechtfertigt, der Sieg des Faschismus eine Folge dieses Kampfes, die Revisionspolitik des faschistischen Staates bis zur Besetzung des Sudetenlandes 1938 nichts anderes als die Beseitigung der in Versailles begonnenen Diskriminierung. Was dann folgte — insbesondere Judenvernichtung und auf Weltherrschaft gerichtete Expan-

sionspolitik — sei zwar verwerflich, aber wegen des totalitären Charakters des nationalsozialistischen Systems nicht zu verhindern gewesen; man habe ja — wie die Opposition aus Militär und hoher Bürokratie von den Putschplänen 1938 bis zum 20. Juli 1944 zeige — alles versucht. Nachdem man auf diese Weise den wahren Charakter des Totalitarismus kennengelernt habe, sei seit 1945 der konsequente Kampf gegen seine jetzt aktuelle Form — den Sozialismus in den östlichen Staaten wie im eigenen Land — zur wichtigsten Aufgabe aller freiheitlichen Kräfte geworden.

Aus diesem — hier natürlich verkürzt referierten — Geschichtsbild wird ersichtlich, daß die Leugnung des ausschlaggebenden Anteils des deutschen Imperialismus am Ausbruch des Ersten Weltkriegs (und die Verschleierung der sehr weitreichenden Kriegsziele) gewissermaßen das Fundament der gesamten Konstruktion darstellen. Nur so ist es zu erklären, daß das Buch von Fritz Fischer, der in positivistischer Unschuld geglaubt hatte, man dürfe als Historiker ohne weiteres publizieren, was die Dokumente besagen, wie ein Stich ins Wespennest wirkte. In dem mit allen Mitteln wissenschaftlicher Diffamierung geführten Kampf gegen Fischer und seine Schüler waren sie dann auch alle vereinigt: Ritter und Rothfels, Herzfeld und Michael Freund, der sich im Dritten Reich publizistisch besonders hervorgetan hatte, Erwin Hoelzle, der in der Weimarer Republik den Hochschulring Deutscher Art geleitet hatte, 1932 der NSDAP beigetreten und im Dritten Reich bis zum „Obereinsatzführer“ im Stab Alfred Rosenbergs aufgestiegen war — von ehemaligen nationalsozialistischen Publizisten wie Giselher Wirsing, der jetzt den Kurs von „Christ und Welt“ (neuerdings unter dem Titel „Deutsche Zeitung“ erscheinend) maßgeblich beeinflusst, ganz zu schweigen. Wie eng die Verbindung zwischen Wissenschaft und Politik, wie wichtig die herrschende Ideologie der Historiker für das offizielle Staatsverständnis ist, zeigte sich darin, daß der Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier im „Bulletin der Bundesregierung“ vom 4. 9. 1964 gegen Fischer polemisierte.

Die eklatante Niederlage der reaktionären Front in der Fischer-Kontroverse hat symptomatische Bedeutung. Der Bann ist gebrochen. Historiker der jüngeren Generation wie Imanuel Geiss, Helmut Böhme, Klaus Hildebrand, Klaus Stürmer, Ulrich Wehler usw. setzen sich zusehends von den reaktionären Geschichtslegenden ihrer Zunft ab — freilich mehr oder weniger konsequent, denn die Machtverhältnisse in den historischen Fakultäten, von denen Habilitations- und Berufungschancen abhängen, verführen manche dazu, bewußt oder unbewußt allerlei Kompromisse zu schließen. Obgleich der Verstoß gegen die Dogmen der Zunft nicht mehr unbedingt zum Abbruch der akademischen Karriere führt, wie das noch bei Veit Valentin und Eckart Kehr der Fall war, so bedeutet er doch auch heute noch ein beträchtliches Risiko: der seit mehreren Jahren habilitierte und durch eine große Zahl von hervorragenden Publikationen ausgewiesene Imanuel Geiss, der den Kampf gegen die Historikerzunft besonders konsequent geführt hat (u. a. durch eine Reihe von Artikeln in der Frankfurter Rundschau), hat bis heute noch keinen Lehrstuhl

erhalten; Historiker, die durch kaum mehr als ihren Konformismus ausgewiesen waren, wurden ihm immer vorgezogen. Mit dem in naher Zukunft verstärktem eingeführten Mitbestimmungsrecht von Studenten und Assistenten bei Habilitationen und Berufungen dürfte das jedoch anders werden.

Die Inkonsequenzen der jüngeren, das herrschende Geschichtsbild kritisch revidierenden Historiker hat allerdings nicht nur taktische und ideologische, sondern auch methodische Gründe. Sie verfügen bisher vielfach nicht über das sozialwissenschaftliche Instrumentarium, um eine nicht nur empirisch belegte, sondern auch theoretisch stringente Alternativkonzeption zu erarbeiten. Wie die Basisgruppe Geschichtswissenschaft an der Universität Hamburg mit Recht feststellt, zeichnet sich die herrschende Geschichtswissenschaft nicht nur durch ihre „Fixierung auf restaurative Ideologien“, sondern auch durch einen eklatanten „Mangel an theoretischer Reflexion“, durch das vollständige Fehlen von „systematisch-theoretischer Kritik der Grundlagen von Historie“ aus⁵. Hier besteht eine wichtige Aufgabe der studentischen Basisgruppen im Fach Geschichte darin, diesen oft durchaus lern- und kooperationswilligen Assistenten und Dozenten bei der Erarbeitung eines solchen Instrumentariums zu helfen.

Die Historiker alter Art sind also ohne Zweifel in die Defensive geraten. Sie versuchen nun, Auffangstellungen zu errichten und ihre Publikationen gegenüber sozialwissenschaftlicher Kritik besser abzusichern. Wie weit das gelingt, kann an dem Sammelband überprüft werden, der zum 100. Jahrestag der Reichsgründung im Seewald-Verlag erschienen ist⁶ — einem Verlag, der sein Profil durch die Publikation der Schriften von Axel Springer, Franz Josef Strauß, des Freiherrn von und zu Guttenberg, von Helmut Schmidt und äußerst reaktionärer Geschichtsbücher⁷ erlangt hat. Das Bemühen, „modern“ zu wirken, ist deutlich zu erkennen. Schon im Titel ist von „Kontroversen“ die Rede, und im Vorwort der Herausgeber heißt es: „Die kontroversen Standpunkte, wie sie historisch vertreten wurden, treten auch in den Untersuchungen und Würdigungen dieses Bandes hervor, der bewußt darauf verzichtet, standardisierte und harmonisierte Deutungen anzubieten“ (8). Von „kritischer Bestandsaufnahme“ wird gesprochen, freilich auch — die Sprache verrät, was durch den modernistischen Anstrich eigentlich verborgen werden soll — von „tiefer Besinnung“ (8). „Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland in der Zeit der Reichsgründung“ werden in die Unter-

5 Basis GWS, *Historie zwischen Ideologie und Wissenschaft*, Hamburg 1970, S. 6; den Versuch einer umfassenden Kritik unternimmt das von DDR-Wissenschaftlern verfaßte Handbuch „Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung“, das zuerst im Berliner Akademieverlag erschien und 1970 vom Pahl-Rugenstein-Verlag herausgebracht wurde.

6 Schieder, Theodor, und Ernst Deuerlein (Hrsg.): *Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*. Seewald-Verlag, Stuttgart 1970 (475 S., Ln., 36,— DM).

7 Zu letzteren vgl. R. Kühnl, *Literaturbericht über „Entwicklung und Struktur der Bundesrepublik“*, in: *Neue Politische Literatur* 1971, H. 3.

suchung einbezogen — allerdings nicht so, daß sie als Grundlage der Interpretationen fungieren, ohne die Politik und Verfassung nicht verständlich sind, sondern als Konsequenz einer Fächerteilung, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mechanisch als eigene Disziplin neben politische Geschichte und Verfassungsgeschichte stellt, ohne den Versuch einer Vermittlung und damit eines Begriffs vom Ganzen überhaupt noch zu unternehmen. Auch in der Auswahl der Autoren ist ein gewisser Anschein von Aufgeschlossenheit zu bemerken: zwar handelt es sich beim größten Teil um Ordinarien (überwiegend der älteren Generation), doch wurden in den erlauchten Kreis auch ein Privatdozent, ein Lehrbeauftragter und zwei Assistenten aufgenommen. Wenn auch Studenten nicht vertreten sind und wenn es sich auch bei den Assistenten — wie die Untersuchung zeigen wird — um durchaus konventionelle Historiker handelt, so bleibt doch gegenüber der früher herrschenden Praxis ein Unterschied: damals verwerteten die Ordinarien die Arbeitsergebnisse ihrer Assistenten unter ihrem eigenen Namen, zum eigenen Ruhme und Profit. Der Assistent durfte sich glücklich schätzen, wenn er im Vorwort erwähnt wurde.

Die inhaltliche Analyse bestätigt, daß die Fundamente konservativer Geschichtswissenschaft nirgends tangiert oder auch nur reflektiert werden und daß die Rede von „kontroversen Standpunkten“ und „gegensätzlichen Meinungen“ (8) kaum mehr als eine Floskel ist, die den durchaus falschen Anschein erwecken soll, als habe man wenigstens das historische Niveau der bürgerlichen Demokratie und der Pluralismustheorie erreicht. Schon der Aufsatz von Ernst Rudolf Huber (einem der bedeutendsten Staatstheoretiker des deutschen Faschismus, später Professor in Wilhelmshaven und Göttingen, seit 1968 emeritiert) über „Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte“ zeigt, daß das keineswegs der Fall ist. Nach Huber war die konstitutionelle Monarchie deshalb eine „sachgerechte“ Lösung, weil die monarchisch-partikularstaatliche Gewalt nun einmal zu den „unumgänglichen Verfassungsrealitäten des deutschen 19. Jahrhunderts“ gehörte und weil „das in der Nation dominierende gebildete und besitzende Bürgertum sich als ein ausgleichender Faktor erwies“, der „im Interesse des innergesellschaftlichen Kräftegleichgewichts extreme Ansprüche des radikalen Flügels“ abwehrte (170 f.). Die Legitimation des kaiserlichen Obrigkeitsstaates liegt also schon darin, daß „die vernunftbestimmte Rücksicht auf reale Gegebenheiten oft eine zuverlässigere Basis der Verfassungsgestaltung (ist) als die ideologisch fundierte Doktrin“ (178), womit offensichtlich die Emanzipationsansprüche der Unterdrückten gemeint sind. Deutlicher kann der apologetische Charakter dieser Staatsauffassung nicht formuliert werden: Ein Herrschaftssystem ist deshalb legitim, weil es real besteht; die herrschende Klasse ist dadurch legitimiert, daß sie herrscht.

Huber hat jedoch noch eine zweite Rechtfertigung des konstitutionellen Systems parat, deren Nutzenanwendung für die herrschende Klasse der Gegenwart mindestens ebenso wichtig ist: Dieses System

sei nicht nur deshalb „sachgerecht“ gewesen, weil es den damaligen gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen entsprach, sondern auch aus grundsätzlichen Erwägungen. Gewaltenteilung als ein System des vernünftigen Ausgleichs, des „Gleichgewichts zwischen Tradition und Progression“ (187), sei nur durch ein starkes Eigengewicht der Exekutive zu garantieren: „Eine nicht nur formal, sondern substantiell gewaltenteilende Verfassung aber setzt voraus, daß kein Verfassungsorgan, auch nicht die gewählte Volksvertretung, in den Alleinbesitz der politischen Macht eingewiesen werden darf, sondern daß die politische Macht zwischen mehreren gleichberechtigten Verfassungsorganen aufgespalten sein muß“, daß also „die Legislative wie die Exekutive effektive Eigenständigkeit besitzen“ (179). „Zum Schutz von Freiheit und Recht wurde damit das Aufkommen des ‚Parlamentsabsolutismus‘ verhindert“ (181). Die Verselbständigung der Exekutivgewalt gegenüber demokratischer Kontrolle und Willensbildung, die seit je die Unterdrückung der Massen ermöglichen soll (vom Kaiserreich bis zum Faschismus, von Art. 48 der Weimarer Verfassung bis zu den Notstandsgesetzen), wird als Notwendigkeit des „Rechtsstaats“ verklärt, Volkssouveränität und Demokratie sind als tödliche Gefahr für Freiheit und Recht denunziert. Diese Diagnose Hubers ist dann richtig, wenn man sich vergegenwärtigt, wessen Freiheit und wessen Recht hier gemeint sind.

Eine dritte Argumentationsreihe Hubers ist bemerkenswert. Sie betrifft das Verhältnis von Konflikt und Konsens. Huber erklärt: „Jedes freiheitliche Verfassungssystem beruht auf der Voraussetzung, daß es auch im schroffen Gegensatz der Ideen und Interessen“ eine „höhere Gemeinsamkeit“, eine „substantielle Basis in der gemeinsamen Anerkennung übergeordneter Güter“ gibt. „Ohne diese Voraussetzung wird jede Diskussion sinnlos und bleibt jede Mehrheitsentscheidung unverbindlich“ (194)^{7a}. Dieser Gedanke scheint mir richtig zu sein — nur in einem ganz anderen Sinne, als Huber annimmt. In einer Klassengesellschaft, in der es jene „höhere Gemeinsamkeit“ der Interessen, z. B. in der Eigentumsordnung, nicht geben kann, bedeutet jede politische Grundentscheidung die Diktatur der einen Klasse über die andere. Diese Diktatur der herrschenden Klasse kann — wenn die Arbeiterklasse über starke Kampforganisationen verfügt — im bürgerlichen Verfassungsstaat durch Kompromisse in sekundären Fragen gemildert werden, konkret: das aus der privaten Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel resultierende Herrschaftsverhältnis kann durch höhere Löhne, bessere Arbeitsbedin-

^{7a} Diese Ideologie vom „Fundamentalkonsens“, der Stabilität und Integration erst ermögliche, gehört zu den Eckpfeilern bürgerlicher Staatstheorie. Vgl. von historischer und politologischer Seite z. B. F. Meinecke, Politische Schriften und Reden, in: Werke Bd. 2, Darmstadt 1958, S. 323 f.; W. Besson, F. Meinecke und die Weimarer Republik, in: VfZ 2/1959, S. 115; K. J. Newman, Multikausale und interdependente Faktoren des Weimarer Verfalls und des totalitären Sieges, in: Staat, Wirtschaft und Politik, Festschrift für Heinrich Brüning, hrsg. von F. A. Hermens und Th. Schieder, Berlin 1967, S. 436 f.

gungen und Sozialleistungen erträglicher gestaltet werden, doch es bleibt ein Herrschaftsverhältnis, in dem die eine Klasse das Ausbeutungsobjekt der anderen ist. Mit Hilfe eines differenzierten Herrschafts- und Manipulationsinstrumentariums und einer besonderen Struktur der staatlichen Willensbildung gelingt es, das Interesse der Minderheit als den Willen der Mehrheit auszugeben. Aber selbst wenn das nicht so wäre, bliebe die Frage: woher nimmt eigentlich in einer Klassengesellschaft die Mehrheit das Recht, ihre Entscheidung als die Entscheidung aller auszugeben? Klammert man die Problematik des Übergangs in eine neue Gesellschaft aus, so folgt aus diesen Überlegungen: Erst in einer klassenlosen Gesellschaft, in der ein Gemeinwohl real existiert, verlieren politische Entscheidungen den Charakter der Vergewaltigung und erhält das Mehrheitsprinzip seinen vernünftigen und humanen Sinn. Es stellt dann jene Entscheidung über den Weg zu dem gemeinsamen Ziel dar, für den sich nach öffentlicher Erörterung der größere Teil des Volkes entschieden hat und den die Minderheit akzeptieren kann, ohne ihre elementaren Interessen preiszugeben. Auch am Beispiel bürgerlicher Demokratietheorien läßt sich also zeigen, wie die emanzipatorischen Komponenten der bürgerlichen Revolution und der Aufklärung systematisch eliminiert worden sind. Aufgabe kritischer Geschichtswissenschaft, auch wenn sie sich nicht zum Marxismus bekennt, wäre es, diese Komponenten offenzulegen, konsequent zu Ende zu denken und in die Realität umzusetzen, d. h., um mit Friedrich Engels zu sprechen: das Bürgertum beim Wort zu nehmen.

Der Aufsatz von Elisabeth *Fehrenbach*, Assistentin am Historischen Seminar der Universität Gießen, über „Die Reichsgründung in der deutschen Geschichtsschreibung“ hätte vom Thema her als Anlaß zu einer kritischen Reflexion über die deutsche Geschichtswissenschaft dienen können. Dazu wäre es erforderlich gewesen, den Zusammenhang zwischen Methoden und Resultaten dieser Wissenschaft, ihrer politischen Funktion, dem gesellschaftlichen Standort der Historiker und ihrem Selbstverständnis aufzudecken und von hier aus die Revision des herrschenden Geschichtsbildes in Angriff zu nehmen. Tatsächlich aber kommt die Verfasserin nicht wesentlich über die These hinaus, daß die Ansichten der Historiker über die Reichsgründung sich im Laufe der Zeit gewandelt haben und daß das in irgendeinem Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen selbst steht. Wie dieser Zusammenhang zu bestimmen ist, bleibt unklar. Ein mysteriöser „Zeitgeist“ scheint am Werke zu sein, der den Historikern einer Epoche jeweils die Feder führt. Von gesellschaftlichen Interessen und dergleichen ordinären Dingen ist nicht die Rede. Die Aufmerksamkeit der in diesem Beitrag behandelten Historiker konzentriert sich aufs Höhere, will sagen: aufs Ideologische, und die Verfasserin selbst übernimmt diese Sichtweise ohne Einschränkung. Danach war es nicht etwa eine präzis angebbare und längst empirisch ermittelte soziale Interessenkonstellation, die „in die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs“ führte, sondern die „grauenhafte Übersteigerung des Nationalstaatsgedankens im Dritten Reich“ (285), also ein bloß ideo-

logischer Irrtum, der seinerseits nach Herkunft und Funktion nicht weiter befragt wird. Bei der Reichsgründung ging es um die „Synthese von Macht und Geist“ (264) und von „Macht und Ideal“ (274), bei den Kontroversen der Historiker um die „Alternative zwischen Universalstaat und Nationalstaat“ (265), um den „Machtstaatsgedanken“ und den „Reichsgedanken“ (274 f.), um die „dualistische Spannung zwischen ethischen Normen und politischem Handeln, Staatsraison und Humanität“ (276) — und so geht das weiter. Der im Vergleich zu solchen Subtilitäten freilich ziemlich profane Gedanke, daß alle diese ideologischen Gebilde ihre Ursache und ihre Funktion in den konkreten gesellschaftlichen Kämpfen ihrer Zeit haben könnten, kommt der Verfasserin leider nicht. Ideologische Veränderungen werden lediglich konstatiert: „Der idealistische Glaube an die Identität des wirklichen mit dem vernünftigen, d. h. sittlichen Staat weicht der pessimistischen Einsicht (!) in die ‚Dämonie der Macht‘“ (274). Die Frage, warum er weicht, wird nicht aufgeworfen. Er weicht ihr eben, das muß dem Leser genügen. Sofern die Darstellung überhaupt die Ebene der Deskription überschreitet und ihrer formalen Struktur nach zur Kausalanalyse, d. h. zur Argumentation vorstößt, ist diese auf Tautologien reduzierbar: „Erst die Flucht in die Vergangenheit bewirkte die verhängnisvollen Fehlurteile“ (285). Was also ist die Ursache für ideologisches Fehlverhalten? Ideologisches Fehlverhalten natürlich — was denn sonst!

Daß von hier aus weder das Verhalten der Historiker zum Faschismus noch dieser selbst kritisch zu analysieren ist, liegt auf der Hand. Wenn dieser sich wirklich nur durch einige theoretische Irrtümer ausgezeichnet hätte — indem er „alles historische Kontinuitätsdenken ... über Bord warf“, „Volk und Rasse gleichgesetzt“ und den „Nationalstaatsgedanken“ übersteigert habe (285) —, so wäre seine Überwindung in der Tat kein ernstes Problem. Wie die hochgebildeten Historiker allerdings in solchem Maße „in den Sog der NS-Ideologie“ geraten konnten (278 f.), wäre dennoch einer näheren Betrachtung wert. Auch wäre zu fragen, wer hier eigentlich an wem gesogen hat und worauf die Affinität des Bildungsbürgertums zum Faschismus konkret beruhte.

Wenn die Welt der Vorstellungen hier als vollständig autonom erscheint, so erwartet man Aufschluß über die wirklichen gesellschaftlichen Verhältnisse von dem Beitrag mit dem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft in der Zeit der Reichsgründung“. Der Verfasser Wolfgang Zorn, Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität München, stellt dafür in der Tat aufschlußreiche Materialien zusammen: über die Verteilung der Beschäftigten, die Größe der landwirtschaftlichen und industriellen Betriebe, die Infrastruktur, die Höhe des Sozialprodukts, die Lohnentwicklung und die regionale Wirtschaftsentwicklung. So unentbehrlich solche Daten sind, so fallen doch zwei für bürgerliche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte charakteristische Mängel ins Auge: Erstens gehen schon in die Auswahl der Daten ideologische Momente ein (so wird der Anstieg des Sozialprodukts und des Volksvermögens nicht konfrontiert

mit der Einkommens- und Vermögensverteilung; vgl. 206 f.), und zweitens stehen diese ziemlich unvermittelt neben den Erörterungen über das politische Verhalten der Bevölkerung. Dieses leitet der Verfasser aus den subjektiven Einstellungen der verschiedenen Sozialgruppen ab, ohne nach deren Herkunft zu fragen. Da seiner Meinung nach der Versuch, „soziale Verhaltensweisen aus einem ökonomischen Unterbau“ zu erklären, „mit gutem Grunde immer wieder gescheitert“ ist (221), setzt er den Terminus „Klasseninteressen“ in Führungszeichen (218) und beruft sich statt dessen — im Anschluß an Schumpeter — in letzter Instanz auf den „schlichten Drang zur Herrschaft und Machtausübung als Selbstzweck“ (221). Aber selbst wenn man konzediert, „daß hier vorkapitalistische, wirtschaftlich gesehen irrationale Denk- und Verhaltensweisen mit hereinwirkten“ und besonders den Nationalismus des Bürgertums prägten, so bliebe die Aufgabe, erstens diese Mentalitäten aus vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen konkret abzuleiten und zweitens ihre politische Funktion im Imperialismus aufzuzeigen. Aber das Phänomen der Ideologie ist dieser Art von Geschichtswissenschaft noch nicht einmal zum Problem geworden.

Daß Zorn letzten Endes auf eine Apologie des deutschen Imperialismus hinaus will, wird sehr rasch erkennbar. Der Satz: „In Essen brachte Alfred Krupp die Gußstahlfabrik Friedrich Krupp zu erstaunlicher Blüte“ (204) deutet die Richtung an⁸. Obgleich nämlich die „Sonderungen zwischen Adel und ‚Bürgerlichen‘“ noch stark „empfunden wurden“ (217), habe sich nach 1871 in der „Zusammensetzung der Führungsschicht . . . ein Kompromiß zwischen Rang und Geburt, gemeinnützigem Verdienst (!) und Großbesitz“ abgezeichnet (220). Daß in diese, aufs Gemeinwohl gegründete Integration „der ‚vierte Stand‘ . . . so ungenügend einbezogen“ wurde, daß die Arbeiter sogar als Reichsfeinde galten (220), war freilich ein bedauerlicher Rest an „Traditionalismus“. Erst später kam „die Einsicht . . . , daß die moderne Arbeiterfrage . . . politisch nur mit allgemeinem, gleichem Wahlrecht *und* mit Parlamentarismus dauerhaft zu lösen war“ (225). Aber mittlerweile ist sie ja aufs vorzüglichste gelöst, so daß weiteres Kopfzerbrechen über die „moderne Arbeiterfrage“ durchaus überflüssig ist.

Am Beispiel dieses Aufsatzes wird sehr anschaulich erkennbar, in welcher Weise die Kritik an der auf reine Ideen- und Persönlichkeitsgeschichte fixierten traditionellen Historiographie aufgefangen werden soll: Neben der allgemeinen Geschichte, der Rechtsgeschichte,

8 Brecht kommentierte diese Art der Geschichtsschreibung in seinem Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ u. a. wie folgt:

„Wer baute das siebentorige Theben?

In den Büchern stehen die Namen von Königen.

Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?

...

Alle zehn Jahre ein großer Mann.

Wer bezahlte die Spesen?“

der Kunst- und Literaturgeschichte wurde eine neue Disziplin „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ etabliert, die Materialauswahl und Interpretation nach den gleichen apologetischen Kategorien betrieb wie die übrigen historischen Disziplinen und deren Isoliertheit und Beschränktheit im übrigen unangetastet ließ. Daß von hier aus ein Begriff von Gesellschaft nicht erarbeitet werden kann, ist evident.

Gegenüber solcher Geschichtswissenschaft weist der Aufsatz von Hans-Josef *Steinberg*, Mitarbeiter des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung (und soeben nach Bremen berufen) „Sozialismus, Internationalismus und Reichsgründung“ deutliche Unterschiede auf. *Steinberg* arbeitet klar heraus, wie unterschiedlich die Reichsgründung und ihre Vorgeschichte von den verschiedenen Richtungen der im Entstehen begriffenen deutschen Arbeiterbewegung einerseits und den in London lebenden Marx und Engels andererseits beurteilt wurden und welches Verständnis von Geschichte, Nation und Klassenkampf jeweils dahinterstand. Für Marx und Engels war dieses deutsche Kaiserreich zwar „nichts anderes als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter und zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflusster, bürokratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus“⁹, doch sie wiesen zugleich darauf hin, daß es für ein großes Volk unmöglich sei, seine inneren Probleme ernsthaft zu diskutieren, daß insbesondere die Arbeiterbewegung über keine ausreichende Basis verfügte, solange die nationale Frage ungelöst war (vgl. 323). Also komme es darauf an, „das Faktum zu akzeptieren, ohne es zu billigen, und die sich jetzt jedenfalls darbieten müßenden größeren Facilitäten zur nationalen Organisation und Vereinigung des deutschen Proletariats zu nutzen“¹⁰. Die in Deutschland arbeitenden Sozialdemokraten stimmten mit den „Londonern“ zwar in der Beurteilung des Klassencharakters des neuen Staates überein, doch erblickten sie schon im Norddeutschen Bund eine Konsolidierung Preußens, die nicht im Interesse der proletarischen Revolution sein könne.

Diese Kontroversen werden von *Steinberg* zutreffend und (fast) ohne die in bürgerlichen Marxismusinterpretationen üblichen dümmlichen Sticheleien¹¹ nachgezeichnet. In Konflikte und Widersprüche gerät er allerdings dann, wenn er selbst die Klassenstruktur des Kaiserreichs charakterisieren soll. Einerseits spricht er von einem „Antagonismus zwischen sozialistischer Arbeiterbewegung und diesem Reich“ (319), was ja wohl einen objektiven Klassengegensatz impliziert, andererseits wirft er der herrschenden Klasse des Kaiserreichs vor, sie habe der Sozialdemokratie „pauschal den Charakter der ‚Reichsfeindlichkeit‘ zugesprochen“ (343), ohne zu erkennen, daß dieser Vorwurf von deren Interessenlage aus vollständig berechtigt

9 MEW 19, S. 29; zit. S. 337.

10 MEW 31, S. 241; zit. S. 324.

11 Eine Ausnahme findet sich auf S. 339, wo er sich darüber mokiert, daß Marx und Engels „natürlich wie stets um den eigentlichen Grund dieser Entwicklung“ wußten.

war — jedenfalls so lange, als revisionistische Tendenzen in der Sozialdemokratie nicht zu erkennen waren.

Trotz dieser Inkonsequenzen erscheint es ein wenig verwunderlich, daß Steinberg seinen Aufsatz in diesem insgesamt eindeutig reaktionären Band publiziert hat. Im Schlußkapitel „Das Deutsche Reich in seinen nationalen und universalen Beziehungen 1871 bis 1945“ rückt nämlich Theodor *Schieder* die Dinge wieder ins rechte Lot. Schieder, der — zusammen mit Ernst Deuerlein — als Herausgeber des Bandes fungiert, hatte sich im Dritten Reich nicht nur habilitiert und einen Lehrstuhl in Königsberg erworben, sondern auch durch die offene Verherrlichung des faschistischen Imperialismus hervorgetan¹². Dieses Verhalten wurde offenbar als besondere Qualifikation für Führungspositionen in der Bundesrepublik aufgefaßt: 1951 berief ihn das Bundesministerium für Vertriebene in eine Kommission, die eine „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ zu erarbeiten hatte, 1955 berief ihn der damalige Innenminister Schröder in die Parteienrechtskommission (der auch Hans Rothfels angehörte), seit 1957 fungiert er als Herausgeber der renommierten „Historischen Zeitschrift“, seit 1967 als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands — um nur die wichtigsten Ämter zu nennen. Daß die seriöse Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik in subtiler Weise mit offen revanchistischen Institutionen verflochten, aber auch mit der direkten Hilfeleistung für die offizielle Außenpolitik befaßt ist, kommt symptomatisch darin zum Ausdruck, daß Schieder (zusammen mit Rothfels, Görlitz u. a.) dem Beirat des „Göttinger Arbeitskreises ostdeutscher Wissenschaftler“ angehört, der den Forderungen der Landsmannschaften die scheinwissenschaftliche Fundierung liefert, ebenso (zusammen mit Hubatsch, Lemberg, Rothfels u. a.) dem „Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat“, der „ostkundliche“ Publikationen in breitem Umfang organisiert und offenbar über beträchtliche staatliche Mittel verfügt.

Im ersten Teil seines Beitrages vollzieht sich Geschichte — ganz wie gehabt — als Geisteskampf: Der Forscher, der seinen Blick über die Jahrhunderte hingeleiten läßt, nimmt das gewaltige Ringen der Gedanken wahr, deren Herkunft keiner kennt, und der Führerpersönlichkeiten, die als ihre Inkarnationen fungieren. In die Niederungen materieller Interessen und sozialökonomischer Kämpfe hinabzusteigen, erscheint in der Tat kaum zumutbar, wo es um den „Kaiser- und Reichsgedanken“ ging, um die Übernahme der übernationalen, universalistischen, oder wenigstens der überterritorialen Züge des „alten Kaisertums“ (425), dann, um die Jahrhundertwende, um den „Umbildungsprozeß des nationalen und föderalistischen Reichsgedankens in einen imperialen“ (426), in der Weimarer Zeit dann um den Kampf zwischen dem „Reichsgedanken“ und einer „konservativ gefärbten Reichsideologie“, die sich aus einem „Reichsmythos“

12 Vgl. dazu die Dokumentation „Theodor Schieder — die Wetterfahne der herrschenden Klasse“, die von der Basisgruppe Geschichte in Köln angefertigt wurde.

entwickelte (429), schließlich in der faschistischen Periode dann um die „Agonie des Reichs“, als welche die Herrschaft des Faschismus trotz dessen Berufung auf die „Reichstradition“ schonungslos entlarvt wird (430).

Erst der zweite Teil zeigt dann, worauf diese Geisterschau politisch hinzielt. Hier wird zunächst offenbar, daß Schieder durchaus eine Vorstellung davon hat, welchen gesellschaftlichen Interessen die preußische Monarchie diene: „Der altpreußische Royalismus und Monarchismus hing aufs engste zusammen mit der sozialen Vorherrschaft des Junkertums“ (430), die im preußischen Verfassungskonflikt in offenem Gegensatz zu den „bürgerlich-liberalen ... Kräften“ geriet (431). Wer allerdings erwartet, daß die Frage nach dem Klassencharakter politischer Herrschaftssysteme auch auf Kaiserreich, Weimarer Republik und Faschismus ausgedehnt wird, sieht sich arg enttäuscht. Sobald es prekär wird, flüchtet Schieder wieder in psychologisierende Geistesgeschichte: der „preußische Machtwille“ sei es gewesen, der — nach der Kontinuitätsthese — auf die gesamtdeutsche Politik und dann auf den „Hegemonialkampf im deutschen und schließlich im Weltmaßstab“ ausgedehnt wurde; denn „preußische Staatsloyalität, ja preußischer Staatspatriotismus“ hatten ein breites Fundament (433 f.). Wie es zur Ausbildung solcher Ideologien kommt und wem sie nützen, bleibt ungeklärt. Und wer den Imperialismus bislang für eine Äußerungsform kapitalistischer Interessen seit dem Übergang des Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus gehalten hat, wird hier eines Besseren belehrt: Nach Schieders Ansicht war er „ein allgemeines Phänomen der Zeit, an dem Staaten verschiedenster politischer und gesellschaftlicher Struktur Anteil hatten“ (436). Leider erfährt man nicht, was mit den verschiedensten gesellschaftlichen Strukturen konkret gemeint ist, doch deuten einige Formulierungen darauf hin, daß es Schieder vor allem darum geht, Preußen und die Junkerkaste zu entlasten. In der Tat wäre es abwegig, den Imperialismus des Deutschen Reiches von feudalen Interessen her ableiten zu wollen, doch müßte eine historische Analyse die enge Verflechtung von großbürgerlichen Interessen sichtbar machen, auf der das Herrschaftssystem des Zweiten Reiches beruhte. Daß Schieder die Resultate der Arbeiten von Hallgarten, Fischer, Geiss, Wehler u. a., die diese Verflechtung nachgewiesen haben, souverän ignoriert, ist symptomatisch für seinen Begriff von Wissenschaft. Zwar erwähnt er die gegenüber der herkömmlichen Kritik „weit radikalere These vom Bismarckreich als Klassenstaat“ (443), glaubt diese aber u. a. durch den Hinweis auf die „subjektiv ehrliche Revolutionsfurcht“ Bismarcks (444) entkräften zu können. Diese vollständige Unfähigkeit, objektive soziale Sachverhalte begreifen zu können (vielleicht auch die feste Absicht, sie nicht zur Sprache zu bringen) korrespondiert mit einer sehr subtilen Rechtfertigung der Bismarckschen Kombination von Zuckerbrot und Peitsche gegenüber der Arbeiterklasse. Schieder konstatiert nämlich den Zusammenhang der „bahnbrechenden Sozialreform“ Bismarcks und seiner „in der Begründung und Wirkung verfehlten Repressalienpolitik des Sozialistengesetzes“ (444),

was ja wohl bedeutet, daß dieses terroristische Gesetz im Prinzip richtig war, allerdings einer anderen Begründung bedurft hätte, um voll wirksam zu sein. Von hier aus gelangt Schieder zu einem Plädoyer für die Weiterentwicklung der bürgerlichen Nationalstaaten zu „sozialpartnerschaftlichen Formen“ und zur „Integration der Arbeiterklasse“ (445), deren sozialer Inhalt nach alledem leicht zu erschließen ist.

Der Faschismus fällt jedenfalls nach Schieders Ansicht aus der Kontinuität der deutschen Geschichte völlig heraus. Die Argumente, mit denen Schieder diese — angesichts der Fülle von Beweismaterial wirklich halsbrecherische — These begründet, sind charakteristisch für seine personalistisch-geistesgeschichtliche Betrachtungsweise: Das Kaiserreich sei von Preußen beherrscht und geprägt worden; die Wurzeln des Nationalsozialismus lagen dagegen „zweifelloso außerhalb Preußens“, die NSDAP sei „von Süddeutschland aufgebrochen . . . und von einem Österreicher geführt“ worden (435). (Um dieser „Interpretation“ den Anschein von Objektivität und Ausgewogenheit zu geben, konzidiert Schieder großzügig, daß bei Hermann Göring, der „aus einer preußisch bestimmten Traditionswelt kam“, die Dinge etwas anders lagen [437]. Als ob es darauf ankäme!) So sei die „innere Distanz vieler Repräsentanten der altpreußischen Mentalität“ (437) zu erklären (die freilich, was Schieder nicht erwähnt, daß „äußere“ Bündnis nicht ausschloß). Auch der „kontinentale Imperialismus“ des Faschismus habe „die herkömmlichen Vorstellungen preußischer Überlieferung weit hinter sich“ gelassen (437). Vorsichtshalber läßt sich Schieder auf einen Vergleich der deutschen Kriegszielprogramme in beiden Weltkriegen nicht ein — auch nicht auf die Frage, welche gesellschaftlichen Interessen es waren, die in beiden Kriegen sich in diesen Programmen artikulieren. Statt dessen hebt er hervor, wie stark die „Formverwandtschaften“ des Nationalsozialismus mit anderen „faschistisch-autoritären“, aber auch mit „kommunistischen Massenorganisationen“ waren (437). Die Einsicht, daß ein politischer „Aktionsstil“ nicht um seiner selbst willen da ist, sondern politischen Zwecken dient, also auch nur von diesen her begriffen werden kann, ist aus solch phänomenologischer Betrachtungsweise freilich nicht zu gewinnen.

Dieses Buch, von dem hier nur ein Teil der Aufsätze analysiert werden konnte, zeigt, daß die konservative — und das heißt: die an den Universitäten immer noch dominierende — Geschichtswissenschaft zwar in die Defensive geraten ist und unter dem Druck ihrer linken Kritiker einige formale Konzessionen machen mußte: sie redet neuerdings stärker von wirtschafts- und sozialhistorischen Problemen, gibt bei der inhaltlichen Kritik am Kaiserreich einiges zu, wirft die Frage nach der Kontinuität der Herrschaftsverhältnisse immerhin auf (was bis vor wenigen Jahren als ungeheuerliche Ketzerei galt) und nimmt sogar — wenn auch mit sichtlichem Widerwillen — so abscheuliche Begriffe wie „Klassenstaat“ und „Klasseninteresse“ in den Mund. In der Substanz aber hält sie an allen Geschichtslegenden fest, die nach 1945 konzipiert worden sind, um die Kontinuität

der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse seit dem Kaiserreich, die Verantwortung von Großkapital und preußischer Militärkaste für die beiden Weltkriege und die faschistische Diktatur, die Restauration der alten Sozialstruktur in der Bundesrepublik und die ideologische Hilfeleistung eben dieser Geschichtswissenschaft bei all diesen Vorgängen zu verschleiern. Während diesen Historikern bis vor einigen Jahren allgemein geglaubt wurde, werden sie von ihren Studenten neuerdings nicht mehr so ganz ernstgenommen. Ihre Hörsäle leeren sich — mindestens dort, wo die Studenten eine wissenschaftliche Alternative und eine reale Vergleichsmöglichkeit haben. So ist der Zorn beispielsweise der Marburger Historiker (Nolte, Scheibert usw.) auf die Politologen, so sind ihre Versuche, solche Alternativen zu unterdrücken, um die „Freiheit der Wissenschaft“ in ihrem Sinne zu sichern, nur allzu verständlich. Schon daraus ergibt sich, wie wichtig es ist, Lehrstühle mit progressiven Wissenschaftlern zu besetzen. Die Repräsentanten des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“ fürchten mit Recht, daß in der „freien Konkurrenz der Argumente“ die bessere, das heißt kritische, rationalere, umfassendere, konsequentere und leistungsfähigere wissenschaftliche Methode siegen wird.

Immanuel Geiss

Kritischer Rückblick auf Friedrich Meinecke

Die überragende Stellung Friedrich Meineckes in der traditionellen bürgerlichen Geschichtsschreibung war bis vor kurzem ebenso unbestritten, wie die Stellung der Historikerkunft in der Gesellschaft des Deutschen Reichs bis 1945 und seitdem in der BRD selbst.

Zusammen mit dem von ihm stets verehrten Ranke, an dessen Beerdigung in Berlin 1886 er teilgenommen hatte, umspannt Meinecke mit seinem langen Leben — er wurde 92 Jahre alt — die gesamte moderne Historiographie in Deutschland. Sein literarisches ōuvre mit zahlreichen Auflagen ist quantitativ beeindruckend. Seine Wertschätzung im deutschen Bildungsbürgertum läßt sich daran ablesen, daß Schüler und Bewunderer bald nach seinem Tod 1954 mit der Herausgabe seiner gesammelten Werke ihm pietät- und liebevoll ein unübersehbares Denkmal setzten¹, daß über ihn noch zu Lebzeiten eine lobpreisende Monographie erschien². Meinecke war nicht nur von 1914 bis 1928 Ordinarius an der seit ihrer Gründung 1810 prestigereichsten deutschen Universität — Berlin, sondern nahm auch zahlreiche einflußreiche Ämter in deutschen Wissenschaftsorganisationen ein. Vor allem war er fast vier Jahrzehnte lang, von 1896 bis 1935, Hauptherausgeber der „Historischen Zeitschrift“, des repräsentativen und zentralen Organs der deutschen Historikerkunft, in der Dauer der Herausgeberschaft sogar noch den Gründer der „Historischen Zeitschrift“, Heinrich von Sybel, um einige Jahre übertreffend.

Dazu war Meinecke der vielleicht produktivste und in Krisenzeiten auch einflußreichste politische Publizist innerhalb der deutschen Historikerkunft: im ausgehenden Kaiserreich, in der Weimarer Republik und nach dem Sturz des Dritten Reichs. Ein halbes Jahrhundert politische Publizistik Meineckes reflektiert zumindest den politischen Weg der Gruppe oder Klasse, für die er sprach und an die er sich wandte. In der Verwirrung und Ratlosigkeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Meinecke im hohen Alter seine eigentliche „richtungweisende“, also ideologische Bedeutung. Für das desorientierte deutsche Bildungsbürgertum schrieb er damals

1 Friedrich Meinecke: Werke. Herausgegeben im Auftrag des Friedrich-Meinecke-Instituts der Freien Universität Berlin von Hans Herzfeld, Carl Hinrichs, Walther Hofer, 8 Bde., Stuttgart 1957/69.

2 Walther Hofer: Geschichtsschreibung und Weltanschauung. Gedanken zum Werk Friedrich Meineckes. München 1950; eine so gut wie unkritische Reproduzierung und Referierung der Ideen Meineckes, daher zu Recht locker nur als „Gedanken zum Werk Friedrich Meineckes“ im Untertitel bezeichnet.

die erste historische politische Bestandsaufnahme nach 1945³, um das bestürzende Vakuum nach dem Ende des Dritten Reichs möglichst rasch aufzufüllen. 1948 wurde er zum Gründungsrektor der Freien Universität Berlin bestellt — inmitten des Kalten Kriegs in sich ein Vorgang von symbolischer Bedeutung. Das Historische Seminar der FU heißt noch heute ihm zum Gedächtnis „Friedrich-Meinecke-Institut“. Die Schüler seines Schülers Hans Rothfels, vor allem Theodor Schieder und Werner Conze, dominieren mit ihren Schülern — zusammen mit Schülern Gerhard Ritters und Gesinnungsgenossen — noch ganz den akademischen Zunftbetrieb, von der Besetzung der meisten Lehrstühle bis zur Kontrolle über die wissenschaftlichen Fachzeitschriften.

Je älter Meinecke wurde, um so mehr rückte ihn ein wortgewaltiger Personenkult nach 1945 fast schon in die Position des großen Sehers und Propheten, dem man sich nur in ehrerbietiger Demut nahen durfte. Kritik an Meinecke wurde offen und direkt kaum noch laut. Eine Ausnahme bildete der liberale Einzelgänger Franz Schnabel, der in seinen Seminaren wie in Veröffentlichungen gelegentlich warnte, daß Meineckes Ideengeschichte „über dem verfeinerten Betrachten der geistigen Zusammenhänge davon bedroht gewesen sei, den Boden der Realität unter den Füßen zu verlieren“⁴. Abgesehen von dieser eher indirekten Distanzierung nach Art der inneren Emigration, gab es in der Bundesrepublik nur Bewunderung für Meinecke. Jegliche Kritik an Meinecke erscheint daher noch immer vermessen, zumal sie, nicht immer in glücklicher Form, bisher nur in der DDR und der Sowjetunion vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus lautgeworden war^{4a}.

3 Die deutsche Katastrophe. Wiesbaden 1946, jetzt Werke Bd. VIII. Ähnlich auch bereits nach dem Ersten Weltkrieg, aber mit geringerer unmittelbarer Wirkung, F. Meinecke: *Nach der Revolution: Geschichtliche Betrachtungen über unsere Lage*. München, Berlin 1919.

4 Friedrich Hermann Schubert: Franz Schnabel und die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts. In: *HZ* 205 (1967), S. 323—357. Zitat: S. 339.

4a Werner Berthold: „... Großhungen und Gehorchen“. Zur Entstehung und politischen Funktion der Geschichtsideologie des westdeutschen Imperialismus, untersucht am Beispiel von Gerhard Ritter und Friedrich Meinecke, Berlin (Ost) 1960, Gerhard Lozek/Horst Sybe: *Geschichtsschreibung contra Geschichte. Über die antinationale Geschichtskonzeption führender westdeutscher Historiker*. Berlin (Ost) 1964; G. Lozek: Friedrich Meinecke, in: *Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft*, hrsg. von Joachim Streisand, 2 Bde., Berlin (Ost) 1963/65, Bd. II, S. 303—325. Alle Arbeiten haben im Rahmen ihres Themas ihren Wert, leiden aber unter dem in der DDR damals üblichen grobschlächtigen und unnötig polemischen Stil. Sehr viel ruhiger die knappe Charakterisierung Meineckes als Geschichtsphilosoph bei I. S. Kon: *Die Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts. Kritischer Abriss*. 2 Bde., Berlin (Ost) 1964, Bd. I, S. 197 f. Für eine westliche Analyse vgl. jetzt Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, dtv 4059, München 1971, vor allem S. 253—294.

Und doch ist heute die Demontage des Meinecke-Denkmal längst überfällig, als Bestandteil einer sich von den traditionellen Tabus und Dogmen der konservativ-reaktionären Historikerzunft emanzipierenden neuen Geschichtsschreibung. Historische Voraussetzung dazu sind die generelle Krise der deutschen Geschichtswissenschaft in der BRD seit 1960 als Ausschnitt der generellen Krise der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, eine bessere Kenntnis der jüngeren deutschen Geschichte und ihre kritisch-rationale Interpretation durch eine neue, heranwachsende Generation, speziell auch von jüngeren Historikern, denen es nichts ausmacht, erstmalig in der deutschen Wissenschaftsgeschichte einen konsequenten und radikalen Bruch mit den bestenfalls konservativ-liberalen Dogmen ihrer akademischen Vätergeneration aus der traditionellen deutschen Historikerzunft zu vollziehen. Eine grundsätzliche Kritik Meineckes würde — angesichts seiner zentralen Stellung — zugleich auch die überkommene und überholte Historikerzunft treffen⁵.

Ausgangspunkt und Grundlage zu jeder Beschäftigung mit Meinecke bleibt immer sein schriftliches Werk, ergänzt durch den publizierten Teil seines Briefwechsels. Das erfordert bereits die elementare Methode des Historikers. Sein Gesamtwerk enthüllt zwei wesentliche Schwächen Meineckes und damit auch der traditionellen Historikerzunft in Deutschland: Die überwiegende Konzentrierung auf die deutsche Geschichte, was im krassen Widerspruch zum Anspruch auf Universalität steht, und die Hypertrophie der Ideen; Meineckes thematisch ganz enge Dissertation über das sog. Stralendorffsche Gutachten im Jülicher Erbfolgestreit mit dem heute erst recht irrelevanten Ergebnis, daß die schon früher nachgewiesene Fälschung des Gutachtens bestätigt und zusätzlich herausgefunden wurde, daß es nicht 1610, sondern 1609 entstand⁶, hatte eher antiquarischen Charakter. Sonst lag das Schwergewicht seiner Arbeit weniger bei der Untersuchung der konkreten historischen Realität; wo er es tat, behandelte er militärische und diplomatische Probleme: eine Biographie über den preußischen Heeresreformer Boyen⁷, eine daraus erwachsene populäre Skizze über die preußische Reformzeit⁸, eine biographische Studie zur Revolution von 1848⁹, zwei Studien zu

5 Vgl. als erste Fingerübungen zum folgenden Aufsatz meine beiden Rezensionen der Bände 7 und 8 der Werke Meineckes in der „Frankfurter Rundschau“ vom 1. 8. 1970 und 13. 1. 1971, im Anschluß an ein von mir gehaltenes Seminar am Historischen Seminar der Universität Hamburg, Politik und Ideologie in der deutschen Historiographie, I: Friedrich Meinecke, im Sommersemester 1970; ferner, I. Geiss: Die Schwarz-Weiß-Rote Zunft, in: Diskus 3/1971, S. 14 f.

6 Das Stralendorffsche Gutachten und der Jülicher Erbfolgestreit. Diss. phil. Berlin 1886.

7 Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen, 2 Bde., Stuttgart 1896, 1899.

8 Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795—1815). Bielefeld, Leipzig 1906.

9 Radowitz und die deutsche Revolution. Berlin 1913.

damals zeitgeschichtlichen Fragen, wie wir heute sagen würden, den deutsch-britischen Beziehungen um die Jahrhundertwende und der päpstlichen Friedensvermittlung im Jahr 1917¹⁰ — diese Arbeiten summieren sich zwar rein quantitativ zu einem ansehnlichen Beitrag zur Forschung im engeren Sinne, aber ihr tatsächlich geringes Gewicht läßt sich u. a. daran ermessen, daß sie nicht für würdig gefunden wurden, in die Werkausgabe Meineckes aufgenommen zu werden.

Meineckes Ruhm gründet sich auf seine drei großen Werke (mit insgesamt 16 Auflagen) zur reinen Geistesgeschichte¹¹, die er so auf den Gipfel des deutschen Historismus und Idealismus führte. Hinzu kommt eine Fülle von ausführlichen Besprechungen oder Aufsätzen zu historischen Arbeiten¹², Reflexionen geschichtsphilosophischen Anspruchs¹³, autobiographische Schriften¹⁴, historisch-politische Publizistik in Form von Büchern¹⁵, Zeitschriften¹⁶ und Zeitungsartikeln, die leider nicht vollständig wieder veröffentlicht wurden, schließlich eine begrenzte Auswahl aus seiner Korrespondenz¹⁷.

Aber selbst innerhalb der engen, von Meinecke selbst gesetzten Grenzen erscheint der Altmeister der deutschen Geschichtsschreibung heute nicht nur kritikbedürftig, sondern im ganzen sogar hoffnungslos überholt. Einen seiner grundsätzlichen Mängel hat Meinecke selbst gespürt: Die historische Realität kommt in seinen Werken kaum vor, offensichtlich im Unterschied zu seinen Vorlesungen und Seminaren. Meinecke selbst bekannte im hohen Alter selbstkritisch:

„Ich selbst würde, wenn ich die Begabung dazu hätte, mich vielmehr mit konkreter als mit ideeller Geschichte beschäftigt haben, aber meine durch und durch unpraktische und mit schlechten Sinnes-

10 Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890 bis 1901, Berlin, München 1927; Kühlmann und die päpstliche Friedensaktion, in: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1928.

11 Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. München, Berlin 1908, in 8. und 9. Aufl. jetzt in der Werkausgabe, Bd. V. 1963, 1969; Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München, Berlin 1924, 3. Aufl. in Werke Bd. I. 1957; Die Entstehung des Historismus, München, Berlin 1936, 3. und 4. Aufl. in Werke Bd. III, 1959, 1965.

12 Sie sind in zahlreichen kleineren und größeren Sammelbänden zusammengefaßt; nur ein Teil der Einzelarbeiten wurde in die Werkausgabe aufgenommen; Werke, Bd. VII: Zur Geschichte der Geschichtsschreibung.

13 Zum größten Teil jetzt zusammengefaßt in Bd. IV der Werkausgabe: Zur Theorie und Philosophie der Geschichte, 1959.

14 Erlebtes. 1862—1901. Leipzig 1941; 2. Aufl. 1965, Straßburg-Freiburg-Berlin 1901—1919. Erinnerungen. Stuttgart 1949; beide in einem Band unter dem Titel: Erlebtes. 1862—1919. Stuttgart 1964; jetzt auch in der Werkausgabe, Bd. VIII: Autobiographische Schriften, 1969.

15 Vgl. oben Anm. 3.

16 Nur teilweise zusammengefaßt in Werke Bd. II: Politische Schriften und Reden, 1958.

17 Werke, Bd. VI; Ausgewählte Briefwechsel, 1962.

organen ausgestattete Natur hat sozusagen aus der Not sich eine Tugend zu machen versucht, als sie in das ideelle Hochgebirge zu klettern versuchte — was ohne Absturzgefahr ja nicht möglich ist. Mein eigener Weg ist keineswegs nachahmenswert für viele, und die konkrete Geschichte, sofern sie nur geistig durchhaucht wird, ist und bleibt die Hauptsache für uns¹⁸.“

Durch den auf die Spitze getriebenen Primat des Ideellen, des „Geistes“, hat Meinecke zugleich auch den deutschen Idealismus und Historismus ad absurdum geführt, eben weil er in Meinecke mit dem besonders hohen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit antrat. Wissenschaft beruht immer auf Rationalität, intersubjektiver Überprüfbarkeit als Voraussetzung von Objektivität. Mit Meinecke schwelgte aber der deutsche Historismus umgekehrt in Subjektivität und Irrationalität, ideologisiert im Fetisch der Individualität. Also schon dem eigenen Selbstverständnis nach fehlt dem deutschen Historismus eine elementare Voraussetzung für jede Wissenschaftlichkeit, weil seine Prämissen das genaue Gegenteil beinhalten: Subjektivität statt Objektivität, Irrationalität statt Rationalität. Hier verrät Meinecke, und mit ihm der Historismus, deutlich seine Herkunft aus der deutschen Romantik als Reaktion auf Rationalismus, Aufklärung und Französische Revolution. Hinzu tritt eine ideologisch-politische Komponente: Die deutsche Historikerkunft stellte sich, indem sie ältere Traditionen aus dem Rationalismus abschnitt und unterdrückte, früh in bewußten Gegensatz zu den von der Französischen Revolution ausgehenden Strömungen, Tendenzen und Ideen, stets im Dienst konservativer bis reaktionärer Herrschaftsformationen auf deutschem Boden. Äußerlichen Ausdruck fand die Symbiose zwischen Historie und konservativ-reaktionärer Politik in der ideologisch-publizistischen Schrittmacherfunktion deutscher Historiker für die Reichsgründung von 1871, in der ideologischen Untermauerung und pseudo-historischen Rechtfertigung des deutschen Imperialismus unter dem Zeichen der deutschen Weltpolitik; im selbstverständlichen „vaterländischen“ Engagement der meisten deutschen Historiker in und nach dem Ersten Weltkrieg, gipfelnd in der Propagierung theoretisch wie wissenschaftlich erbärmlich fundierter „Ideen von 1914“ als angeblich ideologische Alternative zu den Ideen von 1789¹⁹, nach der Niederlage, in der mehr oder minder eifrigen Beteiligung an der Propagandakampagne gegen die sog. „Kriegsschuldlüge“²⁰; schließlich in der mehr oder minder

18 Brief an Siegfried Kaehler, 21. 8. 1939, Werke Bd. VI, S. 355 f.

19 Dazu näher bei Klemens von Klemperer: *Germany's New Conservatism. Its History and Dilemma in the 20th Century*. Princeton 1957, S. 47—55; Klaus Schwabe: *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges*. Göttingen 1969. S. 21—45.

20 Für die meisten deutschen Historiker war die Empörung über die „Kriegsschuldlüge“ so selbstverständlich, daß sich keiner die Mühe machte, eine umfangreiche Untersuchung zu schreiben, wie sie im Ausland entstanden (z. B. Pierre Renouvin, Bernadotte E. Schmitt, Luigi Albertini). Vgl. I. Geiss: *Julikrise und Kriegsausbruch 1914. Eine Dokumentensamm-*

offenen Kollaboration der meisten deutschen Historiker im Dritten Reich, mit Ausnahme von Einzelgängern wie Franz Schnabel und jener Gruppe eher liberaler Historiker, die aus dem relativ linken Flügel der Meinecke-Schule hervorgegangen waren und nach 1933 in die USA emigrierten (Eckart Kehr, Gustav Mayer, Hans Rosenberg, Hajo Holborn u. a.). Nur noch ein Nachklang, aber mit bis in die Gegenwart hineinreichenden Konsequenzen, ist die stillschweigende oder offene Solidarisierung der meisten älteren, inzwischen teils verstorbenen, teils emeritierten Ordinarien mit dem CDU-Staat, selbst wenn einige Mitglieder der SPD sind (Wilhelm Mommsen, Hans Herzfeld) oder vorübergehend waren (Michael Freund).

Meinecke hat in seinem langen Leben alle Etappen des politischen Engagements seiner Zunftgenossen mehr oder weniger offen und eifrig mitgemacht oder nachträglich gebilligt, wie die Rolle deutscher Historiker bei der Reichsgründung 1871. Da er stets eher die liberale „linke“ Flügelposition der orthodoxen Zunft markierte, läßt sich an ihm bequem ablesen, was die herrschende Geschichtsschreibung in Richtung auf demokratische Ideen gerade noch tolerierte. Ähnlich wie Gerhard Ritter, der die deutsch-nationale Mitte der deutschen Zunft vom Ersten Weltkrieg bis zum Einsetzen der Studentenbewegung und seinem Tod im Juni 1967 repräsentiert²¹, avanciert Meinecke so gleichsam zum Leitfossil, zur besseren Orientierung in den durch zwei Weltkriege mit quasi-revolutionären Erschütterungen durcheinander geratenen Schichtungen der deutschen Geschichte: Wenn es sonst keine Nachrichten und Quellen über die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts mehr gäbe als die Schriften von Meinecke und Ritter — in ihrem charakteristischen Schwanken nach rechts und „links“ ließe sich bereits ungefähr der Gang der deutschen Entwicklung ablesen.

Beide waren im Großen das, was man im Kleinen während des Ersten Weltkriegs ironisch „Laubfroschannexionisten“ nannte. Laubfroschannexionisten sprangen bei militärischen Erfolgen des Deutschen Reichs mit ihren Kriegszielforderungen hoch hinaus, blieben nach militärischen Niederlagen kleinlaut und deprimiert auf dem Boden der harten Realität sitzen. Meinecke gehörte im Ersten Weltkrieg sogar tatsächlich zu den „Laubfroschannexionisten“, mit (für deutsche Verhältnisse) gemäßigten Kriegszielforderungen, besonders im Osten bis zum Sommer 1915, anschließender „Bekehrung“ zu einem angeblichen anti-annexionistischen Standpunkt, um aber im Frühjahr 1917, nach der ersten russischen Revolution, wieder für die Annexion der baltischen Provinzen zu agitieren. Im Juli 1917 trat er

lung, 2 Bde., Hannover 1963/64, Bd. I, S. 20—26. Als erste Einführung in die deutsche Kriegsunschuldkampagne nach dem Ersten Weltkrieg ders.: Die Kriegsschuldfrage — das Ende eines Tabus, in: Kriegsausbruch 1914, hrsg. von Walter Laqueur und George L. Mosse, München 1967, 2. Aufl. 1970, S. 101—126, vor allem S. 101—106.

21 Vorläufig, allen Einschränkungen zum Trotz, immer noch zur ersten Orientierung brauchbar W. Berthold: „... Großhungern und Gehorchen“; vgl. oben Anm. 4a.

für die Friedensresolution ein, und seitdem war er einer der eloquentesten Sprecher für „Verständigung“ nach innen wie nach außen: Nach außen Begünstigungen mit dem status quo, um das Reich aus der sich abzeichnenden Katastrophe doch noch mit möglichst heiler Haut zu retten, nach innen verstärkte Heranziehung der Arbeiterschaft und Sozialdemokratie als letzte Nothelfer des Reichs, ganz im Sinne der liberalen Imperialisten um Friedrich Naumann und Max Weber, die eine formale Parlamentarisierung und die Integrierung der Arbeiterschaft in den bestehenden obrigkeitsstaatlichen und monarchischen Machtstaat zur besseren Fundierung deutscher Machtpolitik in aller Welt propagierten. In seiner taktischen Behendigkeit kurz vor Toresschluß nahm Meinecke auch die Vorwürfe seiner prinzipientreueren konservativ-chauvinistischen Meisterschüler Siegfried Kaehler und Hans Rothfels in Kauf. Vor allem in der mündlichen und brieflichen Debatte rechtfertigte Meinecke seinen für manche so irritierenden Übergang zur neuen parlamentarischen Ordnung im Oktober und November 1918 mit jener subtilen Unterscheidung zwischen „Vernunftrepublikaner“ und „Herzenzmonarchist“, die nun allerdings verzweifelt nahe an einem platten und handgreiflichen Opportunismus eines grundsätzlichen Konservativen liegt, der höchstens intelligent genug ist, um einzuräumen, daß im 20. Jahrhundert nur mit konservativ-reaktionären Prinzipien und Methoden auf die Dauer eben kein Staat mehr zu machen ist²².

So wie Meinecke 1913 währte, „der liebe Gott ist immer bei den großen Bataillonen gewesen“²³, so tendierte Meinecke offensichtlich ebenfalls zu den stärkeren Bataillonen, fast gleichgültig, ob sie unter kaiserlichen, republikanischen, hitlerischen oder CDU-Fahnen marschierten: Bis zur Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg gehörte Meinecke in den (für ihn und seinesgleichen) Schönwetterperioden deutscher Machtpolitik zu den Schönrednern der im Wilhelminismus angeblich erreichten Synthese von „Kaisertum, Aristokratie und Demokratie“²⁴. Ende September 1918 noch notierte er in sein Tagebuch:

„Mit den Vorkämpfern der Linken, mit ihren jüdisch-sentimentalen weichlichen Ideen läßt sich kein Staat auf die Dauer regieren. Eisen ins Blut für sie — und Gehirnsubstanz für die anderen²⁵.“

22 Hierfür sind vor allem Meineckes Briefe aus dem Ersten Weltkrieg instruktiv; vgl. Werke Bd. VI, S. 44—98, sowie seine Korrespondenz mit Siegfried Kaehler zwischen 1914 und 1919, ebenda, S. 322—336; eine kritische Analyse Meineckes auch, im Zusammenhang seiner Zunftgenossen, in den Jahren 1918/19 jetzt bei Karen Thiessenhusen: Politische Kommentare deutscher Historiker zur Revolution und Neuordnung 1918/19, in: „Aus Politik und Zeitgeschichte“, Beilage zu „Das Parlament“, B 45/69, vor allem S. 21—23, 31 f., 37, 40—47.

23 Werke II, S. 72, aus dem Artikel „Wehrvorlage und Weltlage“ vom 25. 4. 1913.

24 Zitiert nach K. Thiessenhusen, ebenda, S. 18.

25 F. Meinecke: Erlebtes 1862—1919, S. 337.

Auf die gleichen Führer der rechten SPD setzte er jedoch im Oktober 1918 seine ganze Hoffnung, sie würden doch noch eine „levée en masse“ als letzten Trumpf der Verzweiflung zustande bringen, gleichsam den vorweggenommenen Volkssturm von 1944/45. Und die Funktion, die er der SPD zuwies, geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen eindeutig hervor:

„Ferner müssen die sozialdemokratischen Minister im Innern die Massen bei der Stange halten und dem Radikalismus und Bolschewismus wehren²⁶.“

Als am 9. November 1918 doch nicht alles ganz programmgemäß zu gehen schien, fragte er sich drei Tage später:

„Wie wird's weitergehen? Die jetzige Zweiherrschaft von Mehrheits- und U-Sozialisten kann nicht lange dauern. . . . Ein demokratisch-sozialistischer Militarismus, der aufgeklärt und rationell das Ganze zusammenreißt und aufrechterhält, scheint mir nicht ausgeschlossen bei dem immer noch starken Kapital militaristischer Subordinationsgesinnungen. Ein genialer Unteroffizier könnte emporsteigen! Nur ist das heute, wo man nicht nur ergebene Soldaten, sondern auch den ganzen feinen technisch-wirtschaftlichen Apparat des Ganzen für eine solche Machterhebung braucht, außerordentlich schwer. Aber vielleicht ist es nach einer Zeit allgemeinen Elends möglich. Jedenfalls haben wir mehr Chancen für eine solche Lösung als Rußland, weil unser kompliziertes und reicheres Wirtschaftsleben immer ein heilsamer Zwang zu staatlicher Ordnung ist. . . .²⁷.“

In dem Absatz liegt bereits Meineckes gewisse Anfälligkeit für ein faschistisches Modell, daß es sich hier nicht um bloße akademische Erörterungen handelt, beweist Meineckes Tagebucheintragung vom 9. Dezember 1918:

„Oder kommt doch noch ein fähiger Cäsar und ballt ein kleines festes Heer wieder zusammen? Zu wünschen wäre es. Aber solcher Cäsarismus, der demokratisch-sozialistisch sein müßte, wird bestenfalls nur einige Jahrzehnte vorhalten²⁸.“

Meineckes weiterer Weg beweist ebenfalls, daß hier in der Krisensituation mit der Ideologie der Volksgemeinschaft die wahre politische Gesinnung zutage trat. So bekannte er 1925 in einem Vortrag öffentlich:

„Ich habe selber im Laufe von drei Jahrzehnten eine Entwicklung durchgemacht, die mich in langsamen Übergängen von der Konservativen zur Demokratischen Partei hinübergeführt hat, ohne daß ich dabei, wie ich glaube, meinen politischen Grundgedanken untreu geworden wäre. Diese waren voran: Der Staat muß frei und mächtig sein, und die Nation muß einig und brüderlich unter sich gesinnt sein²⁹.“

26 Ebenda, S. 339 f.

27 Ebenda, S. 342.

28 Ebenda, S. 344.

29 Werke II, S. 369.

Gegen Ende der Weimarer Republik rückte Meinecke von seinen „demokratischen“ Anwandlungen in den Anfängen der Republik wieder ab und trat für die autoritäre Regierungsform Brüning's ein. Allerdings ging er nie so weit, die NSDAP zu unterstützen. Er war intelligent genug, um zu erkennen, daß der Faschismus auf weite Sicht die Position seiner eigenen Klasse schwächen würde. Auch war ihm, der sensiblen und zarten Gelehrtennatur, verständlicherweise der rüde und plebejische Ton der Hitlerbewegung vollends zuwider. So polemisierte Meinecke um die Jahreswende 1932/33 für damalige Verhältnisse recht tapfer gegen die heraufziehende Herrschaft der NSDAP. Seine gewisse vorübergehende Zurücksetzung im Dritten Reich wird dadurch plausibel. Sie reichte jedoch nicht, wie Meinecke und seine Lobredner nach 1945 zu suggerieren versuchten, bis zum Druckverbot zwischen 1933 und 1945³⁰. Im Gegenteil: Meineckes letztes Hauptwerk, *Die Entstehung des Historismus*, konnte 1936 ebenso unangefochten erscheinen wie sogar noch im 2. Weltkrieg mehrere kleinere Arbeiten³¹. Als das Dritte Reich ab 1938 zunächst atemberaubende Erfolge erzielte, jubelte Meinecke — wenigstens brieflich — im Geiste mit. So schrieb er am 7. April 1938 nach der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich, an seinen Schüler Hajo Holborn in die USA:

„Das Ungemeine, was wir geschichtlich inzwischen wieder erlebt haben, füllt dabei das Denken reichlich aus. Die Gewinnung Österreichs hat die ganze deutsche Geschichte mit einem Rucke vorangeführt und alte Wünsche und Ideale erfüllt, freilich auch um wieder ganz neue Probleme damit zu schaffen³².“

Seinem Schwiegersohn Carl Rabl schrieb er zum Geburtstag am 12. Juni 1940:

„Du hast jetzt Gewaltiges zu leisten als Glied der gewaltigen Gesamtkraft, die jetzt an Frankreich die Strafe vollzieht für den Versailler Frieden. Auch ich bin voller Bewunderung für das, was unser Heer leistet und weit über alle Erwartung hinausgeht. Daß es möglich war, ein solches Heer in wenigen Jahren aufzubauen, ist die größte positive Leistung des Dritten Reichs. Das erkenne ich unumwunden an, aber vergesse dabei keinen Augenblick, was an Negativem geschehen ist³³.“

30 Meinecke erweckt zu Beginn der „Deutschen Katastrophe“ lediglich diesen Eindruck: „Es ist das geistige und politische Gegenlager zu Hitler, das dadurch hier zu Wort kommt“ (*Werke*, VIII, S. 324), während W. Hoffer: Einleitung zu *Werke* I, S. XXVII f. diese falsche Behauptung *expressis verbis* in die Welt setzte.

31 F. Meinecke: *Vom geschichtlichen Sinn und vom Sinn der Geschichte*. Leipzig 1.—4. Aufl. 1939/42 (5. Aufl. Stuttgart 1951); ders.: *Preußische Gestalten und Probleme*. Leipzig 1940, 2. Aufl. 1942, ders.: *Erlebtes, 1862—1901*, Leipzig 1941; ders.: *Aphorismen und Skizzen zur Geschichte*, Leipzig 1942.

32 *Werke* VI, S. 180.

33 *Ebenda*, S. 192.

Und an seinen konservativeren Meisterschüler Kaehler schrieb er wenige Wochen später, am 4. Juli 1940:

„Das Gewaltige, das wir erlebt haben, stellt sich ja mit jedem Tage als noch gewaltiger heraus. Gewiß, man muß in vielem umlernen, aber nicht in Allem. Unzweifelhaft richtig wird jetzt verkündet, daß in dem deutschen Siegeszuge sich auch die revolutionäre Dynamik des Dritten Reiches auswirke. ... (Es folgen einige allgemeine kritische Erwägungen ...) ... Freude, Bewunderung und Stolz auf dieses Heer müssen zunächst auch für mich dominieren. Und Straßburgs Wiedergewinnung! Wie sollte einem da das Herz nicht schlagen. Es war doch eine erstaunliche, und wohl die größte positive Leistung des Dritten Reiches, in vier Jahren ein solches Millionenheer neu aufzubauen und zu solchen Leistungen zu befähigen. Und die Hoffnung regt sich leise, daß von diesem Heer aus nun auch im Innern ein freierer Atemraum für unser einen sich bilden könne. Ich will, wie gesagt, in vielem, aber nicht in Allem umlernen³⁴.“

Als für das Deutsche Reich doch alles schief ging, flüchtete er, in der Sorge um das Vaterland, das von Ost und West von je einem „Untier“ angefallen wurde (an Kaehler, 4. 9. 1944), in eine vage, in Goethe zerfließende Religiösität. Vor allem entdeckte er wieder die „Dämonie der Macht“ als treibende Kraft in der Geschichte. 1945/46 stilisierte er sich selbst zum Widerstandskämpfer und Sprecher für das „andere Deutschland“, fand gar in seiner „Deutschen Katastrophe“ scharfe Worte der Kritik an Preußentum und Militarismus, am Bürgertum und am kaiserlichen Deutschland, ohne aber seinem gläubigen Lesepublikum mitzuteilen, daß er selbst die von ihm so herb gegeißelten Irrtümer einst geteilt hatte. Nach der Währungsreform und der Gründung der Freien Universität Berlin war er bald politisch wieder obenauf, und kurz vor seinem Tode sprach er sich noch ausdrücklich für die Adenauer-Politik aus, nicht ohne klar-sichtig zu erkennen, daß sie auf weite Sicht die Spaltung Deutschlands bringen mußte³⁵.

Nun hat gewiß jeder Mensch, auch jeder Historiker, sein Recht auf politischen Irrtum. Aber das häufige Schwanken Meineckes, das in seinen langen Lebensjahren und bei seiner exponierten Stellung eben besonders deutlich war, ist bei ihm mit mangelnder intellektueller Redlichkeit kombiniert, indem er allzu sehr den Eindruck erweckte, er selbst habe nie an den von ihm jeweils nachträglich gegeißelten politischen Irrtümern partizipiert. Hierin gleicht Meinecke seinem jüngeren und konservativeren Kollegen Gerhard Ritter, der es schon zum System gebracht hatte, verschiedene Auflagen sei-

34 Ebenda, S. 364.

35 Meinecke an Ludwig Dehio. 15. 7. 1952: „Ich habe das Bedürfnis nach geraden Linien (sic!) und habe mich entschlossen, die Linie Adenauers — trotz aller Bedenken — zu bejahen. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß sie zum Kriege führen wird, wohl aber für sicher, daß die Ostzone nun vollkommen zum Satellitenstaat ausgebaut wird. Das ist leider Gottes unvermeidlich. Mein Haupttrost ist, daß jede andere Politik noch schwereres Unglück über Deutschland bringen könnte.“ Werke VI, S. 314.

ner Arbeiten in verschiedenen politischen Regimen unterschiedlich politisch einzufärben, ohne es jemals ausdrücklich mitzuteilen³⁶. Beide, Meinecke und Ritter, waren für die weniger bekannten und bedeutenden Historiker der Zunft nur typisch, denn sie betrieb, von individuellen und partiellen Ausnahmen abgesehen, nach 1945 im wesentlichen das Geschäft der kritischen Revision gemäß dem Motto: Wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß. Das Schwarz-Weiß-Gemälde der borussischen Geschichtsschreibung blieb das gleiche. Nur die Helligkeitswerte wurden vertauscht wie Negativa und Positiva in der Photographie, manchmal von den gleichen Historikern (Ritter, Herzfeld): Bethmann Hollweg und sein liberalerer Kreis wurden Kronzeugen des besseren Deutschland, die bis 1945 positiv bewerteten reaktionären Kräfte, wie Ludendorff und die Alldeutschen, wurden nun verdammt in alle Ewigkeit³⁷.

Unter dem Schleier einer verbalen Dämonisierung des Dritten Reichs und vor allem Hitlers lebten die alten Werte, die schließlich den deutschen Faschismus mit ermöglicht hatten, jedoch weiter fort, wenn auch gebrochen. Besonders Meinecke betonte im Umbruchsjahr 1945 immer wieder die Notwendigkeit, so viel vom Alten wie nur möglich zu retten. Die gesamte westdeutsche Historiographie seit 1945 ist nur unter diesem Gesichtspunkt richtig zu verstehen, vor allem in ihrem selbstentlarvenden Ausbruch gegen Fritz Fischer & Co., die es gewagt hatten, ernsthafte Konsequenzen aus 1945 zu ziehen und einige geheiligte Geschichtslegenden über den Ersten Weltkrieg aufzuspießen³⁸. Der oberflächlich so verwirrende Zickzack-Kurs eines Meinecke durch fast ein Jahrhundert deutscher Geschichte mit dem nur stillschweigend implizierten Eingeständnis des häufigen politischen Irrtums muß aber auch die Glaubwürdigkeit des Historikers Meinecke reduzieren, zumal bei ihm wie bei der deutschen Zunft angesichts ihrer konservativ-liberal-deutschnational-reichspatriotischen Grundhaltung³⁹ Politik und Geschichtsschreibung besonders untrennbar miteinander verquickt sind. Klassenlage und politisches Vorurteil steuerten nicht nur politische Äußerungen, son-

36 Von W. Berthold; „Großhungern...“; besonders hübsch im Kapitel „Von Machtstaat und Utopie“, zu „Dämonie der Macht“, S. 83—127, dargestellt. In Ritters Buch über Luther lassen sich die Veränderungen von Auflage zu Auflage mit oder ohne Titeländerungen von der Weimarer Republik über das Dritte Reich und in die Nachkriegszeit, dazu noch vor und nach der Remilitarisierung der Bundesrepublik, nicht minder gut nachweisen. Vgl. W. Berthold, ebenda, S. 53—57.

37 Vgl. auch G. G. Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft, S. 349.

38 Eine ausführlichere Darstellung und Analyse der Fischer-Kontroverse wird vom Vf. demnächst bei edition suhrkamp erscheinen.

39 Vgl. auch G. Iggers, ebenda, S. 350: „Diese neuerdings vorherrschende Richtung ist aber trotzdem konservativ und nationalistisch; sie steht in der traditionellen Linie des deutschen Historismus. Viel Mühe wird darauf verwendet, um das Bild Preußens aufzupolieren. Es gab aber bis vor kurzem kaum einen ernsthaften Versuch, das Bild Bismarcks zu korrigieren oder die Problematik der Reichsgründung von 1871 darzustellen.“

dern auch wissenschaftliche Arbeiten als Historiker, sowohl Meineckes als auch der Zunft. Nachdem die Zunft ihren publizistischen und ideologischen Beitrag zur Reichsgründung von 1871 in der denkbar reaktionärsten Form geleistet hatte, tat sie genau das, was Jacob Burckhardt 1872 spöttisch vorausgesagt hatte: die Zunft hat tatsächlich „die ganze Weltgeschichte von Adam an siegesdeutsch angestrichen und auf 1870/71 orientiert“. Am Anfang des Reichs stand u. a. die Spiritualisierung der eigenen Macht, solange sie ungebrochen und strahlend hell erschien, am Ende des Reichs die Dämonisierung und Mystifizierung der Macht und der sie tragenden gesellschaftlichen Kräfte. Das Endergebnis war die faktische Verfälschung der deutschen Geschichte im Dienste der herrschenden Klasse, wie sich besonders an der deutschen Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg beweisen läßt.

Scheidet für uns heute Meinecke als Historiker und politisch-historischer Wegweiser aus, so erst recht auf dem Gebiet, das bisher als seine absolut unumstrittene Domäne galt — Theorie und Methoden der Geschichtswissenschaft. Wer wie Meinecke die Geschichtsschreibung ganz auf die Ideen stellt, stellt auch die Geschichte auf den Kopf, wo man gemeinhin den Sitz der Ideen vermutet. Aber intellektueller Kopfstand, so heilsam er mitunter sein mag, wird absurd, wenn er, wie bei Meinecke, permanent durchgeführt und zum Prinzip wird. Kein Wunder, daß die deutsche Geschichtsschreibung seit dem Sieg des Historismus so geringe Fortschritte machte und in wesentlichen Punkten hinter die westlich-positivistische und marxistische Geschichtswissenschaft zurückfiel. Meineckes berühmte Gipfel- und Gratwanderung auf den Höhen lichten Geistes war zudem steril, denn das eigentliche Leben der Menschen spielt sich nun einmal in den vom deutschen Historismus stets so stolz verschmähten Tälern und Niederungen ab. Wer sich weigert, in sie hinabzusteigen, muß also von Gipfel zu Gipfel schweben. So erklärt sich zwanglos, warum Meinecke und mit ihm die Historikerzunft zweimal abstürzte und unsanft erwachte — 1918 und 1945. Sein anschließendes metaphysisch gestimmtes Klagelied über das, was er bisher „vergeistigt“ und idealisiert hatte (solange es gut zu gehen schien), wirkte dann um so unglaubwürdiger.

Die von Meinecke in seinen berühmten drei Hauptwerken auf den Gipfel geführte Methode geistesgeschichtlicher „Forschung“⁴⁰ enthüllt sich, bei näherem Zusehen, als eklektisches Konglomerat von abgeleiteten subjektiven Spekulationen über die subjektiven Spekulationen vergangener Autoren, die häufig ihrerseits auf den subjektiven Spekulationen Dritter aufbauten. Die Ideen, auf die sich Meineckes Historismus stützt, sind keine Basis für wissenschaftliche Arbeit, denn sie lassen sich nicht hinreichend objektivieren. Selbst in schriftlicher Fixierung ihrer Träger werden sie notwendig durch subjektive Erwägungen stilisiert und entstellt, die ihrerseits von objektiven Faktoren wie Klassenzugehörigkeit, wirtschaftlichen und

politischen Interessen, Vorurteilen usw. bedingt werden. Solche kollektiven Interessen und Faktoren lassen sich objektivieren; die subjektiven Empfindungen von Individuen dagegen bleiben willkürlich und chaotisch. Wissenschaft als System zur Gewinnung und Übermittlung gesicherten Wissens aber beruht auf intersubjektiver Überprüfbarkeit des Materials, mit dem sie hantiert, um wenigstens eine Annäherung an die Objektivität dessen zu erreichen, was objektivierbar ist. Sie beruht ferner auf Herausarbeitung von Regeln oder Gesetzen, um eine wie auch immer geartete Ordnung in das Chaos von sonst individuellen oder partikularen Erscheinungen hineinzubringen; diese Ordnungsversuche sind ihrerseits immer wieder an neuem objektiviertem Material zu überprüfen, zu ergänzen und zu korrigieren. Im Gegensatz dazu fordert Meinecke:

„Es gilt, sich in die Seelen der Handelnden dabei selbst zu versetzen, von ihren Voraussetzungen aus ihr Werk und ihre Kulturleistung zu betrachten und letzten Endes durch künstlerische Intuition ihr vergangenes Leben neu zu beleben, was ohne Transfusion eigenen Lebensblutes nicht möglich ist. Nur ein allem Menschlichen liebevoll und duldsam geöffneter Sinn wird dabei denjenigen Grad von Objektivität erreichen, der überhaupt möglich ist“⁴¹.

Die „Seelen der Handelnden“ sind nun einmal nicht zu objektivieren, weder von lebenden noch gar von toten Individuen. Meineckes Rezept ist also die Aufforderung an den Historiker zur permanenten subjektiven Spekulation, Seelenbeschwörung und auf die Spitze getriebenen parteiischen Willkür, alles mit dem Anspruch objektiver Wissenschaftlichkeit. Denn sein von Dilthey übernommener Verstehensbegriff schließt ja nur die ein, in deren Seele er sich versetzen kann und versetzen will, unter Aufopferung einer Portion „eigenen Lebensblutes“, also in die Seele von ihm Nahestehenden oder Gleichgesinnten. In die „Seelen“ politischer Gegner, z. B. Karl Liebknechts oder Rosa Luxemburgs, kann und will sich ein bürgerlicher Ästhet wie Meinecke natürlich nie versetzen. Sie verschwimmen zu dämonisierten und erbittert bekämpften Kollektiven wie „Bolschewismus“. Selbst wenn es gelänge, „sich in die Seele der Handelnden . . . zu versetzen“, so würde der Historiker dort nichts anderes vorfinden als die eigene Subjektivität. Meinecke führt also zu potenziertem Subjektivismus, nicht zur Wissenschaft. Es zeugt für die schier unüberbietbare Verworrenheit des Denkens à la Meinecke, daß er die von ihm gepredigte, praktizierte und kultivierte Maximierung von subjektiver Spekulation und irrationaler Willkür auch noch als „denjenigen Grad von Objektivität“ ausgibt, „der überhaupt möglich ist“. Sein pseudo-philosophischer Etikettenschwindel als eine der tragenden Säulen zünftiger und traditioneller Geschichtsschreibung erklärt bereits hinlänglich den sich abzeichnenden Bankrott der überkommenen deutschen Historikerkunft, weil ihre idealistische Lebenslüge heute an allen Enden und Ecken hervorlugt, am meisten beim Altmeister Meinecke selbst.

41 Werke IV, S. 82.

Aber die Konsequenzen aus dem individualisierenden, subjektivistischen Dogma reichen noch weiter. Im gleichen, uns heute noch immer angepriesenen Aufsatz „Kausalitäten und Werte in der Geschichte“, in dem Meinecke seine Beschwörungsformel darlegt, offenbart er auch seine „tiefste“ Auffassung vom Wesen der Geschichtswissenschaft. Zur Unterscheidung zwischen versteckten („eingewickelten“) Werturteilen des Historikers und offen dargelegten umschreibt er das offene Werturteil wie folgt:

„Es ist wie in jenen Formen des Gottesdienstes, wo heilige Stille und Wort des Priesters in der Verehrung des Göttlichen abwechseln. Und Dienst am Göttlichen, im weitesten Sinne genommen, ist nun einmal die Historie. . . . Man will die Mächte verehren, die unser Dasein aus der Naturgebundenheit zur Freiheit des Geistigen emporzuführen vermögen. Gleichviel wie man die Gottheit sich vorstellt, man will sie suchen in der Geschichte“⁴².

Geschichtsschreibung als Gottesdienst, zur Suche und Verehrung der nun am allerwenigsten objektivierbaren subjektiven Vorstellungen des je eigenen Gottes — das ist der Tod jeder rationalen, auf Objektivierbarkeit und Überprüfbarkeit basierenden Wissenschaft. In seiner hohepriesterlichen Gebärde gleitet Meinecke nun vollends in reine Geschichtsmagie ab. Seine und seiner Zunftgenossen Geschichtstheologie gerät zum Opium für das deutsche Volk, anfangs, um es zum weltpolitischen Trip aufzuputzen; nach dem Kollaps, um die wahre Verantwortlichkeit für die jeweilige „deutsche Katastrophe“ zu vertuschen.

In der unvermeidlichen Katerstimmung (Krise) wird sichtbar, daß die magische Periode der deutschen Geschichtsschreibung jetzt unwiderruflich zu Ende geht. Indem sich jüngere Historiker, unter Verzicht auf halsbrecherische geistige Höhenflüge, überwiegend an das halten, was sie in den Tälern und Niederungen des menschlichen Lebens vorfinden und wissenschaftlich objektivieren können, überschreiten sie erst die Schwelle zu einer rationalen Geschichtswissenschaft, die den Namen wirklich verdient, um endlich den Rückstand gegenüber der internationalen Geschichtswissenschaft aufzuholen, in den die deutschen Historiker durch den Historismus geraten sind.

So liebenswert und sympathisch Friedrich Meinecke persönlich gewesen sein mag, z. B. in der Loyalität und Toleranz gegenüber seinen „linken“ Schülern, so großen subjektiven Respekt er dort verdient, wo er sich in partiellen richtigen Einsichten zur Kritik an überkommenen Ansichten aufraffte⁴³, so wenig hat er uns heute noch mit seinem Gesamtwerk zu sagen. Die ganze persönliche Tragik Meineckes

42 Ebenda, S. 69 f.

43 W. Hofer: Einleitung zu Werke I, S. XIV: „Es ist eine nicht wegzu-leugnende Tatsache, daß kein deutscher Historiker aus der nationalen Tradition mehr politischen Verstand und mehr politischen Weitblick gegenüber der Welt der brutalen Wirklichkeit bewiesen hat als der Erforscher der Welt der sublimsten Ideen.“ Das mag sein, spricht aber dann nur gegen die deutsche Historikerkunft.

als Historiker ist in zwei Zitaten aus dem Anfang und gegen Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn umschlossen. In seiner ersten gedruckten größeren Arbeit, „Willensfreiheit und Geschichtswissenschaft“ aus dem Jahr 1887, polemisierte er gegen den englischen Historiker Henry T. Buckle, weil sich Buckle um die Auffindung von großen Gesetzen durch Quantifizierung und Analyse größerer Zeitperioden bemühte, dagegen die individuellen Aspekte, wie „Anekdoten von Königen und Höfen“, Schlachten und Belagerungen, als unnütz beiseite schob:

„Gerade in solchen Dingen aber lebt und webt unsere ganze neuere deutsche Geschichtsforschung; in rastloser Arbeit ist sie bemüht, das Leben und die Taten von Königen, Staatsmännern und Feldherren aufzuhellen. Und nun kommt Buckle und behauptet: Wenn die Geschichtswissenschaft Gesetze auffinden will, muß sie all diesen Ballast des Individuellen in die Ecke werfen. Die Scholastik des Mittelalters hatte eine Unsumme von geistiger Kraft, Scharfsinn und Gelehrsamkeit an leere, unfruchtbare Aufgaben verschwendet. Entsetzlich, wenn unser Jahrhundert eine ähnliche Erscheinung zu verzeichnen hätte, wenn unsere ganze historische Arbeit, die nicht auf Buckleschen Prinzipien beruhte, nur Kram und Wust an das Licht gefördert hätte“⁴⁴.

Genau das ist, zwar nicht im 19., so doch im 20. Jahrhundert in- zwischen eingetreten. Meinecke selbst mag es gegen Ende seines Lebens gespürt haben, als er „die konkrete Geschichte“, allerdings mit der charakteristischen Einschränkung, „sofern sie nur geistig durchhaucht wird“, für die Geschichtswissenschaft als „die Hauptsache“ bezeichnete⁴⁵, also das, was er selbst in seinem langen Leben als Meisterhistoriker der Deutschen nicht zu leisten vermochte. Für uns sind die individuellen Faktoren, die Meinecke selbst zur Erklärung heranzog („meine durch und durch unpraktische und mit schlechten Sinnesorganen ausgestattete Natur“), weniger relevant als der generelle Umstand, daß Meinecke eine so enorme Position in der deutschen Gesellschaft gewinnen konnte: Sie fühlte sich von ihm angesprochen, weil er eben — wenigstens für einen politisch einflußreichen Teil des „gebildeten“ deutschen Bürgertums — aussprach, was sie selbst gern hören wollte, in (für die deutsche Bourgeoisie) guten wie schlechten Tagen.

Eine kritische Analyse des endlich auf die Füße gestellten Meinecke macht schließlich in der Ablehnung seiner individualisierenden Methode deutlich, worin der objektive Erkenntniswert von Individuen liegt, deren Existenz und Bedeutung natürlich gar nicht zu leugnen ist: Als Verkörperung sozialer und politischer Kräfte, die sich in ihnen und durch sie artikulieren. Nur deshalb lohnt sich heute noch die Beschäftigung mit Meinecke als dem historisierenden Schamanen seiner Klasse.

44 Ebenda, S. 19.

45 Vgl. oben S. 25 f.

Lutz Winckler

Zur Verfahrensweise bürgerlicher Legendenbildung am Beispiel der Geschichtsschreibung über den Widerstand

Mögen andere die Bastion, die wir behaupten, für verloren ansehen, wir selber sind von ihrer unerschütterlichen Stärke überzeugt und sind gewiß, daß, wenn wir dahingesunken sind, es immer kämpfende Geister geben wird, die an unsere Stelle treten und unsere Aufgabe weiterführen werden... Das Eiland reiner Wissenschaft, reiner und strenger geschichtlicher Betrachtung der Dinge, wird nicht untergehen.
Friedrich Meinecke

Auf dem Historikertag 1949 klagte Gerhard Ritter über mangelnde Resonanz und Glaubwürdigkeit der Historiographie in Wendungen, die dem Vokabular konservativer Kulturkritik entstammen: „Wer aber das Ohr der Nation erreichen will, muß vor allem Glauben finden: Glauben an die unbedingte Ehrlichkeit und Furchtlosigkeit seines Wahrheitswillens. Und an diesem Glauben — das dürfen wir uns nicht verhehlen! — fehlt es weithin, im Inland ebenso wie im Ausland¹.“ Ritter verschwieg nicht, wodurch der „Glauben“ an die „Ehrlichkeit“ und „Furchtlosigkeit“ der Geschichtswissenschaft in Frage gestellt worden sei: durch die Kollaboration der Wissenschaft mit dem Faschismus. Seine Kritik sah aber nicht deutlich genug, daß die 1945 offen zutage tretende Krise lediglich Ergebnis eines tiefgreifenden Transformationsprozesses des bürgerlichen Bewußtseins überhaupt war, an dem die Geschichtswissenschaft soweit teilhatte, als dem Bürgertum mit der beharrlichen Leugnung gesellschaftlichen — nicht technischen — Fortschritts zusehends die eigene Vergangenheit aus dem Blick geriet. Alle Erneuerungsversuche der Geschichtswissenschaft, auch jene nach 1945, krankten daran, daß sie jenen Widerspruch nicht überwinden konnten. Für die bürgerliche Geschichtsschreibung nach 1945 ist es vielmehr symptomatisch, daß sie sich an Vorbilder hielt, die den Widerstand gegen den Fortschritt methodologisch verklärten: es handelt sich vor allem um Friedrich Meinecke und das Konzept der Ideengeschichte².

1 Zur gegenwärtigen Lage und den Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft (in: HZ, 170, 1950, S. 1).

2 Politisch erfüllt dieses Konzept schon bei Ritter zwei wichtige Funktionen: Als Zeuge der „Dämonie moderner Machtpolitik“ wird Meinecke

1.

Das „enge Bündniß der Politik und Wissenschaft“, 1856 von Heinrich Sybel programmatisch verkündet³, von Heinrich v. Treitschke nach 1871 in die politische Praxis umgesetzt, hatte seine Klassenbasis in der deutschen Großbourgeoisie und dem konservativen preußischen Adel⁴. Diese Basis war zu schmal für die ideologische Rechtfertigung des heraufkommenden Imperialismus. Dies besorgte die alldeutsche Geschichtsschreibung, die sich mit der offenen Verherrlichung von politischer Gewalt, Krieg und Eroberung zum Sprachrohr des industriellen Kapitals, des preußischen Militärs und Teilen des Kleinbürgertums machte⁵, und in zurückhaltenderer und sublimierterer Form die Ideengeschichtsschreibung Meineckes, deren Konzept — die „Identität von Geist und Macht“, später die „Dämonie der Macht“⁶ — sich der wechselnden außenpolitischen Situation anpassen ließ. Nach der Niederlage von 1918 bildete dieses Konzept die einzige Alternative der bürgerlichen Geschichtsschreibung zu den vorherrschenden chauvinistischen und nationalistisch-restaurativen Tendenzen. Mit deutlicher Zielsetzung gegen die „Massen von Proletariat“ appellierte Meinecke damals an die „gemeinsame(n) Grundinteressen“ des „abendländischen Gemeinschaftslebens“ und sprach von einer Neubestimmung des Nationalgefühls als „europäischem Gemeingefühl“⁷. Wichtiger als diese programmatischen Vorwegnahmen des späteren Europagedankens sind die methodologischen Implikationen des Konzepts. Mit der Trennung von Natur- und Kulturwissenschaften — „den niederen, rein animalischen Lebenswerten“ von den „höhern . . . geistigen Lebenswert(en) oder Kulturwert(en)“, die von nun an zur „eigentliche(n) Interessensphäre des Historikers“ erklärt werden⁸ — erhielt die Absage an den tatsächlichen Geschichtsverlauf wie schon bei Dilthey und Rickert den Rang eines methodologischen Grundprinzips.

Die Betonung der individuellen Kulturleistungen hatte zudem rein defensiven Charakter. Der Individualitätsgedanke Meineckes und seiner Schule, der den sublimeren Bereich bürgerlicher Innerlichkeit

zur Bewältigung des Faschismus angerufen (ibd. S. 17), gleichzeitig ist die Ideengeschichte Vorbild für die „freie Erhebung über die Enge einer rein nationalen Geschichtsbetrachtung“ (ibd. S. 16); hinter der „Wiederaufnahme eines echt universalhistorischen Denkens“ (ibd. S. 16) steht bei Ritter schon die „Idee der europäischen Föderation“ (ibd. S. 21).

3 Über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung, in: *Kleine historische Schriften*, München 1863, S. 343—359, loc. cit. 350.

4 H. Schleier, *Die kleindeutsche Schule*. In: J. Streisand (Hrsg.), *Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft*, Bd. 1, 1969, S. 271 ff.

5 K. Schwabe, *Wissenschaft und Kriegsmoral*, 1969, S. 46 ff., 70 f., 160 ff. — Hans Krause, *Die alldeutsche Geschichtsschreibung zu dem Ersten Weltkrieg*, in: J. Streisand, *Studien*, Bd. 2, S. 190 ff.

6 Zitate bei G. Lozek, F. Meinecke, in: J. Streisand (Hrsg.), *Studien über die Geschichtswissenschaft*, Bd. 2, S. 303 ff.

7 *Ibd.*, S. 312 ff.

8 F. Meinecke, *Kausalitäten und Werte*, *Schriften IV*, S. 74 f.

wie die Sphäre der „objektiven Gebilde“ Vaterland, Staat und Religion umgreift, war nichts anderes als die kultivierte Variante von Treitschkes Kult der großen Persönlichkeit. Meinecke Konzeption ist widersprüchlich: ursprünglich gegen die Perspektivlosigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung des Bürgertums gerichtet, bleibt das Insistieren auf dem Individuellen und Einmaligen letztlich abstrakt, solange es die Ursachen der Entfremdung nicht im Produktionsprozeß aufsucht, sich vielmehr blind gegen die fortschrittliche Kollektivmacht des Proletariats wendet. Dadurch, daß sie an den geschichtlich widerlegten Begriff von Individualität gebunden bleibt, erhält die Methode der Einfühlung ihren reaktionären Charakter. Fortschrittsfeindlichkeit und erkenntnistheoretischer Irrationalismus, seit Ranke und Burckhardt wesentlicher Bestandteil der Geschichtsschreibung, erfahren bei Meinecke eine systematische Verklammerung. Das „Individuelle, Unnachahmliche, Unersetzliche im Geschichtsverlaufe“⁹ setzt sich gegen den „entgötterten Kausalzusammenhang“¹⁰ durch. Die geschichtliche Entwicklung degeneriert zu einem sinnentleerten bloßen Zeitkontinuum; die eigentlichen Werte, der Inhalt des Verlaufs werden „vertikal“ zur geschichtlichen Entwicklung erschlossen. Der formalistische, rein quantitative Zeitbegriff ist der der kapitalistischen Warenproduktion. Dem entspricht die Konzeption der historischen Werte: in den verselbständigten Begriffen von Volk, Vaterland, Staat, Religion und Rasse erscheinen die tatsächlichen geschichtlichen Produzenten ebensowenig wie im Kapital der Produktionsprozeß. Der Rekurs auf die „Stimme des Gewissens“¹¹ bezeichnet den Punkt, in dem historische Entwicklung und tatsächlicher Fortschritt, moralische Wertung und emanzipatorische Praxis, individuelle Erkenntnis und gesamtgesellschaftliche Vernunft für Meinecke auseinandertreten. Die Verkündigung der höchsten Werte muß von außerhalb der Geschichte erfolgen, weil sie mit der geschichtlichen Entwicklung selbst nicht mehr zu vereinbaren ist. Damit schneidet sich geschichtliches Denken die Möglichkeit ab, den Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion in seiner historischen Tiefe als einsehbaren und einheitlichen Vorgang zu interpretieren. Irrationale Mächte lenken die Geschichte. Vor solcher Undurchsichtigkeit und Perspektivlosigkeit des Geschehens zeichnet sich für Meinecke „der tragische Grundcharakter alles geschichtlichen Lebens“ ab¹². „Die Weltgeschichte aufzufassen als Schicksal und als ewige

9 Ibid., S. 83/4.

10 Ibid., S. 70.

11 F. Meinecke, Geschichte und Gegenwart, Werke IV, S. 100 f.: „Durch den Mund des Gewissens sprechen ... aber auch die höheren geschichtlichen Mächte, Volk, Vaterland, Staat, Religion usw. zu dem Einzelnen, und dem, was sie ihm sagen, wohnt wieder, trotz des individuellen Wesens dieser Mächte, jener wunderbare absolute und schlechthin verpflichtende Charakter bei, der so auch das Gemeinschaftsleben vor dem Zerfließen in die Anarchie des Einzelwollens schützt.“

12 F. Meinecke, Gedanken über Welt- und Universalgeschichte, Werke IV, S. 148.

Tragödie der Menschheit“¹³ wird letzter Ausweg dieses unglücklichen Bewußtseins. — Meinecke hat fraglos tiefer als alle zeitgenössischen bürgerlichen Historiker die Antinomien bürgerlichen geschichtlichen Denkens gespürt. Die Konzeption der Ideen- und Kulturgeschichte war aber nicht imstande, die Widersprüche wenigstens zu benennen. Sie bewahrte Meinecke vor den schlimmsten Auswüchsen des Chauvinismus und Annexionsstrebens in der Geschichtsschreibung eines Dietrich Schäfer, Max Lenz und Erich Marcks. Die ethische Sublimierung und Individualisierung des Machtstaatgedankens, das Bestehen auf „überzeitlichen Werten“ halfen Meinecke den Bruch von 1918 überwinden und ließen ihn zum keinesfalls vorbehaltlosen Befürworter der ersten deutschen Republik werden. Die ideengeschichtliche und moralische Höhenlage seines Konzepts, Rigorismus und Fortschrittsskepsis machten es, trotz mehr als oberflächlicher Berührung mit dem Faschismus¹⁴, nach 1945 zum Ausgangspunkt eines geschichtlichen Selbstverständnisses, das mit dem Nachweis einer bürgerlichen Alternative zum Faschismus die Legitimation für die kapitalistische Restauration in Westdeutschland verband. Daß Meinecke, neben Jacob Burckhardt, zum „Herold der gesamten . . . deutschen Historiographie“ werden konnte¹⁵, hatte vor allem auch politisch-ideologische Ursachen. Der in den 20er Jahren verhaltene Appell an die „gemeinsamen Grundinteressen“ des „abendländischen Gemeinschaftslebens“, der Aufruf zu einem „europäischen Gemeingefühl“¹⁶, trafen auf Restaurationsbestrebungen, die nicht mehr auf den nationalen, sondern den europäischen Kapitalismus zielten. Die Legende vom bürgerlichen antifaschistischen Widerstand war der wichtigste Beitrag der westdeutschen Geschichtsschreibung zu dieser Restauration. Friedrich Meinecke legte dazu nur die methodologische und ideologische Grundlage im Rahmen der Vorstellung vom antikommunistischen westlichen Abendland. Die Ausführung wurde, in der ersten Phase zumindest, von Hans Rothfels, einem Schüler Meineckes, und Gerhard Ritter besorgt.

2.

Hans Rothfels' 1949 erschienene Arbeit „Die deutsche Opposition gegen Hitler“ und Gerhard Ritters Buch über Carl Goerdeler aus dem Jahr 1954¹⁷ weisen bei aller Übereinstimmung in der Konzeption beträchtliche Unterschiede in der Deutung der entscheidenden Kräfte des Widerstands auf. Diese Differenzen deuten auf die unter-

13 *Ibd.*, S. 146.

14 G. Lozek, F. Meinecke, S. 318, und F. Meinecke, Von der Krisis des Historismus, Werke IV, S. 201, 203.

15 G. Lozek, F. Meinecke, S. 320.

16 Vgl. Anm. 7.

17 Rothfels' Buch erschien 1958 in einer zweiten überarbeiteten Auflage als Taschenbuch im Fischer Verlag; 1969 folgte eine wiederum überarbeitete Neuauflage. — G. Ritter, Carl Goerdeler und der deutsche Widerstand 1954, erschien 1964 als Taschenbuch.

schiedliche politische Ausgangslage der Jahre 1949 und 1954. Hans Rothfels widmete, in der ersten Auflage noch aus dem amerikanischen Exil, der illegalen Widerstandsbewegung der Arbeiterklasse eine relativ ausgewogene Darstellung¹⁸. Unverkennbar ist die Bemühung, die Widerstandsbewegung als eine breite demokratische Volksbewegung darzustellen. Sie steht in engem Zusammenhang mit der im Zuge der Errichtung eines westdeutschen Teilstaates erfolgten Rehabilitierung der demokratischen Traditionen Deutschlands. Noch in der zweiten Auflage, die in das Ende der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Rekonstruktionsperiode und den Beginn der Remilitarisierung fiel, betonte Rothfels, daß die Widerstandsbewegung „alle sozialen Elemente, bürgerliche, militärische, aristokratische und proletarische, geistliche und weltliche“ umfaßte¹⁹. Gleichzeitig erhielt jedoch das Schlußkapitel eine dezidiert antikommunistische Stoßrichtung, die die fortschrittlichen Aspekte der früheren Darstellung widerrief²⁰. Diese einschneidende Veränderung stellte zweifellos eine Konzession an die entschieden restaurativen Kräfte dar, zu deren Sprecher in der Geschichtsschreibung sich Gerhard Ritter mit seiner Goerdeler-Biographie gemacht hatte. Ritters Arbeit reflektierte die Ideologie des militanten Antikommunismus und bot gleichzeitig eine geschichtliche Tradition für den kapitalistischen Weg der europäischen Integration an. Sein Buch nahm deshalb eine freilich nicht unbestrittene Schlüsselstellung in der westdeutschen Geschichtsschreibung ein²¹. Sein erklärtes Ziel, in Goerdeler „das geistige Erbe jenes spezifisch deutschen Liberalismus ... von Kant, Humboldt und Stein bis (zu) Dahlmann (und) Droysen“^{21a} aufzuzeigen, stellte es in eine Linie mit den früheren Versuchen Ritters, die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts als eine gegen die Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution gerichtete spezifisch deutsche Entwicklung darzustellen. Diese Auffassung bildete den Grundtenor seiner Stein-Biographie aus dem Jahr 1931; sie taucht nach dem Krieg, unbeschadet durch den Faschismus, wieder auf. In der schon zitierten Rede auf dem Historikertag 1949 verbindet Ritter das Insistieren auf dem „deutschen Weg“ mit einem unzweideutigen Bekenntnis zum methodischen Irrationalismus²². Ritters Absage an staatliche Machtpolitik und die „politische

18 Rothfels, 1949, S. 59. — Zur neueren Literatur vgl. den Aufsatz von H. Brüdigam in: Blätter 1/1970, S. 88—95.

19 Rothfels, 1958, S. 168 f.

20 D. Melnikow, 20. Juli 1944. Legende und Wirklichkeit. 1967³, S. 254 ff.

21 Hans Herzfeld spricht in seiner Kritik des Buches in HZ 181/1956 zwar von einer historischen „Schlüsselleistung“ (S. 326), kritisiert aber Ritters Goerdelerbild. H. bestreitet, daß Goerdeler wirklich die „liberal-konservative Zentralfigur“ (S. 329) gewesen sei und verweist auf autoritäre und faschistische Züge bei G. selbst. Kritik findet vor allem die Unterbewertung des sozialistischen Widerstandes durch Ritter (S. 330 f.).

21a Goerdeler, S. 17.

22 HZ 170, 1950, S. 2 ff., 7 f.

Primitivität“ nationalistischer und faschistischer Geschichtsschreibung²³ büßt ihre moralische und politische Glaubwürdigkeit durch eine nicht minder scharfe Absage an den Marxismus ein²⁴. Mit der Forderung nach einem Ausgleich zwischen „Nationalitätsidee“ und der „Idee der europäischen Föderation“²⁵ nimmt Ritter das Konzept der Goerdeler-Biographie bereits vorweg. Eine knappe Darstellung der Person und der politischen Ziele Goerdelers macht den ideologischen Hintergrund dieses Konzepts und seine politische Funktion deutlich, sie verweist auf seine Affinität zum Faschismus selbst²⁶. Carl Goerdeler wäre nach dem Zeugnis seines Biographen als Berater Hindenburgs 1932 „bereit gewesen, die parlamentarische Basis des Kabinetts unter Umständen ganz preiszugeben und jahrelang ohne den Reichstag zu regieren“²⁷. Konsequenter und loyal arbeitete er dann auch 1933 mit der faschistischen Bürokratie und der Partei — „vollkommen vertrauensvoll“²⁸ — zusammen: als Mitschöpfer und Kommentator der Gemeindeordnung von 1935, die das Führerprinzip, Einparteiensystem und die Einschränkung der Selbstverwaltung „rechtlich“ verankerte²⁹. Goerdeler, der im NS „auch politisch eine gesunde Reaktion gegen demokratische Einrichtungen“ sah³⁰ und schon 1930 als Rezept für die Behebung der Wirtschaftskrise „mehr arbeiten ohne Lohnerhöhung“ empfohlen hatte³¹, hinderte nichts, 1934 aus Hitlers Händen das Amt des „Preiskommissars“ zu übernehmen, denn — so begründet er 1944 in der Haft —: „Den Entartungserscheinungen standen auch Lichtblicke entgegen“³².

Freilich — auch an Kritik gegenüber dem NS ließ es Goerdeler nicht fehlen. Schon 1934 kritisierte er Hitlers „Friedenspolitik“ gegenüber Polen: „Das von seiner Ostmark getrennte Deutschland kann überhaupt unter vernünftigen Bedingungen nicht leben; der Korridor ist ein Pfahl im Fleisch seiner Wirtschaft und seiner Ehre“³³. „Wir müssen endlich das deutsche Volk zu seinem endgültigen Befreiungskampf rüsten“³⁴. „Daran ist ja kein Zweifel, daß die deutsche Armee in allen Teilen schlagkräftiger gemacht werden muß, weil gewisse Fragen der deutschen Zukunft ‚nur mit dem Einsatz der Armee gelöst werden können‘“³⁵.

23 *Ibd.*, S. 6.

24 *Ibd.*, S. 7 f.

25 *Ibd.*, S. 21.

26 Dazu Hans Mommsen, *Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes*, vgl. Anm. 95.

27 G. Ritter, *Carl Goerdeler und der deutsche Widerstand, 1964 (1954)*, S. 62.

28 *Ibd.*, S. 70.

29 *Ibd.*, S. 42 ff.

30 *Ibd.*, S. 71.

31 *Ibd.*, S. 49.

32 *Ibd.*, S. 72.

33 *Ibd.*, S. 76.

34 *Ibd.*, S. 74.

35 *Ibd.*, S. 84.

Kein Wunder also, daß Hitler sich in dieser Phase von dem allzu offenenherzigen Berater trennte. Goerdeler indessen war weiterhin bemüht, Hitler immer einen Schritt voraus zu sein: im Frühjahr 1938 forderte er die Abtretung der Sudeten³⁶; 1938 den polnischen Korridor und Südtirol³⁷ — allerdings, wie sein Biograph nicht müde wird zu betonen, im Gegensatz zu Hitler auf dem Verhandlungswege³⁸. Verhandeln wollte Goerdeler auch im Krieg „zur Verteidigung des freien Europas gegen den Bolschewismus“³⁹, zur „Erhaltung der abendländischen Kultur“⁴⁰, verhandeln noch angesichts der Niederlage über Südtirol und weite Teile Polens. Im Vertrauen auf den Sieg der „nüchterne(n) Staatsräson“ „über den nackten Vernichtungswillen“⁴¹ entwirft er den Plan einer „Europa-Union“, in der die deutsche Wehrmacht „zum Kern europäischer militärischer Kräfte“ ausersehen und das „deutsche Volk“ zur „Führung“ berufen ist⁴². Hier hat dann jene bürgerliche Legende ihren Platz, die in der Opposition eine „europäische Vorhut“ sehen will, den „Vortrupp eines neuen, von der nationalen Zerrissenheit wie von der Entfremdung durch offene oder anonyme Diktatur zu befreienden Europa, (den) Vortrupp einer globalen Front“⁴³.

Wen außer G. Ritter — „wir stehen damit vor der nackten Tatsache, daß der Hauptträger und Organisator der deutschen Widerstandsbewegung der Tat des 20. Juli nicht nur vorher innerlich widerstrebt, sondern sie nachträglich radikal verleugnet hat“⁴⁴ — wundert das Abrücken Goerdelers vom Attentat und sein „Optimismus“, es weiter mit Hitler zu versuchen? Goerdeler 1944: „Wenn wir das Vaterland über alles stellen, was doch unser Glaube ist, so haben wir den 20. Juli als ein endgültiges Gottesurteil zu achten. Der Führer ist vor fast sicherem Tode bewahrt. Gott hat nicht gewollt, daß Deutschlands Bestand . . . mit einer Bluttat erkaufte wird; er hat auch dem Führer diese Aufgabe neu anvertraut. Das ist alte deutsche Auffassung. Jeder Deutsche in der Reihe der Umsturzbewegung ist nunmehr verpflichtet, hinter den von Gott geretteten Führer zu treten, und die Mittel, die einer neuen Regierung zur Verfügung gestellt werden sollten, rückhaltlos ihm zu geben; ob er sie nützen will, für brauchbar hält, entscheidet er“⁴⁵. „„Wenn er (Hitler) die rechten Mittler wählt und sich freiwillig zu kleinen inneren Reformen (!), die längst fällig sind, entschließt“, ist es sogar für Hitler noch möglich,

36 *Ibd.*, S. 173.

37 *Ibd.*, S. 216.

38 *Ibd.*, S. 84, 174 f., 223.

39 *Ibd.*, S. 348.

40 *Ibd.*, S. 412f.

41 *Ibd.*, S. 412 f.

42 *Ibd.*, S. 340.

43 Hans Rothfels, *Die deutsche Opposition gegen Hitler*, 1969, S. 168, 182. (Im folgenden wird, wenn nicht anders vermerkt, aus dieser Ausgabe zitiert.)

44 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 436.

45 *Ibd.*, S. 452.

den Weg des Ausgleichs mit den Kriegsgegnern zu gehen⁴⁶.“ Und diesen letzten Versuch preist Gerhard Ritter als „Zukunftsprogramm“ und „Gebot echter Staatsvernunft“.

An dem Bild Goerdelers fällt seine Verwandtschaft mit dem von Adorno u. a. beschriebenen „autoritären Charakter“ ins Auge: eine enge Bindung an ethnozentrische Vorstellungen, gepaart mit einem ausgeprägten Verhältnis zur Macht; kennzeichnend auch die für den autoritären Charakter symptomatische Unterwerfungslust, die bedingungslose Unterordnung unter den jeweils Stärksten, die nicht frei von sadistisch-masochistischen Zügen ist. Dieses Charakterbild ist nicht weit entfernt von dem des Antikommunisten der 50er Jahre^{46a}. Freilich verschaffte nicht allein diese keinesfalls zufällige Affinität dem Buch Resonanz. Ebenso wichtig war, daß Ritter die Stereotypen der bürgerlichen Auseinandersetzungen mit dem Faschismus in methodisch konsequenter und ideologisch prägnanter Form vortrug.

Ritters Methode — es ist die klassische einführende Methode der bürgerlichen Geschichtsschreibung — verlegt die Auseinandersetzung mit dem Faschismus in die Seele seines Helden⁴⁷.

46 *Ibd.*, S. 454 f.

46a Vgl. dazu W. Hofmann, Zur Soziologie des Antikommunismus, in: W. Hofmann, Stalinismus und Antikommunismus, Frankfurt/M. 3 1969, S. 129—167.

47 „Merke er nicht, in welches Zwielficht er durch seine Zumutung an die englische Diplomatie sich selbst und die ganze Oppositionsbewegung rückte: als handle es sich nur um eine andere Spielart desselben deutschen Imperialismus und unersättlichen Machtdranges, den Hitler im Extrem verkörperte?“ (G. Ritter, C. Goerdeler, S. 173) „Ein tiefer Zwiespalt zwischen vaterländischem und seelischem Empfinden wird in der Seele des Patrioten offenbar“ (*Ibd.*, S. 210). „Hat (Goerdeler) im Grunde wünschen können, daß die Hitler-Regierung durch neue friedliche Triumphe ihrer Außenpolitik sich erst recht befestige? Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten; sie bildet vielmehr das quälende, im Grunde unlösbare Kernproblem aller Oppositionsgruppen in dieser Zeit“ (*Ibd.*, S. 219). Gesellschaftliche Widersprüche und politische Probleme werden zu persönlichen „inneren“ Konflikten stilisiert. „Wir haben kein schriftliches Zeugnis über das, was im Innern seiner Seele in diesen entscheidenden Stunden vorging“ (*Ibd.*, S. 205). „Die fürchterlichen Gewissensnöte, äußeren und inneren Gefahren, die den Patrioten des deutschen Widerstandes aus dieser Haltung in den nächsten Jahren erwachsen sollten, werden uns noch viel beschäftigen“ (*Ibd.*, S. 245). „... welch einen Sturm der Hoffnungen und Spannungen mußte dies Erlebnis in der Seele des Gefangenen erregen“. (*Ibd.*, S. 458.) Hierher gehören die magischen Zauberformeln, die den Rekurs aufs persönliche Miterleben einleiten: „Wer, wie der Verfasser ... teilgenommen hat“, „Wer, wie der Verfasser, die ersten Kriegswochen unmittelbar an der Westgrenze ... erlebte“, S. 112, 124, 211, 246. Bei weniger geübten Autoren, wie z. B. bei Wolfgang Foerster, Ein General kämpft gegen den Krieg, München 1949, bricht hinter diesen Formeln der sentimentale Kitsch des Trivialromans durch, der schon immer in ihnen angelegt war; vgl. S. 122, 27 ff.: „Noch nach Jahren, wenn er (Beck) in vertrauter Zwiesprache auf jene Vorgänge und ihre Zusammenhänge zurückkam, ergriff den sonst so beherrschten Mann leidenschaftliche Erregung. Mehr

Ritters Bemühungen um Individualisierung müssen letztlich vergeblich bleiben, weil deren Voraussetzung, die intakte Privatsphäre, längst geschwunden ist. Ritters Individuen sind vereinsamt, passiv, leidend und erfolglos; sie bleiben in ihrer Vereinzelung abstrakt, weil sie gegen die geschichtliche Entwicklung konstruiert sind. Die Wirklichkeit selbst, wie sie im Faschismus ihnen entgegentritt, bleibt ihnen deshalb fremd; verborgen bleibt ihnen die Mystifikation ihres partikularen Klasseninteresses in der angeblichen Allmacht des „totalen Staates“. Was sie als Willkür, Blindheit und Allgegenwart der terroristischen Staatsgewalt erfahren, ist im Reproduktionsmechanismus des kapitalistischen Marktes bereits angelegt. Der Faschismus ist der Gläubiger des liberalen Staates. Das Bewußtsein der Mitschuld am Faschismus gilt es zu tilgen: daher der Abbruch jedes strukturellen Zusammenhangs, jeder Vermittlung zwischen Individuum und Staat in der Totalitarismustheorie.

An die Stelle geschichtlicher Kategorien treten Beschwörungsformeln: der Faschismus wird als Ausbruch übermenschlicher, „dämonischer“ Kräfte verstanden; so ist die Rede von der „Dämonie der politischen Kräfte“⁴⁸, der „Dämonie eines unbändigen Macht- und Eroberungswillens“⁴⁹, den „Dämonien der modernen Kriegstechnik“⁵⁰, den „wahrhaft dämonischen Züge(n) der Politik Hitlers“⁵¹, dem „dämonische(n) Machtwillen und Herrentum“⁵².

Solche Metaphysik verdeckt nur mühsam, daß mit dem Untergang der eigenen Klasse der Geschichtsverlauf überhaupt dem bürgerlichen Historiker zu entgleiten droht. Er reagiert auf dieses Versagen neurotisch, er projiziert die eigene Bedrohung auf die Geschichte. Deren Verlauf nimmt katastrophische Züge an: nachdem die „Löschung des Weltbrandes“ mißlungen⁵³ und die „Sturmflut des ns Angriffswillens ... unwiderstehlich über alle großen und kleinen Hindernisse hinweg(geflutet)“ war⁵⁴, steuerte die „große Politik ... unaufhaltsam einem Abgrund zu“⁵⁵; Deutschland drohte die „Überschwemmung durch die Roten Armeen“⁵⁶, die „Überflutung durch die Bolschewisten“⁵⁷, die „Überflutung der Heimat“, ja „eine kom-

als einmal ist der Verfasser Zeuge solcher Gefühlsausbrüche gewesen. Dann geschah es, daß seine Gestalt sich straffte, sein Auge funkelte in Zorn und Verachtung, und mit drohend erhobenem Finger stieß er die Worte hervor: „Brauchitsch hat mich sitzen lassen!“ ... —

48 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 13.

49 *Ibd.*, S. 226.

50 *Ibd.*, S. 332.

51 *Ibd.*, S. 186.

52 *Ibd.*, S. 384.

53 *Ibd.*, S. 245.

54 *Ibd.*, S. 282.

55 *Ibd.*, S. 344. — H. Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler, spricht in anderem Zusammenhang von „Dammbruch“ (S. 27), „moralische(m) Erdbeben“ und einer „Art Wachstumsstörung in der deutschen politischen Entwicklung“ (S. 28).

56 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 420.

57 *Ibd.*, S. 427.

munistische Überflutung von ganz Europa“⁵⁸. Über den, der dem „eisernen Mahlwerk dieses menschenfressenden Systems“ entgangen war⁵⁹, brach dann die „Sturmflut demokratisch-parlamentarischer Freiheitspredigten . . . vom Westen“ herein⁶⁰.

Dem naturgesetzlichen Verhängnis tritt allein der „Glauben des humanitären Rationalisten an die Macht der Vernunft, gerade auch der sittlichen Vernunft“ entgegen⁶¹ — der „optimistische Glauben an die eigene Fähigkeit, durch vernünftiges Zureden immer noch Gutes wirken zu können“⁶².

„Vernunftoptimismus“⁶³ ist Ritters Lieblingswort. Was verbirgt sich hinter solcher Vernunft? Die Antwort, die Ritter selbst gibt, ist entlarvend: sie zielt auf die Konvergenz von Vernunft und bürgerlicher Klassenherrschaft ab. Deren soziale Ursachen werden weitgehend eliminiert: „Das Regierungssystem einer parlamentarisch gemilderten, aufgeklärten Diktatur, die autoritär ist, ohne tyrannisch zu sein, scheint ihm vernünftig“⁶⁴. Das schon erwähnte „Gebot echter Staatsvernunft“⁶⁵ läuft bestenfalls auf eine „Politik der zähen Geduld, der vernünftigen Mäßigung“ hinaus, deren Inhalt Entsagung und „materielle Opfer“ sind⁶⁶. Eine solche Politik und ihre Ideologie ist extrem massenfeindlich: sie spielt die „ruhige Vernunft“ gegen „dumpfe Masseninstinkte“ aus⁶⁷, das „Ideal der freien, geistig und wirtschaftlich unabhängigen, selbsttätigen Persönlichkeit“ gegen „die moderne Industriegesellschaft mit ihrem uniformen Massenmenschen-tum“, „echte(n) politische(n) Konservatismus“, gegen die „demokratischen Ideen der Gleichheit der Lebensansprüche und der Volkssouveränität“⁶⁸, „verantwortliches Führungsdenken“ gegen die „großen, geschichtslosen, ungegliederten, geistig weithin uniformen, politisch mangelhaft gebildeten Massen moderner Industriebevölkerung“⁶⁹ — kurz die „konservative Freiheitsidee“⁷⁰ gegen die „dunklen Kräfte, die den Bodensatz jeder modernen Gesellschaft bilden“⁷¹.

Gerade in der falschen Identifikation von Faschismus und Masse — seit Meinecke Kernstück der bürgerlichen Apologie — verfällt die bürgerliche Geschichtsschreibung faschistischem Denken. Lukács hat in „Geschichte und Klassenbewußtsein“ darauf hingewiesen, daß die „Mythologie . . . unvermeidlich die Gegenstandsstruktur des Pro-

58 H. Rothfels, S. 82, 163.

59 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 444.

60 *Ibd.*, S. 298.

61 *Ibd.*, S. 47.

62 *Ibd.*, S. 72.

63 *Ibd.*, S. 334.

64 *Ibd.*, S. 214.

65 *Ibd.*, S. 455.

66 *Ibd.*, S. 59.

67 *Ibd.*, S. 298.

68 *Ibd.*, S. 94; Rothfels, S. 177.

69 *Ibd.*, S. 298; Rothfels, S. 176.

70 H. Rothfels, S. 176.

71 *Ibd.*, S. 27.

blems, dessen Unableitbarkeit der Anstoß ihres Entstehens gewesen ist, an(nimmt)“⁷². Mit dem Faschismus teilt die bürgerliche Geschichtsschreibung nicht nur die Verachtung der Massen, sondern auch den Kult abstrakter Innerlichkeit und deren Korrelat, die unbedingte Schicksalsgläubigkeit. Die Tatsache, daß im bürgerlichen Widerstand keine Alternative zum Faschismus vorlag, wird durch dessen Stilisierung zum „reinen Aufstand des Gewissens“ verdeckt⁷³. Positiv wird vermerkt, daß innerhalb des Widerstands „ethisch-religiöse Postulate an Stelle politisch-säkularisierter wieder an die oberste Spitze traten“⁷⁴, daß der Widerstand „auf den Leitgedanken europäischer Zivilisation, auf menschlicher Würde, auf den religiösen Überlieferungen des Christentums und den unabdingbaren Werten humaner Existenz“⁷⁵ beruhte. Freilich bleiben solche Postulate so lange unverbindlich, wie der „echte Glaube“, die „Echtheit der Glaubensüberzeugungen“ scharf von der interessenbedingten „bloße(n) Unzufriedenheit“ getrennt werden⁷⁶ und den „Kräften moralischer Selbstbehauptung“ die Aufgabe erteilt wird, über das „bloß politisch Notwendige . . .“ hinauszuführen⁷⁷. Dennoch ist die Ahnung der Vergeblichkeit dieser Verklärung, wie auch des historischen Unternehmens insgesamt, nicht zu verscheuchen. Sie findet ihren Niederschlag in einer extremen Schicksalsgläubigkeit, in einer Atmosphäre von Tragik⁷⁸ und spätzeitlichem Pessimismus⁷⁹, mit dem bürgerliches Denken ohnehin spielt:

„Ihr rastloses Bemühen um den Staatsstreich bietet das tragische Schauspiel immer neuen Mißlingens — teils infolge unüberwindlicher sachlicher Schwierigkeiten, teils infolge rätselhafter Zufälle, deren mehrfache Wiederholung etwas Unheimliches an sich hat“⁸⁰.

Der Zufall wird unter der Hand zur Schicksalsfügung; wie das Verhängnis dargestellt wird, erinnert mit der Mischung von Schicksalsgläubigkeit und kollektivem Masochismus an die faschistischen Untergangspantasien⁸¹.

72 G. Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, S. 212.

73 G. Ritter, C. Goerdeler, *Vorwort*, S. 14, 465.

74 H. Rothfels, S. 11.

75 *Ibd.*, S. 168.

76 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 99.

77 H. Rothfels, S. 14.

78 H. Rothfels, S. 68: „im scheinbar unaufhaltsamen Strom tragischen Geschehens“. — G. Ritter, S. 14: „Tragik“; S. 382: „rätselhaftes Geschick“; S. 429: „Dämonie“.

79 *Ibd.*, S. 126.

80 *Ibd.*, S. 291.

81 „Gescheitert ist (die Tat des 20. Juli) . . . an dem unheimlichen Zufall, daß nun gerade Hitler nicht von der Bombe zerrissen wurde . . . Zufall kann man das nicht mehr nennen. Deutschland sollte nun einmal, so war es wohl vorherbestimmt, den bitteren Kelch seiner Erniedrigung und seines selbst verschuldeten Unglücks bis zur Neige austrinken. Aber das alte Europa ist dabei mit zugrunde gegangen“ (G. Ritter, C. Goerdeler, S. 430). „Wenn man die Summe dieser Vorgänge überblickt, kann man sich der Feststellung nicht entziehen, daß eine ganze Anzahl von Fehlschlägen

So führt der Verzicht auf die gesellschaftskritische Analyse des Faschismus zu krudem Agnostizismus, zur strikten Absage an praktische Kritik und kritische Praxis. „Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen“⁸² und das „Bewußtsein dessen, daß letztlich alle Menschen Sünder sind“⁸³ sind die methodischen Rezepte und lebenspraktischen Maximen einer Wissenschaft, die das Bewußtsein der produktiven Gestaltungskräfte in der Geschichte zugunsten der „Erfahrung kreatürlicher Unzulänglichkeit, hilflosen Verstricktseins in Schuld und Schicksal“ unterdrückt⁸⁴.

Von solchen Erfahrungen wird ein politisches Programm gespeist, dessen Grundlage die „Überzeugung von der Notwendigkeit ‚neuer Ordnungsgrundlagen‘ in einer von Dämonien verheerten und ihnen immer wieder ausgesetzten Welt“ bildet⁸⁵. In diesem Programm gehen Fortschrittsfeindlichkeit, naiver Antikommunismus und sublimen Aggressionsbereitschaft eine Mischung ein, die an den Faschismus erinnert, aber gleichzeitig einem unverfänglicheren Europa-konzept sich einverleiben läßt. Hans Rothfels macht aus den Akteuren des bürgerlichen Widerstands „Männer, die zur Sicherheit Europas und der Welt beizutragen bereit waren“⁸⁶, ängstlich möchte er jeden Anschein „einer sowjetfreundlichen Orientierung“⁸⁷ gemieden, den Widerstand vielmehr im ganzen „als Zeichen entschlossen westlicher Option, man darf wohl sagen, einer Entscheidung für Europa gegen Asien“ verstanden wissen⁸⁸. Eine solche Einstellung überrascht nicht, solange das Bild G. Ritters vom „seelen- und gottlose(n) Kollektivismus der bolschewistischen Zwangsherrschaft“⁸⁹ kennzeichnend für das allgemeine Verständnis der Sowjetunion und des Sozialismus ist. Zu diesem Bild gehört — für Gerhard Ritter wenigstens — „ein verbissener, fanatischer Glaube an (die) Parteideale“, „menschliche(r) Egoismus“, „irdische(r) Geltungsdrang“, „kämpferische(r) Machtwille“ und eine böswillig-phrasenhafte Auffassung der ‚Diktatur des Proletariats‘: „(sie) schafft keine echte Gemeinschaft, sondern zerstört sie durch erbarmungslose Ausrottung ihrer Gegner, setzt eine neue Gewaltherrschaft an Stelle der alten und sät eben deshalb zuletzt mehr Haß als Liebe“⁹⁰. Diese Auffassungen, die ihre faschistischen Vorläufer haben, tragen eindeutig die Züge von Pro-

keinem anderen Versagen als einer kaum glaublichen Anhäufung trivialer Zwischenfälle zuzuschreiben ist... In der Kette der Ereignisse von 1939 bis 1945 scheint eine eherner Logik sich anzudeuten, eine innere Ausrichtung auf eine unabgeschwächte und unausweichbare Katastrophe hin, die das Beiläufige und Banale unerheblich macht“ (H. Rothfels, S. 87).

82 H. Rothfels, S. 87.

83 *Ibd.*, S. 116.

84 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 466.

85 H. Rothfels, S. 131 f.

86 *Ibd.*, S. 156.

87 *Ibd.*, S. 165.

88 *Ibd.*, S. 161, in der Auflage von 1958; in der Auflage 1969 gestrichen!

89 G. Ritter, C. Goerdeler, S. 111.

90 *Ibd.*, S. 111.

jektionen; in ihnen spricht sich die Wirklichkeit der kapitalistischen Gesellschaft und nicht der sozialistischen aus. Kritik könnte sich dabei beruhigen, wenn nicht „wissenschaftliche Erkenntnisse“ dieser Art ausdrücklich für die institutionelle Verankerung und gesellschaftliche Legitimation eines „neue(n) deutsche(n) Soldatentum(s)“ reklamiert würden⁹¹, wenn nicht mehr oder weniger offen für den Fall, daß der „neue Staat wiederum nach eindeutigen objektiven Merkmalen entarten sollte“, von der Forschung die Unterlagen dafür „verlang(t)“ und „erwarte(t)“ würden, „daß eine Militäropposition mit mehr Erfolg als beim letzten Male eine katastrophale Entwicklung verhindern (könne)“⁹².

Wie die „objektiven Merkmale“ und Voraussetzungen für den Eingriff der Wehrmacht aussehen, kann nach alledem kaum noch zweifelhaft sein. Unumwunden werden sie im Vorwort der maßgeblichen, 1960 neu aufgelegten Publikation der 50er Jahre zugegeben. Es ist dort die Rede von dem „Kampf um die Freiheit, der die Welt, Europa und nicht zuletzt Deutschland beherrscht“, ein Kampf, dem Deutschland nicht tatenlos zusehen dürfe: „Deutschland, als das Herz Europas eingeschlossen in dieses Ringen, kann dem Kampf zwischen der bolschewistischen Weltrevolution und der Freiheit des Westens nicht von einer neutralen Position aus zuschauen. Wir Deutsche kennen das totalitäre System der Knechtschaft. Deshalb ist es unsere erste Pflicht, die Erinnerung an die Zeit, die hinter uns liegt, nicht entschwinden zu lassen, sondern das, was an (!) uns geschah, bis zu den Gründen und Abgründen aufzudecken... Deutschland wird schon deshalb Stellung beziehen müssen, um die trügerische Sicherheit in eine echte umzuwandeln“⁹³. Diese „echte“ Sicherheit stellt sich Hans Rothfels offenbar nach dem Maßstab eines beifällig zitierten Ausspruches von George F. Kennan vor: „Wie bitter nötig Männer von der Art des Grafen Moltke seien, wenn ‚die Zukunft der Region von der Elbe bis zur Behringstraße einmal wieder eine glückliche sein soll‘“⁹⁴.

3.

Somit hat es eine Geschichte gegeben, aber es gibt keine mehr.
K. Marx

Die Publikationen der 60er Jahre bezeichnen eine neue Phase der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Der erfolgreiche Abschluß der gesellschaftlichen Restauration und der gleichzeitige Abbau des Kalten Krieges gewährten der methodischen und ideologischen Selbstreflexion der bürgerlichen Geschichtsschreibung einen breiteren Spielraum. Extreme ideologische Rückzugspositionen wie die

91 Kurt Sendtner, Die deutsche Militäropposition im ersten Kriegsjahr, in: Vollmacht des Gewissens I, 1960², S. 328.

92 Ibd.

93 Vollmacht des Gewissens I, Berlin 1960², Vorwort, S. 10.

94 H. Rothfels, S. 179.

Gerhard Ritters und Hans Rothfels' (der 2. Auflage) sind nach wie vor unentbehrlich. Sie verbinden sich jetzt mit Bestrebungen, den Bestand antidemokratischer Vorstellungen des bürgerlichen Widerstands in ein vorerst noch vages Konzept innenpolitischer Disziplinierung einzubeziehen (Scheurig). Kennzeichnender ist aber das ambitionierte theoretische Niveau, von dem aus die Verteidigung der Führungspositionen der traditionellen bürgerlichen Machteliten in Politik, Wirtschaft und Armee unternommen wird (Schulz, Müller). Neben kritischen, die faschistische und autoritäre Komponente des bürgerlichen Widerstandes entschieden hervorhebenden Untersuchungen (Mommsen)⁹⁵ beherrschen erstmals umfangreiche, dem Anspruch nach positivistische Darstellungen das Bild (Hoffmann).

Gerhard Schulz⁹⁶ kritisiert an Ritters vorwiegend ethischer Konzeption des Widerstands, sie überhöhe „die menschlichen Motive des Widerstandes“ und setze „den Maßstab des politischen Erfolges außer Kraft“⁹⁷. Bei der Suche nach den Voraussetzungen erfolgreichen politischen Handelns verfällt er aber wie Ritter dem Popanz der Allmacht totalitärer Staatsgewalt. Nach Schulz ist jede politische Aktion zur Erfolglosigkeit verurteilt, deren Ausgangspunkt nicht innerhalb

95 Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, in: *Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien* von H. Graml, H. Mommsen, H.-J. Reichardt und E. Wolf. Hrsg. W. Schmitthenner und H. Buchheim, 1966, S. 73—168. Die Ergebnisse dieser Arbeit werden im folgenden mehrfach angeführt. Ihr Stellenwert im Gesamtkonzept Mommsens muß allerdings undiskutiert bleiben. Hier soll nur gefragt werden, ob sich mit der Absicht Mommsens, „den deutschen Widerstand im Zusammenhang mit der gesamteuropäischen Krise, die mit dem Übergang zur modernen hochindustrialisierten Gesellschaft auftrat, zu sehen“ (S. 75), überhaupt eine gesellschaftskritische Analyse des Faschismus und des Widerstands verbinden läßt. Daß das kaum der Fall ist, zeigt sich in unkritisch übernommenen Programmsätzen wie dem der „Überwindung des Massendaseins“ (S. 80), aber auch in Urteilen über den Widerstand, die wie das folgende von der falschen Antithetik ideologischer Schlagworte leben: „Der Versuch . . . eine neue soziale und wirtschaftliche Ordnung zu schaffen, die die alten Parteidoktrinen transzendierte, führte zwischen westlicher Formaldemokratie und östlichem Totalitarismus, zwischen subjektivem Staats- und objektivem Volksbegriff, zwischen persönlicher wirtschaftlicher Initiative und sozialistischer Planwirtschaft hindurch“ (S. 162). Nicht minder problematisch erscheint die abschließende Charakteristik der Konzeptionen Staufenbergs und Trotts, „zu einer organischen Gesellschaft zu kommen, die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit mit den Gegebenheiten der modernen technisch-industriellen Zivilisation, nationale Überlieferung und europäischen Bewußtsein in einer dauerhaften Synthese vereinigte“ (S. 160). Was derartige Urteile letztlich fragwürdig macht, ist das sprachliche Amalgam aus eigenen und den Quellen entnommenen Vorstellungen eines technokratisch reformierten Kapitalismus.

96 G. Schulz, *Über Entscheidungen und Formen des politischen Widerstandes in Deutschland*. Festschrift Ernst Fraenkel, *Faktoren der politischen Entscheidung*, 1963, S. 73—114.

97 *Ibd.* S. 74.

der totalitären Befehlshierarchie liege⁹⁸. Den Nachweis für einen erfolgreichen Widerstand aus den faschistischen Institutionen heraus bleibt freilich auch Schulz schuldig; ihm bietet der Widerstand „ein fast amorphes Bild“, in dem sich eine Vielfalt divergierender Interessen und Spannungen kreuzten⁹⁹; sein Bestand und seine Zielsetzungen seien schon von der gesellschaftlichen Basis her bedroht: „Einem Bündnis zwischen Sozialisten, Generälen, Beamten, Gelehrten und Diplomaten haftet wohl immer der Charakter der Improvisation der Not an, die nur auf Zeit Bestand hat¹⁰⁰.“ Wenn Schulz auch eine Diskreditierung jener Gruppen fernliegt, die das faschistische System von „unten“ und von „außen“ zu zerstören trachteten¹⁰¹, so ist doch unbestreitbar, daß seine These vom systemimmanenten Widerstand einen Freibrief für jede Art von Kollaboration ausstellt. Konsequenter möchte Schulz deshalb den Begriff der Kollaboration — für die Problematik des deutschen Widerstandes jedenfalls — vermieden wissen. Ungewollt verraten seine Überlegungen zum Problem von Kollaboration und Widerstand die mit der Wirklichkeit der bürgerlichen Gesellschaft reibungslos kollaborierende Wahrheit des faschistischen Systems: „Im ausgebildeten totalitären System ist ein jeder in irgendeiner Weise einmal Kollaborateur. Das System, das alles und jeden erfaßt und einordnet, gibt jedem, der nicht zum Außenseiter der Gesellschaft werden will, einen Stellenwert. Lediglich Gradunterschiede können hier bestehen. Unter totalitärer Herrschaft trägt ein jeder in irgendeiner Form dazu bei, daß das Regime existiert, sofern es sich nicht um die Ausgeschlossenen handelt, die der Staat bekämpft oder vernichtet¹⁰².“

Solche Thesen haben ihren Anteil an der Verwischung der Macht-kompetenzen und des Grades der Verantwortlichkeit der Schuldigen. Wirksam verhindern sie die Erkenntnis, daß gerade das hohe Maß freiwilliger oder unfreiwilliger, teilweiser oder vollständiger Anpassung und Kollaboration der bürgerlichen Machteliten die Voraussetzung für das Funktionieren und gleichzeitig der beste Selbstschutz des faschistischen Systems gewesen ist. Die weitreichende Interessen-

98 „Der politische Widerstand ... wird ... nur dann Erfolg versprechen, wenn er von Persönlichkeiten oder Gruppen gestützt oder getragen wird, die in einem größeren Umfange vor Verfolgung gesichert sind, zumindest aber nicht in die Kategorien der organisierten Verfolgung gehören. Er kann nur von Gruppen ausgehen, die über die Möglichkeit zu langfristiger vorausschauender Planung verfügen, von Gruppen, die die Fähigkeit zur aufbauenden Konspiration besitzen und die über Einfluß oder Wirkungsbereiche innerhalb der Hierarchie von Funktionen und Ämtern verfügen. Wer im totalitären Staat Verfolgter ist, kann in der Regel keinen politischen Widerstand mehr leisten“ (S. 89).

99 *Ibd.*, S. 94.

100 *Ibd.*, S. 95.

101 Der Unterschied zu G. Ritter wird deutlich beim Vergleich von Schulz' relativ objektiver Darstellung der Literatur über den marxistischen Widerstand 84 ff. mit G. Ritters unerträglichen Invektiven gegen die „Rote Kapelle“, Ritter, S. 108 f.

102 G. Schulz, S. 109 f.

identität der nationalen und konservativen Eliten mit dem Faschismus und ihre ideologische Korruption bildeten in der Regel eine sehr viel wirksamere Schranke für oppositionelle Regungen als jedes offizielle Denkverbot und jede Verfolgung. Die ideologische Anpassung läßt sich bis in zentrale gesellschaftliche und ökonomische Vorstellungen dieser Führungsschicht verfolgen; dazu gehören vor allem die Personifikation des deutschen Faschismus als „Hitlerismus“, die Ineinsetzung militärischer, ökonomischer bürgerlicher Partialinteressen mit dem Gesamtinteresse der Nation, eine vollständige Unkenntnis der Massen, die bis zur ausgeprägten Verachtung gehen konnte, das Vorwiegen macht- und außenpolitisch orientierten Denkens, verbunden mit einem dezidierten Antikommunismus, und die Neigung zu autoritären und integrativen Gesellschaftsvorstellungen¹⁰³. In besonderem Maß galt dies für die militärischen Machteliten¹⁰⁴. Ihre grundsätzliche Übereinstimmung mit den faschistischen Gesellschafts- und Ordnungsvorstellungen, die Unterstützung des imperialistischen Lebensraumkonzepts hat jede prinzipielle Opposition bis weit in den Krieg hinein verhindert und militärische Kritik — soweit nicht blindes Einverständnis mit den Zielen und Methoden der faschistischen Eroberungspolitik vorherrschte — auf Methoden- und Opportunitätserwägungen beschränkt¹⁰⁵. Die Verbindung von „sachlich“-generalstabsmäßiger Planung mit vorsichtiger Opportunitätskritik und die Macht- und Kompetenzstreitigkeiten innerhalb der Armee haben erst die Voraussetzung für die Etablierung des politischen Führungsanspruches Hitlers und des Parteiapparates gegenüber der Armee geschaffen¹⁰⁶. Dazu hat nicht zuletzt die „unpolitische“ Haltung des Militärs mit beigetragen; seine ausgeprägte Neigung zur Mystifizierung und Ethisierung politischer und gesellschaftlicher Probleme, sein unreflektiertes Bestehen auf der gesellschaftlichen Allgemeinverbindlichkeit eines soldatischen Ehrenkodexes, wie ihn noch Gerhard Ritter unkritisch übernahm¹⁰⁷, und dessen Bestandteile — Gehorsam, Treue, Glaube, Ehrfurcht, Opfer-

103 H. Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne, S. 110 ff., 123 ff.

104 W. Müller, Das Heer und Hitler. Armee und ns-Regime 1933—1940, und Messerschmidt, Die Wehrmacht im ns-Staat, beide 1969 erschienen. (Vgl. zu Müller Das Argument 58 (1970), S. 465 ff.)

105 Das hat W. Müller, S. 300 ff., am Fall Beck gezeigt.

106 Dazu Müller und Messerschmidt, passim.

107 G. Ritter, C. Goerdeler, vgl. die Charakteristiken Blombergs, S. 140: „kein Parteimann, nicht ohne Anhänglichkeit an die Tradition, aber impressionabel, ein Kavaliere und lebenswürdiger Vermittler ohne gefestigte sittliche Grundsätze“; Becks, S. 151: „von großer Vornehmheit, Güte und menschlicher Lauterkeit, dazu einer klaren, disziplinierten Intelligenz und einer gepflegten, vorwiegend militärischen und historischen Bildung. Trotz straffer soldatischer Haltung ... ein Geistesmensch ... sehr gewissenhaft, unbegrenzt fleißig“. — Penetrant die Gegenüberstellung von Beck und Hitler bei W. Foerster, Ein General kämpft gegen den Krieg, S. 41 f.: „Auf der einen Seite der Typ des durchgeistigten, auf großen Traditionen ruhenden preußisch-deutschen Soldatentums ... Ein stiller, ernster, tiefgründi-

bereitschaft, Autorität und Reinheit — heute wieder zum verbindlichen Maßstab „soldatischen“ Geistes und Ethos' erhoben werden¹⁰⁸. Deutlich zeigt sich hier die apologetische Funktion jenes Teils der bürgerlichen Geschichtsschreibung, die bedingungslos für den Schutz der bestehenden Herrschaftsverhältnisse und die Förderung herrschaftskonformen autoritären Verhaltens eintritt und gleichzeitig blind gegenüber der Gefahr einer neuerlichen Faschisierung von Armee und Gesellschaft ist.

Vor dieser Gefahr ist auch jene Richtung bürgerlicher Geschichtsschreibung nicht frei, die — in gewissem Grad überzeugend — vorgibt, sich ausschließlich an die „Tatsachen“ zu halten. Ein hervorragendes Beispiel für die eindrucksvolle Leistung, aber auch die Grenzen strengen Positivismus bietet die Untersuchung Peter Hoffmanns¹⁰⁹. Aus minutiös recherchierten Einzelaspekten und Teilentwicklungen entstand ein Gesamtbild des Widerstandes, das gerade infolge der „sachlichen“ Darstellung die abweisenden Konturen schicksalhaft anmutender Vergeblichkeit annimmt. Gerade an der außerordentlichen Leistung bürgerlicher positivistischer Geschichtsschreibung läßt sich der Umschlag von „Tatsachenforschung“ in jene sublimale Art von Mythologie verfolgen, die zur Erklärung des Scheiterns auf rätselhaftige Zufälle und das Versagen einzelner Personen verwiesen ist¹¹⁰.

Die Genugtuung über die Entwirrung der komplexen und schwer-durchschaubaren Geschehensabläufe, die Fixierung ständig fluktuierender Gruppen und die momentane Aufhellung komplizierter Organisations- und Befehlsstrukturen macht nicht die Hilflosigkeit bürgerlichen Denkens vergessen, in den Teilaspekten die Zusammenhänge, in den opaken Fakten die geschichtlichen Produzenten wiederzuerkennen. So wird die Aktion der durchweg ehemals faschistischen Offiziere nicht als das erkannt, was sie war: ein nach den Gesetzen generalstabsmäßiger Planung und militärisch-hierarchischen Befehlsstrukturen durchgeführter Putsch, der seiner Intention nach antifaschistisch, seinem Inhalt und seiner Form (Planung und Durchführung) nach jedoch den Boden des deutschen Militarismus und Imperialismus nicht entschieden genug (Goerdeler!) verließ. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Identifizierung von militärischem Putsch und bürgerlich-demokratischer Gegenrevolution durch Hofmann in

ger, verantwortungsbewußter, selbstloser Mann... Auf der anderen Seite ein dämonischer Kraftmensch ohne sittliche Bindungen und moralische Triebe, dessen unbestreitbare geistige Fähigkeiten ausschließlich in den Dienst ungezügelter Ehr- und Herrschsucht gestellt waren.“ — Vgl. schließlich H. Rothfels' Glorifizierung der „Überlieferungen eines echten preußischen Militarismus“, S. 173 f.

108 Dazu H. D. Bamberg, Militärseelsorge in Westdeutschland, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, XIV. Jg. 1969, Heft 10 und 11, 1082 ff. und 1181 ff.

109 P. Hoffmann, Widerstand. Staatsstreich. Attentat, 1969.

110 *Ibid.*, S. 333 f. (Schlabrendorf), S. 335 ff. (Gersdorff), S. 378 ff. (weitere Fehlschläge); 468, 477 f., 486 f. (Fehlschläge am 20. Juli 1944).

die Phase der „Sicherung“ der westdeutschen Demokratie durch die Notstandsgesetze und Notstandsübungen von Polizei und Militär fielen.

Das Beispiel Bodo Scheurig¹¹¹ zeigt, daß fünfzehn Jahre nach der Erstveröffentlichung des Goerdeler-Buches von Gerhard Ritter dessen methodische und ideologische Positionen keinesfalls überwunden sind. Hier wie dort extreme Schicksalsgläubigkeit, gepaart mit einem religiös verbrämten Mystizismus¹¹². Man glaubt Scheurig ohne weiteres seine Neigung zum historischen Agnostizismus: „Niemals jedoch darf uns in der Geschichte der Erfolg das entscheidende Kriterium sein¹¹³.“ Diese Ablehnung des Erfolgskriteriums in der Geschichte verbindet sich mit dem klassenkämpferischen Ziel, die historischen Tatsachen von Unterdrückung und Ausbeutung zu leugnen¹¹⁴. Das erfolgt bei Scheurig aus einer Position abstrakter Innerlichkeit, in der vorbehaltlose Schicksalsgläubigkeit den Gedanken an den geschichtlichen Fortschritt unterdrückt hat¹¹⁵. Konsequenter stilisiert Scheurig den Widerstand zum inneren Aufstand, zur religiösen Erlösungsbewegung des kranken Zeitalters: „Einzig der unbeirrte Glaube an die Vernunft . . . befähigte den Widerstand zu all seinen Entwürfen¹¹⁶“; „Glaube und Ethos mußten entscheiden¹¹⁷“. „Diese Männer beherrschten Überzeugungen und Antriebe, mit denen sie Deutschland nicht nur retten, sondern auch heilen wollten . . . Sie zielten nicht auf oberflächliche Umkehr, sondern auf eine Wiedergeburt des Glaubens, der Machtwahn und Willkür unterbinden sollte¹¹⁸.“ Die naive Identifizierung mit den Positionen des bürgerlichen Widerstandes kennzeichnet den Habitus bürgerlicher Geschichtsschreibung ebenso sehr wie ihr Rückgriff auf „elementare Überzeugungen“¹¹⁹ und das Postulat, die „Freiheit und Unantastbarkeit des Einzelnen“ in „Bindungen“ zu verankern, „die nicht vom Menschen gemacht waren, sondern über ihn hinauswiesen¹²⁰“.

111 Bodo Scheurig, *Deutscher Widerstand 1938—1944*, dtv-dokumente, 1969.

112 „Der 20. Juli 1944 war ein drückend schwüler Tag. Wie die Tage vor und nach ihm verschlang er an den Fronten Ströme von Blut“ (Ibd., S. 298); „Haß und Erbitterung hatten die Brücken gesprengt, auf denen man sich hätte verständigen können. Das Ringen tobte als Weltanschauungs- und Vernichtungskampf“ (Ibd.); „Hitler kam nicht durch Zufall auf, Kräfte und Mächte begünstigten ihn . . . Diese Zeit ersehnte nicht den Totalitarismus . . . sie wünschte den autoritären Staat herbei . . . Diese Sehnsucht beherrschte damals Millionen Deutsche“ (Ibd., S. 300).

113 Ibd., S. 316.

114 Vgl. die geschichtsphilosophischen Thesen von Walter Benjamin, in: *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften, 1961, S. 268 ff.

115 „Der Knoten zur Vernichtung Deutschlands schürzte sich“ (B. Scheurig, S. 13). „Viele waren nicht zum Widerstand berufen“ (Ibd., S. 315).

116 Ibd., S. 18.

117 Ibd., S. 20.

118 Ibd., S. 310.

119 Ibd.

120 Ibd., S. 19.

Scheurigs Deutung des Widerstandes empfängt entscheidende Impulse aus einem verschwommen artikulierten Unbehagen an der „glaubenslose(n) und willig angenommene(n) Wohlstandsgesellschaft der Gegenwart¹²¹“. „Deutschland ist an sich selbst irre geworden. Der Zusammenbruch ging über seine Kraft . . . Die Teilung unseres Landes und dessen Überfremdung aber haben uns vollends beklommen gemacht . . . Wir spotten jeder Tradition und leben ein Leben, von dem wir zu glauben scheinen, daß es keine großen Impulse mehr verlange. Das hat uns unser Dasein ausgehöhlt¹²².“ Da das weltgeschichtliche Betätigungsfeld für den von Scheurig zitierten Heroismus fehlt, bleibt zunächst die Aufgabe, durch „schonungslose Herausforderung“ von seiten der „Denkenden und Sehenden“¹²³ eine von Zweifeln und Verzweiflung nicht ganz freie Einkehr zu bewerkstelligen: „Auch die Geschichtsschreibung hat uns nicht immer geholfen. Keiner kann ihr verübeln, daß sie sich nach 1945 besonders des 20. Juli angenommen hat. Er schien ihr zu Recht der hellste Augenblick unserer jüngsten Geschichte gewesen zu sein, denn er allein konnte die Verzweiflung in Grenzen halten, die uns packen oder überkommen muß, wenn wir uns den Irrwegen der letzten Jahrzehnte aussetzen¹²⁴.“ Die bürgerliche Geschichtsschreibung beglaubigt noch immer — Scheurigs an die Grenze der Selbsterkenntnis rührende Ahnungen bestätigen es — die Wahrheit jenes Ausspruchs, daß die „ersten Illusionen der Bourgeoisie . . . auch ihre letzten (sind)¹²⁵“.

121 *Ibd.*, S. 24.

122 *Ibd.*, S. 312.

123 *Ibd.*, S. 302, 315.

124 *Ibd.*, S. 314.

125 K. Marx, *Das Elend der Philosophie*, MEW 4, S. 114.

Lars Lambrecht

Wertfreie Wissenschaft mit ideologischem Anspruch

Die Geschichtsschreibung K. D. Erdmanns im Kontext der westdeutschen Geschichte

Vom Standpunkt der fortschrittlicheren westdeutschen Historiker aus gesehen, mag eine Beschäftigung mit dem Kieler Historiker K. D. Erdmann nicht gerade aktuell sein. Kein Interesse scheint mehr für eine ausführliche Kritik seiner Historiographie zu bestehen, weil innerhalb der Geschichtswissenschaft der BRD seine wissenschaftliche Position und politische Richtung zur Zeit nicht gefragt sind¹.

1 Ausgewählte biographische Daten aus: Munzinger Archiv/Internat. Biograph. Archiv 7. 3. 1970 — Lieferung 10/70-K-10099 f. (Erdmann/EN-ME); hieraus sind auch die folgenden Zitate. Weitere Angaben: Vorwort zur Festschrift: cf. Anm. 2); geb. 1910 in Köln; Geschichts-, Theologie- und Philosophiestudium in Köln, Marburg, Paris und London. Promotion und 1934 Eintritt in den Schuldienst, den er verließ, weil „ihm von den damaligen Machthabern moralisch unzumutbare Ansinnen gestellt wurden“. Er wechselte dann in die Industrie über; zuerst war er bei Ford tätig, später in für das NS-Regime auch nicht unwichtigen Zweigen wie IG-Farben (cf. K. Drechsler, H. Dress, G. Hass: Europapläne des deutschen Imperialismus im Zweiten Weltkrieg — in: ZfG, 19. Jg., H. 7, 1971, S. 916—931) und Stahlindustrie. Dann war er Kriegsteilnehmer und „hat an vielen Fronten gekämpft“ — zuletzt als Bataillonskommandeur an der Ostfront. Zur Lehrtätigkeit kam er „bei Kriegsende“ zurück, als „er einen Lehrgang an der Kriegsschule Potsdam kommandierte“, von wo er wiederum an die Front wegen erneuten Erregens von „Unwillen“ versetzt wurde. Sein „entscheidendes Bildungserlebnis“ war die Bekanntschaft mit dem von den Nationalsozialisten 1944 ermordeten A. Reichwein. 1947 Habilitation an der Kölner Universität.

Unter diesen Stichworten dominierten drei Gesichtspunkte, die für Erdmanns Tätigkeitsbereiche kennzeichnend sind. Ihr verbindendes Charakteristikum ist, daß eine Übereinstimmung von Theorie und Praxis feststellbar ist. Der erste Bereich umfaßt Erdmanns akademische Laufbahn als theologisch-philosophisch interessierter Historiker. Der zweite deutet auf den Sektor der pädagogischen Praxis hin, die sich später mit Erdmanns theoretischem und politischem Engagement verbindet. Unter die dritte Rubrik fällt Erdmanns politisch-soziale Arbeit, für die allerdings seine Beziehung zu dem Sozialdemokraten Reichwein kein parteipolitisches Präjudiz ist. Als Historiker für mittlere und neuere Geschichte wird er 1953 Ordinarius in Kiel.

Ab 1950 war er schon Mitherausgeber der historisch-politischen Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ (GWU), für die er als qualifizierter Hauptinitiator bis heute anzuspochen ist. 1962 wurde er zum

Warum ist aber Erdmann heute nicht mehr anerkannt? Seine politische Ideologie gilt als antiquiert, weil seine Wissenschaftlichkeit theoretisch zurückgeblieben ist, wo die übrige Geschichtswissenschaft weiter fortschritt. Doch so fortschrittlich ist die heutige Wissenschaftstheorie der Historie in der BRD keineswegs. In Wirklichkeit entsprach Erdmanns Geschichtsschreibung eine Zeitlang der dominierenden Ideologie und war *deshalb* wissenschaftlich akzeptabel. So scheint umgekehrt Erdmanns Wissenschaft veraltet, weil seine Ideologie seit einer bestimmten politischen Phase nicht mehr unmittelbar den aktuellen, herrschenden gesellschaftlichen Interessen genügen kann. Eine Untersuchung der Erdmannschen Wissenschaft und ihres Zusammenhangs mit praktisch-politischen Tendenzen der gleichzeitigen Gesellschaft kann uns daher zu einer besseren Erkenntnis der für die Wissenschaft direkt oder indirekt maßgebenden Interessen führen und die historisch-ideologischen Voraussetzungen erklären, die auch in der gegenwärtigen Diskussion der bürgerlichen Geschichtswissenschaft wenigstens für die eine (wenn auch unterlegene Erdmannsche) Seite kennzeichnend sind. Dies leitet am Ende zwangsläufig zu der Frage über, inwiefern auch die heute anerkannten Positionen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft durch die Entwicklung der aktuellen politischen Interessenlage bestimmt sein mögen.

I.

„Es gibt nur eine politische Wertentscheidung und Zielrichtung, die mit der historischen Wissenschaft als solcher gegeben ist. Wenn ich will, daß Wissenschaft sein soll, dann liegt es in der Sinnkonsequenz dieser vorwissenschaftlichen Wertentscheidung, daß ich auch die politischen und rechtlichen Voraussetzungen will, die gegeben sein müssen, damit kritische Wissenschaft als ein Erkenntnisweg, der auf dem methodischen Zweifel beruht, sich frei entfalten kann“ (K. D. Erdmann, 1967 [406]).

Vorsitzenden des Deutschen Historikerverbandes gewählt (bis 1967). Seine praktischen Funktionen als Pädagoge reichen vom Generalsekretär der westdeutschen UNESCO-Kommission für das Erziehungs- und Bildungswesen (1950–52) bis zum Vorsitzenden der Bildungskommission, die zusammen mit der aus allen Kultusministern zusammengesetzten Regierungskommission den westdeutschen Bildungsrat bildete, dem Erdmann seit 1966 auch vorsah und der 1969 jene bekannten „Empfehlungen“ zu einer technokratischen Schulreform herausbrachte. Als Politiker gehört er der CDU an. Wenn man von einer Rede zur Feier des 17. Juni 1965 im Bundestag absieht, hatte er keine weiteren öffentlich-politischen Auftritte, nachdem ihn *Die Zeit* 1966 in ihren Überlegungen zu einem neu zu schaffenden Bundeskultusministerium schon als „Bundeskultusminister“ apostrophiert hatte, und er 1969 wenigstens schleswig-holsteinischer Kultusminister hätte werden können. (K. H. Janßen: Einheitlicher Bundeskultusminister? Karl-Dietrich Erdmann: der Vorsitzende der Bildungskommission — in: *Die Zeit* vom 1. 4. 1966.) Diesmal mußte Erdmann ablehnen, weil in für ihn unzumutbarer Weise „seine Bedingungen nicht akzeptiert“ wurden.

Für die Analyse der Historiographie Erdmanns dient seine von seinen „Schülern und Mitarbeitern“ als Festschrift zu seinem 60. Geburtstag herausgegebene Aufsatzsammlung², die in hervorragender Weise Abschnitte aus der bundesrepublikanischen Geschichte dokumentiert. Sie ist geradezu eine Quellensammlung speziell auch für die politische, ideologische und wissenschaftstheoretische Entwicklung innerhalb der westdeutschen Geschichtswissenschaft bis in die jüngste Zeit. 1971 wurde sie an prominenter Stelle hinsichtlich Erdmanns wissenschaftlicher Bemühungen sorgfältig gewürdigt, deren theoretisch weitertreibende Bedeutung für die westdeutsche Geschichtswissenschaft im Vergleich zu den „Anregungen der Sozialwissenschaften, etwa der ‚Frankfurter Schule‘“ aber bezweifelt: „Hier werden bei aller Fülle der Anregungen doch Grenzen und Traditionsgebundenheit in Erdmanns Geschichtsbild sichtbar³.“ Dieses offiziöse Resümee über ein bürgerliches Gelehrten-dasein und Werk darf heute als repräsentativ für die übereinstimmende Meinung der meisten jüngeren Historiker der BRD gelten.

Grob verkürzt ist die augenblickliche Situation im Fach Geschichte gekennzeichnet durch den Streit über den Wert und Unwert des deutschen Historismus aus dem 19. Jahrhundert und die vorzunehmende „Umorientierung“⁴ der bundesrepublikanischen Historiker. Im Grunde wird hierüber seit der Diskussion über die sog. „Krise des Historismus“ reflektiert, die seit 1945 unter den älteren bürgerlichen Historikern geführt worden war. Fast zur Halbzeit zwischen heute und der Gründung der BRD, 1962, hielt Erdmann den damaligen bürgerlichen Kritikern des Historismus entgegen: „Das Gerede vom Ende des Historismus, das man heute auf allen Gassen hört, ist nicht überzeugend. Es fehlt die einleuchtende Alternative“ (219, 220). „Historismus“ und „Kritik am Historismus“ wären demnach auf derselben wissenschaftstheoretischen und politischen Seite hypothetisch Alternativen, wobei allerdings nach Erdmanns Ansicht nur der Historismus realistisch ist und überzeugt. Die andere Seite wird aus dem Kontext des Erdmannschen Plädoyers als kommunistische Ideologie evident. Über diesen objektiven Tatbestand des Gegensatzes von bürgerlicher und marxistischer Wissenschaft und Ideologie hinausgehend nimmt Erdmann aber zusätzlich an, daß „gegenüber den dogmatisch-ideologischen Geschichtskonstruktionen (des Kommunismus) ... mit dem Historismus, d. h. der unbefangenen Würdigung der Erscheinungen von ihren Voraussetzungen her, eine geistige Position (geschaffen sei), der gegenüber aller ideologisch-dogmatische

2 Erdmann, Karl Dietrich: Geschichte, Politik und Pädagogik. Aufsätze und Reden. Zum 60. Geburtstag hrsg. von Schülern und Mitarbeitern. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1970 (416 S., Ln., 38,— DM). Die Ziffern in Klammern hinter den Zitaten im Text beziehen sich auf die Seitenangaben dieser Ausgabe.

3 Rezension des Fischer-Schülers B. J. Wendt (in: *Das Parlament*, Nr. 7, vom 13. 2. 1971, S. 17).

4 H.-U. Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Bd. I, Göttingen 1971, S. 4.

Eifer konstruierter Geschichtsbilder sich als unzulänglich erweist . . .“ und also der historischen Ideologie unterlegen ist (219). Diese Definition des Historismus als „eigentliche geistige Gegenpotenz“ (ib.) zum Kommunismus ist die theoretische Voraussetzung für Erdmanns politische Programmatik einer „historischen Gegenwartskunde“ von 1962⁵, zu deren politischem Lehr- und Lernplanziel im gymnasialen Abschlußjahr und seiner didaktischen Verwirklichung er folgende Themen vorschlug: 1. „das gespaltene Deutschland“; 2. „die europäischen und atlantischen Einigungsbewegungen und ihre Hauptpartner“; 3. demgegenüber „die kommunistische Welt“ (233 f.); 4. „die Menschenrechte als Charakteristikum der europäischen Staatsidee“ und 5. „vergleichende Betrachtung geschichtlicher Herrschaftsformen“ (234 f.).

Zur Erklärung jener Definition des Historismus im politischen Kontext von Erdmanns historisch-thematischer Bildungsprogrammatik ist zuerst retrospektiv sein theoretisches Verständnis und seine historiographische Tradition zu bestimmen. Es muß gezeigt werden, wie die Definition der historistischen Theorie als „unbefangene Würdigung der Erscheinungen von ihren Voraussetzungen her“ zunächst überhaupt einmal mit den ihr von Erdmann zugeschriebenen politischen Funktionen zu vereinbaren ist. Zugleich soll aber damit der ideologische Anspruch Erdmanns evident werden: Die politische Funktion der historischen Theorie besteht in der Wendung gegen die kommunistische Wissenschaftsideologie, wobei zugleich die Überlegenheit des Historismus jener gegenüber zum Ausdruck kommen soll.

Die Mehrheit der deutschen Historiker hatte den politischen Neutralitätsanspruch auf der Grundlage des Historismus für ihre Geschichtswissenschaft verfochten. Auch bei den Vertretern des Historismus in der Nachkriegszeit herrschte noch das ungebrochene Selbstbewußtsein vor, sich einer politisch neutralen Wissenschaftlichkeit zu befleißigen. Den absoluten Höhepunkt erreichte dieses Selbstverständnis wohl nach dem KPD-Verbot 1956 auf der 24. Versammlung westdeutscher Historiker 1958 in Trier, wo die bis dahin bestehende „Gemeinschaft“ mit DDR-Historikern aus politischen Gründen aufgegeben wurde, da diese sich nicht „zu den Grundsätzen der freien Wissenschaft“ bekannt hätten, wenn sie „im wissenschaftlichen Bereich als Träger dieses Kurses“ in der DDR „eingeständenermaßen die Wissenschaft politischen Zwecken dienstbar machen“⁶. Die marxistische Alternative galt generell bei den westdeutschen Historikern als indiskutabel und — was heute noch von einigen Historikern auf westdeutschen Universitäten gegen linke Examenskandidaten diffa-

5 „Entwurf einer historischen Gegenwartskunde“ — Vortrag von 1962, gehalten vor der Rheinischen Direktorenvereinigung Düsseldorf (in: GWU, 14, 1963, S. 28—45; jetzt in: Geschichte, Politik und Pädagogik, S. 216 ff.).

6 Aus den Erklärungen des Vorstandes der Historikerversammlung (in: Beiheft zur Zeitschr. „GWU“, Stuttgart 1958, Bericht über die 24. Versammlung deutscher Historiker in Trier vom 25.—27. 9. 1958, S. 8—12).

mierend praktiziert wird — als aktuelles Beispiel für die jeder „wahren Wissenschaft“ widersprechende Verquickung von politischer Indoktrination und demagogischer Wissenschaftsideologie, die mit nationalsozialistischer Geschichtswissenschaft identifiziert wird. Der Anspruch auf politische Neutralität des Historismus mit gleichzeitigem antimarxistischem Effekt findet sich in dieser abstrakten Parallelisierung nicht allein bei Erdmann: als Beleg reicht der Hinweis auf einen der Nestoren der westdeutschen Geschichtswissenschaft und den Protagonisten dieser Parallelisierung, G. Ritter⁷. Es interessiert jedoch die inhaltliche Entsprechung, das theoretische Fundament für das Verhältnis von Anspruch auf eine politisch-neutrale Wissenschaftlichkeit und Engagement für eine partei- bzw. systemfixierte Politik. Trotz — im folgenden nicht näher zu belegenden — Verwandtschaft von Erdmanns und Ritters Argumentation zeigen sich aber in Erdmanns Konzeption von 1962 spezifische Nuancen zu Ritter, die sich vor allem in Erdmanns Bemühungen um einen theoretischen Neuanfang des traditionellen Historismus feststellen lassen und Erdmann selbst damit auch politisch als dessen fortschrittlicheren und demokratischeren Vertreter ausweisen.

Erdmanns Erörterungen theoretischer und ideologischer Probleme der Geschichtswissenschaft beschränken sich nicht auf den bei den meisten bürgerlichen Historikern üblichen Rahmen von verkürzten Grundsatzserklärungen zur Methode in den Vorworten ihrer Geschichtsbücher^{7a}. Im Kreise seiner Promotions- und Habilitationsarbeiten noch während der Nazi-Zeit, und später kommt die Allianz seiner Studienfächer von Theologie, Philosophie und Historie schon zum Ausdruck, wo Erdmann sich mit dem „Verhältnis von Staat und Religion nach der Sozialphilosophie Rousseaus“ und dann in erweiterter Form mit „Volkssouveränität und Kirche“ als „Studien über das Verhältnis von Staat und Religion in Frankreich“ während der Revolution beschäftigt⁸. Diese zusätzliche, für den Normaltyp eines

7 Vgl. Ritters Äußerungen auf dem X. Internationalen Historikerkongreß von 1955 in Rom (in: *Relazioni del X Congresso Internazionale di Scienze Storiche*, vol. VII, Florenz 1955, S. 167 ff.; *Atti del X Congresso Internazionale di Scienze Storiche*, Roma 1955, S. 861 f.); ferner in pointierter Form in: *Die Süddeutsche Zeitung* vom 24./25. 9. 1955.

7a An dieser Stelle wären auch E.'s Aufsätze „Die asiatische Welt im Denken von Karl Marx und Friedrich Engels“ (1961) (S. 149 ff.) und „Die geschichtliche Situation des Kommunismus in Indien“ (1964) (S. 273 ff.) zu erwähnen. Bei aller generellen und speziellen Kritik an E.'s Marxinterpretationen und seinem Verständnis von kommunistischer Politik sei hier nur auf einen weiteren Tatbestand hingewiesen, in dem sich E. von seinen Kollegen unterscheidet: Er folgte zeitweise einer wissenschaftlichen Tendenz einiger bürgerlicher Wissenschaftler, die Marx als einen Theoretiker des 19. Jah., der für das 20. Jh. keine Relevanz mehr habe, studieren zu können glaubten. Dabei anerkannte E. immerhin für die gegenwärtige Politik von Ländern des „Fernen Ostens“ die Richtigkeit der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie.

8 Angaben im Munzinger-Archiv, cf. Anm. 1.

westdeutschen Historikers nicht selbstverständliche philosophisch-theologische Vorbildung kommt Erdmann bei seinen Lösungsversuchen von theoretisch grundlegenden Problemen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft zugute, die nach 1945 unmittelbar relevant geworden waren, wie vor allem das zu dieser Zeit noch in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft dominierende Prinzip des „besonderen deutschen Weges“ gegen den „westlichen Demokratismus“. Dieses Prinzip ist sowohl als reales historisches Gesetz der deutschen Geschichte und Nation verstanden worden, als auch als historiographisches Postulat in den verschiedensten Geschichtswerken spätestens seit 1848 zur Darstellung gekommen. Es beinhaltet die Kontinuität der mit dem Staatlichen identischen Geschichte und die spezielle Kontinuität der deutschen Staatlichkeit und Nation von Luther, dem aufgeklärten (preußischen) Absolutismus, über die Gegenentwürfe vor und nach der mißratenen Revolution von 1848, die Realisierung des „monarchischen Prinzips“ im deutschen Konstitutionalismus, die antinapoleonischen Befreiungskriege und die Restauration bis zur Bismarckschen Reichsgründung und zu Wilhelm II. Mit dieser Kontinuität war auf der historiographischen Seite die wissenschaftliche Tradition identisch, die die bürgerlichen Historiker der besonderen historischen Entwicklung des bürgerlichen Staates in Deutschland und dessen monarchisch-feudaler Herrschaftsspitze verpflichtete. Während der Weimarer Zeit gingen nur wenige aus der deutschen Historikergarde als „Vernunftrepublikaner“ zwar von diesem Postulat ab, konnten es aber als „Herzensmonarchisten“ theoretisch wie praktisch nicht beseitigen. Die Weimarer Republik verhinderte deshalb im Ergebnis von der ideologischen Gesamtentwicklung bei den Historikern her gesehen nicht, daß das Postulat unter dem Faschismus mit brutaler Konsequenz wieder in den Vordergrund rückte. Nach 1945 waren dieses „Gesetz“ und Postulat im Unterschied zur Weimarer Republik nicht nur für besondere fortschrittliche Teile der bürgerlichen Intelligenz, sondern für die gesamte Klasse diskreditiert. Für eine neue bürgerliche Geschichtswissenschaft ergaben sich aus der politischen Situation nach 1945 drei Folgerungen: 1. die historische Identität von Staat und Geschichte als methodologische Voraussetzung zur historischen Kontinuitätsfrage mußte für die zukünftige deutsche Geschichte ganz aufgegeben oder hinsichtlich der Vergangenheit zumindest modifiziert werden. „Der letzte Rest politisch-staatlicher Gewalt in Deutschland“ war nach dem totalen Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ in die Weisungsgewalt der Alliierten der Anti-Hitler-Koalition übergegangen⁹. Den vier Alli-

9 W. Abendroth: Das Grundgesetz, Pullingen 1966, S. 19 f., 52 f., so auch der Positivist Th. Maunz: Deutsche Staatsrechtslehre, München 7 1958, S. 16—18. Diese Lehre der Staatsrechtler stellt in der BRD allerdings nicht die herrschende Meinung dar, die sich vor allem gegen die Übertragung der bürgerlich-juristischen Definition des Nationalstaats als die Einheit von Staatsgewalt, -volk, -gebiet des liberalen Positivisten G. Jellinek auf das Verhältnis des Deutschen Reichs zur BRD wehrt.

ierten war die ganze *Staatsgewalt* des Deutschen Reichs unterstellt: den Friedensabschluß behielten sie sich für das *Staatsvolk* des ehemaligen Deutschen Reichs vor und für sein *Staatsgebiet* die Grenzfestlegung. Dieser völkerrechtliche Tatbestand impliziert die historisch-politisch und staatsrechtlich übergeordnete Voraussetzung für jede neue verfassungsrechtliche und politische Souveränität auf dem Boden des debellierten Deutschen Reichs, die für dessen Nachfolgeschaft notwendig und für die rechtliche Anerkennung als Friedensvertragspartner der *vier* Alliierten hinreichend ist.

2. Damit hatte die historische Tradition der deutschen bürgerlichen Historiker mit ihrer Fixierung auf den bestehenden Staat ihre reale historisch-politische Voraussetzung verloren. Die Konstituierung einer neuen deutschen politischen Organisation war das allgemeine politische Problem und zeithistorisch aktuelle Thema. Die unmittelbare historische Voraussetzung für die Gründung der BRD, auf deren Entwicklung hier nicht näher einzugehen ist, war verfassungsrechtlich und politisch die staatliche Gewalt der *drei* Westalliierten in den sog. Westzonen. Die Nachfolgeschaft der BRD auf das Deutsche Reich ist ausschließlich von den *drei* Westalliierten anerkannt. Sie konnte aber ihrerseits nicht die von den *vier* Alliierten bestimmte Souveränität präjudizieren, sondern der BRD nur als eine Teilsouveränität zugestanden werden (unmittelbar durch das Besatzungsstatut und den westalliierten „Deutschland-Vertrag“ mit der BRD dokumentiert, mittelbar durch das GG). Die staatliche Souveränität der BRD ist also nicht identisch mit der für die Nachfolgeschaft des „Deutschen Reiches“ (Deutschland) notwendigen Souveränität. Die BRD ist auch politisch nicht als der Nachfolger des Deutschen Reiches anzusehen. Die politische Verfassung der neugegründeten Staatlichkeit der BRD stand auf dem Boden der westlichen parlamentarischen Demokratie. Sie stellte für die Gesamtklasse des deutschen Bürgertums einerseits keine historische Kontinuität dar, und die bürgerlich-liberale Demokratie war in keiner kontinuierlichen Tradition verankert. Andererseits fixierte sie nicht die sozioökonomische Basis des westdeutschen Gesellschaftssystems und orientierte sich nicht an dem sozioökonomischen und politischen Herrschaftsanspruch, den das westdeutsche Bürgertum aus seiner realsoziologischen Fortexistenz in der BRD abzuleiten versuchte.

3. Diese reale politische Unsicherheit für das westdeutsche Bürgertum versuchten nun seine Historiker dadurch zu klären, daß sie wenigstens ideologisch für die notwendige politische Neuorientierung eine historische Kontinuität herstellten.

Die politische Ideologie fortschrittlich-liberaler Teile des deutschen Bürgertums aus der Weimarer Republik war historisch das Vorbild für die politisch-ideologische Orientierung in der BRD. Dazu gehören die politischen Vorstellungen von Wissenschaftlern wie Troeltsch, Weber und Meinecke, die in der Weimarer Zeit die historische Bedeutung *ihrer* Zeit (nach der Erdmannschen Wiedergabe des Troeltschen Grundgedankens) „als Idee einer europäischen Kultursynthese“ an-

sahen, bei der es darauf ankomme, „die Entfremdung zwischen dem westeuropäischen und deutschen Geist... durch eine positive Synthese zu überwinden, um dem deutschen Volke in seiner Niederlage im Rahmen der europäischen Völkergemeinschaft eine neue Zukunftsaussicht zu eröffnen“ (221)¹⁰. Diese Repräsentanten des liberalen Bürgertums in der Weimarer Republik vertraten eine entsprechend kritische Konzeption in der zu dieser Zeit noch allgemein konservativ-historistischen Geschichtswissenschaft, von deren historiographischem Postulat und historischem Selbstbewußtsein des „besonderen deutschen Weges“ sie sich distanzierten. An diese Linie knüpften auch — anfangs noch unter Leitung Meineckes — bürgerliche Historiker der BRD an, unter ihnen besonders konsequent Erdmann. Der Ansatzpunkt Erdmanns ist theoretisch dadurch gekennzeichnet, daß drei wesentliche Elemente seiner Historiographie harmonisieren: die politische Realität der Westintegration der BRD, die ideologische Kontinuitätsfrage mit dem sowohl politischen Bezug auf deutsche „westorientierte“ bürgerliche Historiker als auch die theoretisch-methodologische Grundlegung mit der kritischen Distanz zum „besonderen deutschen Weg“. Diese Elemente sind thematisch in Erdmanns Aufsätzen über englische Geschichte und Wissenschaft besonders berücksichtigt¹¹. In diesen Abhandlungen entwickelt Erdmann verschiedene geschichtswissenschaftliche und -theoretische Grundpositionen, die auch sein eigenes Wissenschaftsverständnis von der Geschichte beleuchten. Er definiert hier den Historismus als ein Verhältnis des modernen Menschen zur Geschichte aus der „seit der Romantik sich vollziehenden Historisierung des abendländischen Denkens“ (9), als ein Geschichtsdenken, „das sich der Tatsache seiner eigenen Geschichtlichkeit bewußt geworden ist“ (10). Diese Historismusdefinition ist die wissenschaftliche Voraussetzung und bietet die allgemeine Kategorialität für Erdmanns Untersuchung der englischen Geschichte und Geschichtswissenschaft (10). Er geht dabei von einer seit der Jahrhundertwende unter englischen Historikern diskutierten Fragestellung, ob Geschichte Wissenschaft oder eine Gattung der Kunst sei, aus, die er selbst als „falsch“ bezeichnet (10 f.). Dennoch ist mit dieser Gegenüberstellung das inhaltliche Motiv der Erdmannschen Analyse charakterisiert. Er reflektiert am Beispiel verschiedener englischer Historiker den Gegensatz von einer „verstehenden Historie“ als agnostischer Wissenschaft (14) und der exakten Naturwissenschaft (18). Diesen Gegensatz allerdings hält er nicht für falsch. Zur Erklärung dient der Hinweis auf die bei den Engländern vorliegende Rezeption der Diltheyschen Verstehenstheorie und der Existenzphilosophie von „Kierkegaard, Nietzsche und Jas-

10 Diesen Gedanken vertritt Erdmann 1962; dass. vgl. aber auch schon für 1951, *Geschichte, Politik und Pädagogik*, S. 30 f.

11 „Das Problem des Historismus in der neueren englischen Geschichtswissenschaft“ (1948) (S. 9 ff.); „Toynbee — eine Zwischenbilanz“ (1951) (S. 23 ff.); „Wandlungen des britischen Reichsbewußtseins“ vom 19. zum 20. Jh. (1951) (S. 98 ff.).

pers“ (16). Den gleichen Bezug zwischen der historischen Geschichtswissenschaft und der Existenzphilosophie stellt Erdmann dann auch in seinem Toynbee-Aufsatz her, indem er Toynbees Rezeption (ausgenommen der Theoreme Diltheys etc.) der typologischen Methode und des generalisierenden Kulturpessimismus von Troeltsch, Weber bis Oswald Spengler als philosophie-historische und theoretische Voraussetzung zur Erklärung der Toynbeeschen Wissenschaft ausführt.

Relevant ist bei Erdmanns eigenem Rekurs auf die kritischen Teilkonzeptionen von Meinecke, Troeltsch und Weber und deren fundamentaler wissenschaftstheoretischer Beziehung zu Dilthey der allgemeine Hintergrund des deutschen Historismus. Dilthey gilt in der heutigen wissenschaftshistorischen Diskussion als *der* „Philosoph“ des alten deutschen Historismus. Sowohl seine Verstehentheorie als auch die von ihm vorkonzipierte, von Weber und Jaspers weiterentwickelte Typologie übernehmen Erdmann zusammen mit den kritischen Vertretern des Historismus aus der Weimarer Republik als wissenschaftstheoretische und -methodologische Grundsätze für die moderne bürgerliche Geschichtsschreibung. Die Diltheysche Fassung der Verstehentheorie normierte das historistische Individuationsprinzip, das das Individuum oder das Individuelle als Wesen gleichermaßen der Geschichte und der Geschichtsforschung und -theorie ansah. Diese Entsprechung von der Individualität als dem „Historisch-Realen“ und „einer auf das Individuelle, auf die Besonderheit bestimmter Kulturen, Völker, Personen gerichteten Forschung“ (9, 22) ist bei Erdmann ein Hauptkennzeichen für „das Geschichtsverständnis des Historismus“ im allgemeinen. Mit der hier implizierten Historismusdefinition ist zwar Diltheys breiter bürgerlicher Philosophiehorizont eingeengt, aber diesem vor allem wegen der von Erdmann mitübernommenen Korrelation mit der Verstehentheorie durchaus adäquat.

Die typologische Methode wurde aus der von Dilthey methodologisch am konsequentesten begründeten Abgrenzung der Historie gegen naturwissenschaftliche Gesetzesbegriffe der frühen bürgerlichen Soziologie eines Comte etc. entwickelt. Sie stellte am Ende der klärenden Auseinandersetzung der Historie mit der Soziologie und Psychologie vor allem dank der Weberschen historisierenden oder „verstehenden“ Soziologie in der Weimarer Republik die theoretische Generalisationen artikulierende Ergänzung des Individuationsprinzips zur moderneren Geschichtswissenschaft dar. Die von Weber intendierte und von den Historikern rezipierte Zielsetzung dieser typologisierenden Geschichtswissenschaft kennzeichnet Erdmann auch im Toynbee-Aufsatz historisch zutreffend: Sie trete der „marxistischen Doktrin“ von der gesetzmäßigen Geschichtsentwicklung entgegen. Die typologische Methode soll die Funktion erfüllen, eine stringente Konstruktion der für die traditionelle deutsche bürgerliche Geschichtswissenschaft und -theorie integralen Begriffe wie Staat, Herrschaft und Nation methodologisch und logisch zu ermöglichen. Schon vor Weber waren diese im deutschen Historismus die

begrifflich realisierten Generalisationsmomente, die als normative Kategorien den Maßstab für das geschichtliche Verstehen der historischen Individualitäten in der Geschichte bildeten, wo sie aber infolge des dem Verstehen immanenten Individuationsprinzips wiederum nur als sog. „Große Individuen“ zugänglich waren. Damit wurden sie aber für das Verstehen der Geschichte selbst fragwürdig, weil sie (gemäß der sich seit der Jahrhundertwende entwickelnden historisch-wissenschaftlichen Selbstkritik) der historischen Vielfältigkeit und Relativität widersprachen und zu absoluten Größen in der Geschichte zu werden drohten, so daß erkenntnismäßig z. B. der mittelalterliche Staat nach dieser Methode eben nicht mehr von der aus der Gegenwart des 19. Jahrhunderts gewonnenen kategorialen Normativität des bürgerlichen Rechtsstaates zu unterscheiden war. Deshalb sollten solche Begriffe wie Staat etc. nicht mehr im ursprünglich hegelianischen Sinn Explikationen des absoluten Geistes oder der Vernunft in der Geschichte sein, sondern die staatliche Mannigfaltigkeit sollte in ihren Typen die geschichtlichen Veränderungen explizieren, aber als geschichtliche Typen sollten sie der realen historischen Veränderung transzendent sein. So sollten nur die realen, historischen Veränderungen von Herrschaft, Nation und Staat relativiert werden, nicht aber die Staaten etc. als konkrete, der Veränderung unterliegende Erscheinungen eines historischen Gesamtprozesses erklärt werden. Die Meinung in Kurzfassung ist: Nicht die Menschen in der Geschichte produzieren bestimmte staatliche Organisationen, sondern die staatlichen Mannigfaltigkeiten produzieren die geschichtliche Entwicklung¹².

Mit der Übernahme des ahistorischen etatistischen Geschichtsprinzips der Verstehenstheorie, der typologischen Methode etc. sind aber die wesentlichen theoretischen Bestandteile des alten deutschen Historismus von Erdmann für die westdeutsche Geschichtswissenschaft tradiert und nur die politisch-nationale Eingrenzung als Teil der historistischen Theorie aufgegeben. Die Bedeutung dieses Verzichtes auf die politisch-nationale Kennzeichnung modifiziert sich in Erdmanns nicht geschichtstheoretischem, sondern historiographischem Aufsatz über die historisch-soziologisch sehr interessante Thematik des Reichsbegriffs im britischen Imperialismus (98 ff.). Hier versucht er die Beziehung zwischen dem Begriffswandel von „empire“ und „commonwealth“ und der sozioökonomischen und politischen Veränderung Groß-Britanniens von seiner Stellung als „workshop of the world“ zur imperialistischen Großmacht und des sozioökonomischen Funktionswandels der Kolonien für den englischen Kapitalismus herzustellen. Im Widerspruch zu den angeführten historischen Belegen für die neuzeitliche Aggressivität und die sozioökonomischen Bedingungen des britischen Imperialismus werden von Erd-

12 Weitere Ausführungen zum Individuationsprinzip, zur Verstehentheorie und zur typologischen Methode; die hier berücksichtigt sind: a.a.O., 15, 20, 28, 37, 40, 96, 219 ff., 233, 235, 265 f., 268, 270, 355, 370 f.: Individuation und Verstehen; Typologie: a.a.O., 40, 91, 95, 331 u. a. m.

mann mit dem lateinischen Ursprungswort „imperium“ die imperialen Ideen von der Antike bis zum mittelalterlichen Reichsfrieden assoziiert, von denen er auch ausging (98). Diese so verstandenen Begriffe sieht Erdmann, nachdem der *commonwealth*-Begriff als „Urbildlichkeit . . . für die *Pax Oceanum*“ definiert worden war, dann auch in den „neuen Konzeptionen“ eines „kollektiven Weltfriedens“ (118 ff.) und dem System „kollektiver Sicherheit“ der NATO (121) seit 1949 konzeptionell realisiert.

Während in den bisher skizzierten Beiträgen zur englischen Geschichtswissenschaft der Bezug zum deutschen Historismus und seinen Protagonisten zwecks Demonstration eines „englischen Historismus“ auffallend dominierte, so sticht bei dieser historisch-politischen Analyse des neuzeitlichen Imperialismus die strikte Enthaltensamkeit ins Auge, auf irgendeine objektiv und empirisch belegbare Beziehung oder wesentliche Verwandtschaft zum deutschen oder französischen etc. Imperialismus zu verweisen. Jede konkret-politische Beziehung und Anspielung auf den deutschen Imperialismus hätte in der politischen Situation der Nachkriegszeit eine Diskreditierung Englands bedeutet. Dieser Verzicht realisierte a) Erdmanns historiographisches Distanzgebot zum Prinzip des ‚besonderen deutschen Weges‘ und zur deutschen Geschichte; b) die geforderte, politisch bewußte, westeuropäische Kultursynthese, die ihrerseits c) die wegen der politisch-empirischen Konkretion im Falle der englischen Geschichte zu demonstrieren notwendig gewordene imperialistische Aggressivität wieder durch ihre westeuropäische historische Tradition bis in die Antike relativiert und sogar durch eine kollektive Weltfriedenskonzeption im westatlantischen Verteidigungsbündnis aufhebt.

Die westeuropäische und politische Auffassung der Geschichte konnte Erdmann nur dadurch erreichen, daß er die Grundlagen des deutschen Historismus als generelles und traditionelles westeuropäisches Geschichtsbild erklärte und dieses mit der Rezeption Diltheys u. a. durch die englischen Historiker bewies. Dieses Ergebnis entspricht formal auch der von Ritter geübten Praxis, mit der Rezeption von Geschichtstheorien deutscher Gelehrter durch italienische, französische etc. Historiker auf die westeuropäische Provenienz des Historismus zu verweisen. Doch die erwähnte Akzentverschiebung im Erdmannschen Ansatz liegt darin, daß Ritter den „deutschen Historismus“ den westeuropäischen Historikern als die eigentliche wissenschaftliche Geschichtstheorie empfahl, während Erdmann bei der alten deutschen Geschichtswissenschaft von einem westeuropäischen Historismus ausging und diesen mit seiner Historiographie bis 1962 schon praktiziert hatte, als er ihn seinen westdeutschen Kollegen empfahl.

II.

„Im ostdeutschen Kolonialboden wurzeln die Erinnerungen an die Entstehungsstunde der deutschen Nation, an die von Königsberg und Breslau ausgehende Erhebung gegen Napoleon, an ein Preußentum

der freien Selbstverantwortung, wie es General von Tauroggen praktizierte, an eine Durchdringung von Geist und Macht, wie sie in gleicher Frische sich in der deutschen Geschichte seither nicht wieder ereignet hat“ (K. D. Erdmann, 1966 [347]).

Die Proklamation der BRD-Souveränität, mit der die Westalliierten der BRD die Rechtsnachfolgeschaft und -fähigkeit für das „Deutsche Reich“ und den Friedensschluß auf der Grundlage des mit der BRD realisierten westintegrierten Gesamtdeutschlands (Deutschlandvertrag Art. 7, 1 und 4) zuerkannten, und die Gründung der WEU erfolgten vier Tage vor dem lange abgesprochenen westdeutschen Beitritt zur NATO am 5. 5. 1955. Der Alleinvertretungsanspruch der BRD für das Staatsgebiet der DDR wurde damit zum endgültigen, vertraglich fixierten Element der westalliierten Politik (Deutschlandvertrag, Art. 7, 2). Erdmanns Beitrag zu diesem historischen Datum war anlässlich der traditionellen „Kieler Woche“ der Vortrag „Nationale und übernationale Ordnung in der deutschen Geschichte“ (123 ff.). Er behauptete angesichts der „Spaltung Deutschlands“, daß der Raum der deutschen Geschichte nicht mit dem Raum der politischen deutschen Nation identisch sei, sondern historisch schon immer mehrere Staaten umfaßt habe. In der historischen Entwicklung von „Deutschland“ und „Österreich“ glaubt er ein Beispiel dafür sehen zu können, daß „die übernationale Figur des europäischen Staatensystems ... die staatliche Polarität in der deutschen Geschichte mit bedingt“ habe (127); d. h., daß die deutsche Nationalgeschichte eigentlich schon immer westeuropäische Geschichte gewesen sei. Im Hinblick auf die durch die DDR gegebene Grenzsituation nicht nur zweier Verfassungsformen, sondern auch zweier „Wirtschafts- und Sozialsysteme“ (129) und die wegen der „ethnographischen Verzahnung mit dem Slawentum“ (132) ständig problematische Nationalfrage konstatiert Erdmann, daß es „in Osteuropa ... schlechthin unmöglich (war), das westeuropäische Ideal für verwirklichen, wonach sich die Grenzen von Staat und Nation möglichst decken sollten“ (132, 136). Damit ist seine Prämisse in diesem Aufsatz, „die nationalstaatliche Ordnung (sei) keineswegs die Norm der deutschen Geschichte, nicht ein historisches Naturgesetz ...“ (124) zur Frage nach dem historisch übergeordneten westeuropäischen Staatsbegriff erweitert. Denn „die Idee des sich selbst genügenden souveränen Nationalstaates als eines Machtstaates“ hatte für Deutschland „nach der Erfahrung zweier Weltkriege ihre Faszination verloren“ (137). Deshalb ist zunächst das Ergebnis dieser Betrachtung für Erdmann, „daß es eine politische Loyalität höherer Ordnung geben muß, als die nationale“ (137), die aus dem westeuropäischen Staatsbegriff interpretierbar sein dürfte, den er 1961 in seinem Rundfunkvortrag „Die Zerstörung und Wiederherstellung der Staatsidee in Deutschland“ (202 ff.) entwickelte.

Die bedingungslose Anerkennung des Staates an sich und der Herrschaft an sich ist das dem Marxismus entgegengesetzte historische Selbstverständnis der bürgerlichen Historiker. Nach Erdmann ist es „der Staat, der in wechselnden Formen Herrschaftsordnung ist“ von Menschen über Menschen (130). Eine staatsbildende Kraft ist

für Erdmann der Kern der Menschheitsentwicklung im geschichtlichen Gesamtprozeß (209 f.). Darin sieht er trotz aller historisch-konkreten Variationen das „für die Staatsidee in Europa charakteristische Leitmotiv: Herrschaft wird hier verstanden als ein Rechtsverhältnis“ (202, 231). Hierin gründete auch die traditionelle Rechtsstaatslehre von Luther (Staat als von Gott gesetzte Obrigkeit), die „nicht an die theologische Aussageform gebunden“ sei (204 f.) und ebenso, wie die Kants (Staat als „Akt der Freiheit“ nach der Vernunftidee begründet) „als Ausgangspunkt für das Staatsdenken des deutschen Idealismus“ nicht an der historischen Wirklichkeit zu messen sei. „Die Verwandtschaft (beider) liegt (zwar) auf der Hand, (aber) dieses so gekennzeichnete Staatsverständnis ist unseren heutigen Empfindungen gegenüber dem Staat, wie sie nun einmal geworden sind, fremd. Man muß diese Gedanken jedoch innerlich nachvollziehen, um den historisch gebotenen Zugang zum Schicksal der Staatsidee in Deutschland zu gewinnen“ (205). Hiermit endet zunächst Erdmanns theoretische Exposition. Dahinter steht eine Art methodischer Anweisung, die er zur Interpretation und zum historischen Verständnis der westdeutschen Politik und Gesellschaft gibt.

Was bedeutet zunächst die methodische Anweisung des „innerlichen Nachvollziehens“? Zur Erklärung der deutschen bürgerlichen Staatsrechtslehren wird zuerst die Abstraktion von den historischen Konkretionen, dem Ort und der Realität gefordert. Auch wenn die Trias von „Gesetz, Befehl und Gehorsam“ in Erdmanns genereller Prämisse mehr an die ideologische Legitimation der historisch-realen Staatspraxis in Deutschland erinnert, müht er sich im folgenden nachzuweisen, daß dieses Staatsverständnis gerade nicht spezifisch deutsch, d. h. national reduzierbar, sei. Ferner soll damit von den zeitgemäßen Erscheinungsformen der Ideologien selbst abstrahiert werden: z. B. von der historischen „Unvollkommenheit“ des kantischen Staatsrechts (205) und des philosophischen Idealismus in der deutschen bürgerlichen Klassik oder von der theologischen Begrifflichkeit in Luthers Obrigkeitsstaatslehre. Der Staat ist danach eine „nicht auf menschlicher Vereinbarung“ (205) beruhende Abstraktheit und als „reine“ Staatlichkeit die historische Norm der westeuropäischen Staatsidee. Ihm geht es hierbei um die seiner Meinung nach kontinuierliche Entwicklung von dem für die europäischen Herrschaftsformen charakteristischen Rechtsstaats- zum modernen Parteienstaatsprinzip, die er nach der lutherisch-kantischen Grundlegung dann ideengeschichtlich von Bismarck (205 f.), Weimar (207 f.), dem Herrenhiemseer Verfassungskonvent und dem Parlamentarischen Rat (211) bis zu „dem leidenschaftlich um den Bestand unserer Staatsordnung besorgten Winfried Martini“ (211 f.) verfolgt. Diese Norm oder Idee ist die kritische Folie für die konkrete historische Entwicklung der bürgerlichen Staatsformen vom lutherisch-aufgeklärten und absolutistisch-konstitutionellen Obrigkeits- bis zum Nazi-Staat. Anhand dieser Norm kommt Erdmann in einem real-historischen Vergleich der deutschen und westeuropäischen Geschichte, wo „überall die Erinnerung an erfolgreiche Revolutionen“

(206) „auch neue Gedanken über das Wesen der Herrschaft von Mensch über Mensch gebildet“ (209) hatten, zum Ergebnis, daß „in Deutschland hingegen... sich die großen geschichtlichen Erinnerungen an Geschehnisse, die einen antirevolutionären Charakter haben (knüpfen)“ (206). Während in der realen Geschichte der westeuropäischen Nachbarn die staatliche Entwicklung übereinstimmte mit der Entwicklung von der Rechtsstaatsidee zum Parteienstaatsprinzip, zeigt Erdmanns Vergleich klar, daß die historische Realität des deutschen bürgerlichen Staates gleichzusetzen ist mit der „Zerstörung der Staatsidee in Deutschland“. Die lutherisch-kantischen Staatsgedanken innerlich nachzuvollziehen, besagt zunächst einmal, daß diese nur durch Abstraktion von ihrer historisch falschen Realisierung durch die Nationalstaatlichkeit, d. h. durch Abstraktion von ihrer Zerstörung, zu verstehen sind und damit zum reinen menschlichen Herrschaftsprinzip und seiner rechtsstaatlichen Normierung führen. Dieses rechtsstaatliche Herrschaftsprinzip als normative Idee sieht Erdmann nun in der Kontinuität zum Parteienstaatsprinzip garantiert, womit er die supranationale, aber auch von den historisch-staatlichen Konkretionen abstrahierende, höhere politische Loyalität, die er 1955 als Legitimationsbasis für die Westintegration der BRD suchte, begrifflich fixiert. Der 1955 verfassungshistorisch proklamierte Alleinvertretungsanspruch auf das Staatsgebiet, -volk und die -gewalt der DDR ist dementsprechend nur aus dem allgemeinen, historisch-abstrakten Herrschaftsprinzip abzuleiten, da dieses dort historisch durch die gegenwärtige kommunistische Staats- als Herrschaftsnegation ebenso sehr zerstört ist wie in der mit dem Kommunismus darin identischen historischen Realität des extremen Nationalismus. Verkürzt bedeutet das: die westdeutsche Vertretung beansprucht statt der Herrschafts- oder Staatsnegation in der DDR die anzuerkennende Herrschaft, aber eben nicht irgendeiner, der kommunistischen u. dgl. Herrschaft, sondern der in Westdeutschland realisierten. Diese Gedanken bis hierher „innerlich nachzuvollziehen“ als lutherisch-kantische Staatsidee, entspricht als ideologischer Abstraktionsprozeß nur die politische Realität der 1955 erfolgten Westintegration. „Innerlich nachzuvollziehen“ ist 1961 in diesem Aufsatz außerdem eigentlich der historische Sprung von der westeuropäischen Normativität der Rechtsstaatsidee (also der Gedanken Kants etc.; cf. 205) auf die Ebene der politischen Konkretionen, d. h., daß die Idee zugleich auch die Realisierung als Parteienstaat „in unserem Teil Deutschlands“ (211; gemeint ist die BRD) bzw. umgekehrt sein kann, d. h., daß die Idee als Realität nicht nur identisch mit der „Zerstörung“, sondern auch mit der „Wiederherstellung“ sein kann. Um die reine Legitimation für die historische Wirklichkeit der bundesrepublikanischen Westintegration und Kontinuität geht es hier, 1961, gar nicht mehr. Das „innerliche Nachvollziehen“ muß methodisch zu einer Antwort auf eine dieser politischen Realität von 1961 entsprechende Fragestellung führen, die als Erklärung des modernen westeuropäischen Parteienstaates durch die lutherisch-kantische Staatsidee in der BRD angesichts der nationalsozialistischen Staatsvergan-

genheit und kommunistischen -gegenwart, d. h. „unseren heutigen Empfindung gegenüber dem Staat, wie sie nun einmal geworden sind“ dennoch fremd ist (205). Um zu begreifen, was Erdmann mit „unseren heutigen Empfindungen gegenüber dem Staat“ meinen könnte, müssen wir festhalten, daß Erdmann eine ideelle und als Realität innerlich nachvollziehbare Kontinuität einer über der Geschichte und den menschlichen Interessen verharrenden und selbst nicht „interessenlosen, gleichsam obersten Staatsgewalt“ (213) postuliert, die aber „eine über den verschiedenen Gruppen stehende, das Recht gleichmäßig nach allen Seiten hin zur Geltung bringende Aufgabe besitze“ (209). Die nationalistische, revolutionäre, schon bei den Jakobinern evidente und die kommunistische Staatsnegation als parteigebundene Staatsallgewalt¹³ soll mit dem westdeutschen Mehrparteienstaat historisch widerlegt werden: Dazu benutzt Erdmann in Ermanglung einer eigenen Parteienstaatstheorie für die BRD (214) die lutherisch-kantische Staatsidee. Damit liegt aber der Hauptakzent des von Erdmann propagierten Historismus nicht mehr auf dem neuen historiographischen Kontinuitätsprinzip der ‚westeuropäischen Integration Deutschlands‘. Für Erdmanns Definition eines politischen Historismus wird jetzt als das eigentliche Definienz der Antikommunismus evident, den er an Stelle der „heutigen Empfindungen“, die eine Fremdheit gegenüber dem Staat der BRD ausdrücken, bewußt zu machen sucht. Um das zu belegen, müssen wir seine Historismusversion, in der die westeuropäische parteienstaatliche Idee und staatspolitische Kontinuität die westeuropäische Wirklichkeit als politischen Gegensatz zur kommunistischen Wirklichkeit konstituiert, umgekehrt von der politischen Realität aus betrachten.

Der Kalte Krieg ließ mit seinen Höhepunkten Anfang der 60er Jahre infolge des sog. atomaren Patts allmählich nach. Die westliche „Verteidigungsgemeinschaft“ stellte ihre besonders aggressive roll-back-Strategie gegen die sozialistische Staatengemeinschaft zugunsten einer mehr um friedlichen Ausgleich bemühten Politik zurück. Die westliche Politik begann den Antikommunismus nicht mehr rückhalt- und alternativlos zu befürworten, der besonders in der westdeutschen Politik das wichtigste Moment ihrer nationalstaatlichen westeuropäischen Integrationsvorstellungen war. Die hierdurch bedingte ideologische „Krise“ manifestierte sich bei konservativen Ideologen und Politikern im „Krisen“jahr 1961 unter vielen andren Aspekten (Berlinkrise, drohendes Disengagement der USA etc.) vor allem deshalb, weil die politische Autorität des westdeutschen Staates selbst in Frage gestellt zu werden schien. Dieser Eindruck drängte sich spätestens auch den Konservativen seit 1959 auf, als Adenauer das der Ehre nach höchste Amt der BRD, den Bundes-

13 Die Rot-Braun-Formel und das Analogisieren von historisch qualitativ verschiedenen Epochen und politischen Erscheinungen finden sich in Erdmanns Schriften mit stereotyper Regelmäßigkeit: a.a.O., 207, 209 ff., 213, 231, 381. Cf. dagegen hier Anm. 19.

präsidenten, zum rationalen Kalkül seiner täglichen Parteipolitik machte und bei dem der politischen Führung und staatlichen Macht nach wichtigsten Amt des Bundeskanzlers trotz seines hohen Alters nicht die Thronfolge regeln wollte, ja den von der CDU favorisierten „Kronprinzen“ Erhard offen disqualifizierte. Adenauers Versprechen, während der Legislaturperiode ab 1961 zu einem Zeitpunkt seiner Wahl einen Nachfolger zu bestellen, verschärfte nur die Permanenz der „Führungskrise“¹⁴. Damit schien den Konservativen nicht nur die nationale Führungsfrage dem Parteigezänk ausgesetzt zu werden, sondern verunsicherte vor allem ihr Verständnis des parlamentarisch-demokratischen Prinzips. Die Krisenerscheinungen um Adenauers Führungsanspruch konnten insofern leicht als eine Krise des Parteienstaates, mit dem sich die CDU identifizierte, verstanden werden, als die öffentliche Kritik an Adenauer mit der am politischen Führungsmonopol der CDU unlösbar verknüpft war.

Danach wäre zu erwarten, daß Erdmann in seinem Vortrag über die Staatsidee das „personale Obrigkeitstaatsprinzip“ (deutscher Konstitutionalismus, die Stellung des Reichspräsidenten in der Weimarer Reichsverfassung nach Erdmann) eine moderne Parteienstaatstheorie aktualisieren würde. Für seine Parteienstaatstheorie verwirft Erdmann jedoch gerade dieses Prinzip. Deshalb darf als zentrale politische Tendenz dieser Rede nicht angesehen werden, daß Erdmann die westdeutsche Bevölkerung etwa zur Treue Adenauer gegenüber aufruft, daß er aber an sie appelliert, wegen der innenpolitischen Krise und angesichts der internationalen Spannungen nicht nur die CDU wieder zu wählen, sondern in ihr die Obrigkeit als Garant der parteienstaatlichen Ordnung anzuerkennen. Denn dieses parteienstaatliche Obrigkeitsprinzip¹⁵ ist für Erdmann in

14 Vgl. auch zum Vorhergegangenen: H. Kaack, *Geschichte und Struktur des deutschen Parteiensystems*, Köln/Opladen 1970, 255 f.

15 So ließ Erdmann diesen Rundvortrag v. 24. 4. 1961 u. a. in: *Deutsche Zeitung/Christ und Welt* vom 1./2. 7. 1961 abdrucken unter dem Titel „Der Parteienstaat als Obrigkeit“. (Diese Parteienstaatstheorie Erdmanns hebt auch E. Weymar, neben E. Jäckel und G. Stoltenberg Herausgeber dieser Festschrift, hervor, als er während der großen Rezessionsperiode 1966/67 am 1. Mai 1966 in: *Sonntagsblatt* vom 1. 5. 1966 unter dem Titel „Wiederherstellung der Staatsidee“, „Das Porträt“, Erdmanns darzustellen sich bemühte.) Daß es sich bei dem Aufsatz Erdmanns über die Staatsidee wahrscheinlich mehr um eine Wahlkampfrede des christdemokratischen Wissenschaftlers handeln könnte, ließe allerdings unmittelbar nur Erdmanns vom Zusammenhang her nicht motivierte Klage, „daß unser Volk diesem unserem Staat trotz hoher Wahlbeteiligung (Sperrung, L. L.) weitgehend fremd gegenübersteht“ (215), vermuten. E. will die westdeutsche Realität des Parteienstaats zwar theoretisch durch das Obrigkeitsprinzip erklären, um die westdeutsche Bevölkerung mit ihrem Staat zu befreunden. Praktisch scheint ihm aber die hohe Wahlbeteiligung, die der CDU 1957 die absolute Mehrheit eingebracht hatte, nicht auszureichen und die seit Oktober 1960 demoskopisch vorausgesagte erneute absolute Mehrheit (cf. Anm. 14: a.a.O., S. 256, Anm. 36) nicht glaubhaft zu sein. So muß es offensichtlich für E. Anhaltspunkte zur

Wahrheit die westeuropäische, durch die luther-kantische Staatsphilosophie präjudizierte Staatsidee. Diese ist realisiert in der gegenwärtigen Staatswirklichkeit der westeuropäischen Gemeinschaft, mit der nach Erdmanns Ansicht die BRD „durch den Zwang der Dinge (d. h. wegen der zu negierenden Staatsformen des vergangenen Nationalsozialismus und des gegenwärtigen Kommunismus) auf Gedeih und Verderb“ verbunden ist (323).

Angesichts der drohenden politischen Krise des „Adenauer“- oder „CDU“-Staates proklamiert Erdmanns politisches Bildungsprogramm der „historischen Gegenwartskunde“ nun auch als „Kern des Politischen“ den Staat, der „sich vom Gesellschaftlichen her so wenig erschließen (läßt) wie der Wahrheitsanspruch einer philosophischen ... Aussage ... aus den gesellschaftlichen Voraussetzungen der Zeit ...“ (231). Erdmanns Ablehnung jeder „Gesellschaftssoziologie“ bezieht sich formal durchaus zutreffend auf den Positivismus der amerikanischen Politischen Wissenschaften (236), um für die politische, gegenwartsbezogene und zeithistorische Bildung das Historische zu retten. Doch das gleichzeitige Akzeptieren der Weber-Freyerschen Kultursoziologie¹⁶ in seinem geschichtswissenschaftlichen Programm verhüllt kaum Erdmanns grundsätzliche Negation einer gesellschaftswissenschaftlich fundierten Geschichtswissenschaft, die sozioökonomische und politische Gesetzmäßigkeiten der Geschichte erforscht¹⁷. Dieser Negation der historischen Gesellschaftswissenschaft-

Befürchtung gegeben haben, daß er die Bevölkerung zur Treue gegenüber dem westdeutschen Parteienstaat, d. h. gegenüber den Parteien, d. h. gegenüber der Obrigkeit (denn so interpretiert E. verfassungsrechtlich unhaltbar Art. 21 GG [213]), d. h. zu diesem Zeitpunkt gegenüber der CDU, aufrief. Trotz der Emotionen erhaltenden Wahlpropaganda der CDU anlässlich der Berlin-Krise 1961 verlor die CDU ihre absolute Mehrheit.

16 Mit Bezug auf O. Spengler wurde in den 50er Jahren Toynbee allgemein von der westdeutschen Geschichtswissenschaft rezipiert. Ebenso orientierten sich die Historiker anfang der 60er Jahre an M. Webers und H. Freyers Kultursoziologie. In der Verschränkung mit dem Spenglerschen Kulturpessimismus, dem religiösen Jasperschen Existenzialismus und der nihilistischen Weltkrisenerwartung vgl. für Erdmann besonders seinen Toynbee-Aufsatz und den „Entwurf einer historischen Gegenwartskunde“, passim.

17 Mit dem philosophisch-traditionellen Rekurs auf Kant sucht E. meist seine antigesetzliche und antigesellschaftliche Geschichtswissenschaft zu begründen. Symptomatisch für diesen Ansatz sind außer seiner didaktischen Grundlegung der „Historischen Gegenwartskunde“ vor allem seine Beiträge: „Immanuel Kant über den Weg der Geschichte“ (1963) (183 ff.); „Historische Prognosen — rückschauend betrachtet“ (1962) (238 ff.); „Die Zukunft als Kategorie der Geschichte“ (1962) (256 ff.). Beabsichtigt ist dabei die Negation der Marxschen Wissenschaftlichkeit, die E. zu einer „Prognostik“ nivelliert. Die Zukunftsspekulationen — basierend auf dem Prognosebegriff Erdmanns — dienen ebenfalls als Explikationen dafür, die postulierte Widerlegung Marx'ens durch die Geschichte mit der angeblich realisierten Voraussicht einer klassenlosen demokratischen Gesellschaft durch den bürgerlichen Wissenschaftler L. v. Stein und den prophetischen Tocqueville.

ten entspricht auch umgekehrt die totale Abstraktion der von Erdmann versuchten Reduktion der Geschichtswissenschaft, die er theoretisch auf eine prognostisch-existentialistische Zukunftssicht in Analogie zu einer präwissenschaftlichen medizinischen „Heilkunst“ (239, 263) gründen wollte. Kaum konkreter sind seine Aufsätze zur europäischen und christdemokratischen „Deutschland“-Politik, die insgesamt die durch den doktrinären Antikommunismus bedingte und drohende Isolierung von den Westmächten, die sich zu einer Entspannungspolitik seit der ersten Hälfte der 60er Jahre bereithalten mußten, nicht erkannten¹⁸. Die innenpolitisch konsequente Voraussetzung dieser Politik und Anschauung war das Bestreben der durch die CDU vertretenen Fraktionen des westdeutschen Bürgertums, den politischen status quo seiner gesellschaftlichen Herrschaftsstruktur nicht aufzugeben. Nach der Rezession von 1966/67 und in der hier auch politisch manifest werdenden gesamtgesellschaftlichen Krise der BRD kann sich Erdmann nur noch an die politisch offiziell von der Geschichtswissenschaft verlangten Themen anhängen (wie an die Menschenrechtsdiskussion, die mit der Reaktion auf die Berlin-Krisen neuen Auftrieb und ihre gegen die DDR gerichteten Implikationen gewann und an die gleichzeitig hilflosen Erörterungen über die bürgerliche Wissenschaft im Faschismus)¹⁹. Sein Vortrag auf dem

18 Europaideologie und Westintegration behandelt Erdmann vor allem noch in seinen Abhandlungen: „Nationale oder übernationale Ordnung als Problem der europäischen Politik“ (309 ff.) von 1965, „Deutschland und der Osten — zur historischen Einschätzung der gegenwärtigen Lage“ (341 ff.) von 1966, „Wozu sind wir Deutsche da?“ (372 ff.) Diese Schriften setzen nicht nur theoretisch-historisch und politisch die Gedanken der Kieler Rede von 1955 fort, sondern schließen sich in ihrer stärkeren Hervorhebung einer von Erdmann proklamierten Ausgleichstellung der BRD zwischen Ost und West dem schon früheren mehr idealistisch-humanistischen gehaltenen Aufsatz „Orient und Okzident im Spiegel der beiderseitigen Geschichtsschreibung“ (139 ff.) von 1958 an. Erdmann dachte dabei wohl mehr an eine philosophisch-theologisch verklärte Vergangenheit, wenn er bei der „Vermittlerrolle Deutschlands“ z. B. assoziierte: Wie der Augsburger Religionsfrieden trotz oder wegen Luthers die Glaubensspaltung in Deutschland zum friedlichen Nebeneinander der Religionen überwunden habe (382 f. u. ö.), so müsse analog die von Marx ausgegangene „Spaltung“ zwischen bürgerlicher und proletarischer Gesellschaftsordnung in der BRD und der DDR überwunden werden. Neben dieser reichlich naiven oder sogar zynischen (wenn man an den 30jährigen Krieg denkt) Vorstellung kommt Erdmann weder in bezug auf die politische Realität der BRD und ihre Geschichte noch in Hinblick auf die internationale Systemkonkurrenz zu brauchbaren Analysen.

19 In seiner Kieler Rektoratsrede von 1966 „Roger Williams — das Abenteuer der Freiheit“ (355 ff.) setzt Erdmann die Diskussion über die Menschenrechte fort, die thematisch schon von G. Ritter speziell für seine „deutsche Geschichtswissenschaft“ propagiert worden war. Hierbei kam es ihm vor allem darauf an, den Wert der individualisierenden Verstehens- theorie herauszustellen. Die typologische Methode demonstriert Erdmann bei der historiographischen Bewältigung der negativen Vergangenheits- probleme mit seiner Übersicht über die „Wissenschaft im Dritten Reich“

Freiburger Historikertag von 1967 „Geschichte, Politik und Pädagogik“ (384 ff.) dokumentierte angesichts der studentischen Forderungen nur wissenschaftliche Apologetik und angesichts ihrer Aporie eine Flucht in die Vergangenheit, wo alles so schön entschieden zu sein scheint. Erdmann sieht demgegenüber in der gegenwärtigen Diskussion um die sozialwissenschaftliche und politische Begründung der Geschichtswissenschaft auch nur eine Analogie zum Historikerstreit vor der Jahrhundertwende und empfiehlt implizit eine pragmatische Wiederholung des politischen Beispiels, das die Preußische Schulreform von 1889/1892 gegeben hatte. Hier war für das Schulfach Geschichte die kultur- und sozialwissenschaftliche Modifikation der alten Geschichtsanschauung als ideologische Vorbeuge- und Kampfmaßnahme gegen die SPD und ihr marxistisches Geschichtsbild gesetzlich diktiert worden. Auf den Historikertagen, die damals u. a. auch in Reaktion auf diese Preußische Reform ins Leben gerufen worden waren, ist aber diskutiert worden, ob die historische Wissenschaftlichkeit mit ihrem Rekurs auf ein staatspolitisches Engagement ihre politische Neutralität einbüße oder nicht. Doch im Hinblick auf die heutige internationale Systemkonkurrenz und die studentischen Forderungen nach einer sozialpolitischen und demokratischen Geschichtswissenschaft war die Diskrepanz zu Erdmanns statistischer geschichtswissenschaftlicher Anschauung zu deutlich. Sein Rücktritt im gleichen Jahr vom Vorsitz des westdeutschen Historikerverbandes ist damit also nicht nur ein satzungsgemäßer

(325 ff.) von 1965. Dies war das zweite, die wissenschaftliche Diskussion in der ganzen BRD beherrschende Thema dieser Jahre, zu dem Erdmann am Beispiel der Kieler Universität den „Bruch mit der Geschichte“ und die „deutsche Wissenschaft in jenen dunklen Jahren“ untersucht. Die typologische Methode in diesem Aufsatz muß als eine Ausnahme gewertet werden, da Erdmann sonst generell bei den historischen und politisch-empirischen Differenzierungen mehr das historiographische Individuationsprinzip der Verstehenstheorie bevorzugt. Die Typologie erfüllt hier die Funktion einer pauschal entlastenden und pauschal verurteilenden, dabei im Speziellen aber stets wieder zu differenzierenden Bewertung des politischen Verhaltens deutscher Wissenschaftler während des Faschismus jedoch besser als die individualisierende Theorie, die die Redlichkeit immer nur eines Gelehrten hätte verstehen lassen können. Wie Erdmanns Beitrag zum Gebhard-Handbuch, das wohl jedem Geschichtsstudenten als erste Informationen dient, „Die Zeit der Weltkriege“, zeigt, treten sonst die für die typologische Methode charakteristischen Generalisierungen bei politischen Tendenzen in den linksliberalen bürgerlichen Parteien und in der Arbeiterbewegung auf, die unter Begriffe wie Demokraten, Marxisten, Sozialisten und Kommunisten abwechselnd zusammengefaßt sind. Hierin äußert sich eine grundsätzliche Schwäche der wissenschaftlichen Historie Erdmanns. Hierzu gehört auch seine seit 1945 beibehaltene unwissenschaftliche Terminologie, die von Begriffen wie „Germanentum“ (91), „Ariern“ im Unterschied zu „Semiten“ (92 f.), „völkisch“ (105), „rassische Solidarität“ (106, 112), „Volkstum“ (u. a. 132, 139), „sogenannte völkische Ideologie“ (210), „Volks- und Kulturkörper“, „Lebensraum des deutschen Volkes“ (226), „Siedlungskörper des deutschen Volkes“ (227) bis zum „Deutschtum“ (309, 344 f.) reicht.

Wechsel, sondern symbolisiert zugleich einen neuen wissenschafts-politischen Wandel in der westdeutschen Geschichtswissenschaft. Die politische Entspruchung zu Ritters Ablösung 1962 durch Erdmann als Verbandsvorsitzender drängt sich auf. Die auch bei Ritter entwickelte etatistische Wissenschaftsgrundlegung nationalistischer Provenienz entsprang seinem prinzipiellen Festhalten am deutschen Historismus als antikommunistischer Ideologie und seinem ebenso konsequenten Ablehnen jeder historisch-soziologischen Betrachtungsweise, die in der Polemik gegen die seit den 50er Jahren diskutierte „Gemeinschaftskunde“ als historisch-gesellschaftlichem und politischem Bildungsfach gipfelte. Diese bis in die wissenschaftliche Begründung hineingehenden aggressiven Komponenten in dem dichotomischen Welt- und Geschichtsbild Ritters und seine politischen Vorstellungen über die BRD in Westeuropa diskreditierten offensichtlich das politische westeuropäische Selbstverständnis in Westdeutschland. Auch das war sicher ein Grund dafür, daß Erdmann ihm an der Spitze des Historikerverbandes vorgezogen wurde. Erdmann ging zwar von der historischen Dichotomie zwischen kommunistischer und westeuropäisch-bürgerlicher Welt nicht ab. Er nivillierte aber ihre aggressive Interpretation mit der westlichen Integration als einem dritten Weg gegen den Kommunismus und statt des deutschen imperialistischen Nationalismus. Eine bestimmte politische Phase, die historisch beide durch die sozialpolitischen Determinanten der kapitalistischen Restauration und der durch den Nachholbedarf bedingten Ausnahmesituation in Westdeutschland gekennzeichnet ist, gab Erdmann eine vorübergehende ideologische Funktion. In dem Moment, da diese Periode abgeschlossen war, war auch Erdmanns ideologische Funktion in der westdeutschen Geschichtswissenschaft erschöpft. Somit muß es sehr fraglich erscheinen, ob die Einsicht in die Überholtheit der Erdmannschen Wissenschaftlichkeit einem Fortschritt in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion zu verdanken ist oder ob es sich dabei nicht um eine neue ideologische Opportunität handelt. Das Kernproblem in der westdeutschen Tradition der Geschichtswissenschaft, die Geltung und ideologische Funktion des Antikommunismus ist weder mit einer puren Negation des alten Historismus noch mit der Distanzierung von der modifizierten Version Erdmanns gelöst. Solange die bürgerliche Kritik an Erdmann nicht gleichzeitig auch eine Abwehr seiner antikommunistischen Absicht bedeutet, erweist sie sich ideologisch als ebenso traditionsgebunden. In der politischen Gegenwart entspricht die kritisch-revidierte Geschichtsschreibung zwar der veränderten gesellschaftlichen Interessenlage, kann aber damit nach wie vor nicht beanspruchen, als demokratisch fortschrittliche Wissenschaft zu gelten.

Frank Niess

Antikommunismus, Westkurs und gesellschaftliche Restauration

Die deutsche Nachkriegsgeschichte im Spiegel der neueren historiographischen Literatur

Ob sich in den vergangenen zwei bis drei Jahren Politiker, Publizisten, Historiker oder Politologen in Form von Erinnerungen, grob gefaßten Resümees oder wissenschaftlichen Monographien zu Einzelfragen der deutschen Nachkriegsgeschichte oder zu ihrer Gesamtproblematik geäußert haben: mit verschwindend wenigen Ausnahmen tendieren alle diese Unternehmungen zu einer nachgerade monomanischen Apologie der während der Adenauer-Ära vollendeten außenpolitischen und gesellschaftlichen Tatsachen. Reflexionen auf die Prämissen und die langfristigen Folgen dieser Fakten sind für die neuere Historiographie genauso ungewöhnlich wie für den überwiegenden Teil der älteren Literatur zur Genese und Entwicklung der Bundesrepublik. An die Stelle solch grundsätzlicher Überlegungen, die aus einem systematischen geschichtswissenschaftlichen Zugriff nicht wegzudenken sind, treten wie bisher selbstgenügsame Akribie in der Detailanalyse oder großzügige Spekulation in der Gesamtschau. Jede kritische Rezeption der neueren Historiographie zur deutschen Nachkriegsgeschichte bringt im Endergebnis eine Bestätigung für die arbeitshypothetisch ihr vorangestellte Vermutung, daß dieser desolatte Befund unmittelbar aus dem politischen Abhängigkeitsverhältnis resultiert, in dem die bürgerliche Geschichtswissenschaft befangen ist.

So berechtigt die massiven ideologiekritischen Einwände auch sein mögen, die bereits gegen die Praxis dieser Wissenschaft formuliert wurden: bislang fehlt es in der Bundesrepublik noch an systematischen Versuchen, die politische Dependenz der Historiographie sachorientiert empirisch kenntlich zu machen und auf ihre eigene Geschichtlichkeit zu befragen. Ein solches Verfahren ist auf die Dauer unumgänglich, wenn die herkömmlichen geschichtswissenschaftlichen Methoden- und Zielkonflikte folgerichtig und zweckhaft mit ihren bürgerlichen Prädispositionen konfrontiert werden sollen.

Am Beispiel der Legendenbildung und der ideologischen Arrangements, die in der neueren Historiographie zur deutschen Nachkriegsgeschichte dominieren und auf diese Weise das zeitgeschichtliche und politische Bewußtsein prägen, wird die direkte Verpflichtung wissenschaftlicher Praxis auf herrschende politische Bedürfnisse

überschaubar. Wenn dieser Reflex in der bürgerlichen Geschichtswissenschaft — anders als etwa in der Soziologie — auch manche Anachronismen einschließt, die auf den ersten Blick Zweifel an der Funktionalitäts-These aufkommen lassen, so handelt es sich dabei doch nur um das Phänomen eines wissenschaftsspezifischen, methodisch-technischen Unvermögens, politische Interessen ad hoc in die Sprache einer vorgeblichen historiographischen Rationalität zu übersetzen.

Das Grundsyndrom der Funktionalisierung geschichtswissenschaftlicher Praxis steht also nicht schon deshalb in Frage, weil die Historiographie zur deutschen Nachkriegsgeschichte mit wenigen Ausnahmen und Nuancen bis heute am Antikommunismus festhält, wie er in seinen militanten Formen während der späten vierziger und frühen fünfziger Jahre politisch virulent war, und weil sie praktisch noch nicht in toto den Anschluß an Totalitarismus- und Konvergenztheorien gefunden hat. Während sich entgegen dem ersten äußeren Anschein gerade auch in dieser formal-ideologischen „Verspätung“ eine deutliche Tendenz zum wissenschaftlichen Vollzug politischer Strategien widerspiegelt, erhellt der Grad der politischen Funktionalität bürgerlicher Historiographie vor allem aus einem durchgängigen sozialgeschichtlichen Agnostizismus. So beruht die westdeutsche Geschichtsschreibung zum Thema Bundesrepublik fast ausnahmslos auf einer inhärenten oder ausgesprochenen Negation jeglichen Kausalverhältnisses zwischen gesellschaftlicher Formation und außenpolitischer Orientierung, obwohl zahllose Einzeldaten dafür sprechen, daß die beiden wichtigsten außenpolitischen Optionen der Adenauer-Zeit — Westkurs und Wiederbewaffnung — in Form restaurativer Tendenzen auf die westdeutsche Sozialstruktur zurückwirkten. Gerade weil sich diese sozio-politische Parallelität kritischer Wahrnehmung so und nicht anders darstellt, büßt der erwähnte Agnostizismus den Schein von bloßem Ungenügen und von politischer Unverfänglichkeit ein. Er wird vielmehr selbst zum politischen Moment, da er eine Kapitalismus-Apologie ermöglicht, die nicht explizit — und damit unschwer destruirbar — aus einer sozialgeschichtlichen Analyse folgt, sondern auf dem Umweg über eine Apologie der westdeutschen Außenpolitik zustande kommt. Die immer wieder beschworene historische Logik dieser Politik steht im Grunde für nichts anderes als die vermeintliche Rationalität des kapitalistischen Systems.

Über die einzelnen Aspekte dieses Globalzusammenhangs sollen die folgenden Besprechungen Aufschluß geben, die bewußt nicht zu einer Sammelrezension verarbeitet wurden, weil Versuche einer ausichtsreichen Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft eher an eingegrenzten exemplarischen Sachverhalten als an generalisierenden Thesen anzusetzen haben. Querverweise und zusätzliche Informationen im Anmerkungsapparat sollen jedoch auch die Richtung andeuten, die eine solche Kritik selbst voraussichtlich wird einschlagen müssen.

I

- Adenauer, Konrad:** *Erinnerungen, 1945—1953.* Fischer Bücherei, Frankfurt/M. 1967 (571 S., br., 4,80 DM). — zit. I
ders.: *Erinnerungen, 1953—1955.* Fischer Bücherei, Frankfurt/M. 1968 (543 S., br., 4,80 DM). — zit. II
ders.: *Erinnerungen, 1955—1959.* Fischer Bücherei, Frankfurt/M. 1969 (557 S., br., 4,80 DM). — zit. III
ders.: *Erinnerungen, Fragmente, 1959—1963.* Fischer Bücherei, Frankfurt/M. 1970 (247 S., br., 2,80 DM). — zit. IV

Mit seinen „Erinnerungen“ hat sich Adenauer das zweifelhafte Verdienst erworben, die unzähligen Mythen und apodiktischen Selbstrechtfertigungen, denen die eingleisige Politik der Westorientierung der Bundesrepublik ihren Ursprung und ihren psychologischen Erfolg vermutlich eher verdankt als einer suggestiv beschworbenen historischen Logik, noch einmal in literarischer Form reproduziert zu haben¹. Dabei ist der Mangel an Selbstreflexion und die intensive denunzierende Tendenz, die sich in der Bewertung kontroverser Faktoren im Rahmen der Rekonstruktion deutscher Außenpolitik breitmacht, ohne Parallele in der bekannten Memoirenliteratur, sofern sie die Entstehung und Konsolidierung der Bundesrepublik in den Mittelpunkt stellt. Als buchhalterischer Appendix zur Nachkriegspolitik haben die „Erinnerungen“ die ideologischen Erwartungen der Adenauer-Adepten genauso erfüllt wie die kritischen Spekulationen seiner Gegner. Denn von der häufig hervorkehrten Hoffnung auf eine Art politischen Testaments mit vermächtnishaften Zügen, die insbesondere von nationalliberalen und konservativen Kreisen und ebenso von manchen Historikern² gehegt wurde, blieb nichts als die Erkenntnis, daß Adenauer den Vollzug der bundesrepublikanischen Westoptionen in der summarischen Rück-

1 Ernst Deuerlein, *Marginalien eines Historikers zu Memoiren eines Politikers, Über den historischen Wert der Erinnerungen Adenauers*, in: FRANKFURTER HEFTE, 21. Jg., Heft 6, Juni 1966, S. 402, kommt — wengleich in neutralerer Formulierung — zu einem ähnlichen Ergebnis: „Seine Erinnerungen sind Fortsetzungen seiner Politik — freilich mit anderen, nämlich nicht überzeugenden literarischen Mitteln.“ Insgesamt — sowohl in der Diskussion methodischer Probleme als auch in der historisch-politischen Kontradiktion — dürfte es sich bei dieser und den folgenden Adenauer-Besprechungen Deuerleins um die kritischsten Auseinandersetzungen mit den „Erinnerungen“ handeln.

2 In dieser Hoffnung fühlen sich z. B. Werner Conze, *Adenauers Erinnerungen*, in: HISTORISCHE ZEITSCHRIFT, Bd. 205, Jg. 1967, insbesondere S. 629, 634, sowie Hans-Peter Schwarz, *Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945—1953*, in: POLITISCHE VIERTELJAHRESSCHRIFT, 6. Jg., Heft 4, Dezember 1965, S. 504, als Rezensenten der „Erinnerungen“ vollauf bestätigt. Aus dieser Grundposition heraus sehen sich beide Autoren im übrigen zu einer vergleichsweise emphatischen Würdigung der Adenauer-Memoiren und damit zwangsläufig zu einer nahezu vorbehaltlosen, weit- hin unkritischen Adenauer-Apologie selbst veranlaßt.

schau mit der gleichen Monomanie und zwanghaften Stereotypie in ein Konglomerat von christlich-abendländischen und antikommunistischen Weltbildern einordnet, die schon die jeweils aktuellen Rechtfertigungen eben dieser Politik charakterisierten. Die Kritiker des exklusiven Westkurses der BRD sehen sich durch die „Erinnerungen“ vollauf in der Annahme bestätigt, daß es obskure Ideologeme waren, die an Stelle von rationalen Konzeptionen den Weg der Bundesrepublik in die einseitige Partnerschaft mit den kapitalistischen Staaten des „freien Westens“ und damit in die gesellschaftliche Restauration vorzeichneten³. Will man nicht gerade auf den Charakter der „Erinnerungen“ als eines Lehrbeispiels für ideologische Deformationen in ihren konkreten politischen Auswirkungen abheben, dann ergibt sich aus diesen Gesichtspunkten im übrigen vorweg ein vernichtendes Urteil über den historiographischen Wert des Adenauerschen Rechenschaftsberichts. So aufwendig diese Arbeit auch formal ist: neue Erkenntnisse vermag sie aus all diesen Gründen nur in zweitrangigen Details, nicht aber in puncto politischer Prämissen und Grundtendenzen zu vermitteln.

Die historiographische Intention Adenauers in den „Erinnerungen“ ist auf das gleiche einfache Schema verpflichtet wie ihr Objekt, die Außenpolitik der Bundesrepublik bis zum Herbst 1963. In seiner Darstellung geht es Adenauer vorrangig um den selbstrechtfertigenden Nachweis, daß der sukzessive Übergang Westdeutschlands vom Status mangelnder internationaler Rechtsfähigkeit und staatlicher Funktionsfähigkeit zur außenpolitischen Handlungsfreiheit einzig und allein aus der kompromißlosen Option für die Ziele der westlichen — zunächst vor allem der anglo-amerikanischen — Politik resultierte (I: 90, 529 f.; II: 162 f.; III: 155). Was der Verfasser als ideologisches Substrat dieser äußerlich erfolgreichen Politik, als Bezugsrahmen seines ehemals entwickelten außenpolitischen Kalküls ausweist, ist der Struktur nach ebenso simpel und genauso unveränderlich wie diese obligatorische Bilanz. Zeit seiner Kanzlerschaft — das geht aus den „Erinnerungen“ unzweifelhaft hervor — begriff und stilisierte er die Sowjetunion als aggressiven imperialistischen Antipoden innerhalb des Weltmachtantagonismus (II: 48; III: 117, 152, 242) und den Sowjetkommunismus als ständige Bedrohung des christlich-abendländischen Wertsystems (u. a. III: 459 f.); und in der Konsequenz dieser beiden Thesen sah er den engen Anschluß der Bundesrepublik an den Westen — Integration in Europa (exemplarisch für die Europa-Ideologie Adenauers: I: 205, 412, 488) und atlantische Kooperation ohne jede Rücksicht auf vielschichtig veränderte internationale Interessenlagen immer als geschichtsverbindlich an. Aus der Position der Stärke heraus, die sich für ihn zwingend aus der Westorientierung ergab, und in der ideologischen Gewißheit der Selbstdestruktion des sozialistischen Systems gedachte er den „Erin-

3 Vgl. dazu u. a. Eugen Kogon, Die Außenpolitik der Bundesrepublik, in: Hans-Joachim Netzer (Hrsg.), Adenauer und die Folgen, München 1965, S. 84.

nerungen“ zufolge, der Sowjetunion entscheidende deutschland- und weltpolitische Konzessionen abzunötigen (typisch: I: 369; II: 82, indirekt 291). (Glaubhafter als manche marxistischen Analysen klärt Adenauer in diesem Zusammenhang nebenbei auch über die anti-sozialistischen Erosionserwartungen und massiven Diversionstendenzen auf [III: 240 ff.], in denen die Außenpolitik während seiner ganzen Regierungszeit befangen war.) Die Wiedervereinigung Deutschlands unter den Vorzeichen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung⁴ sollte im historischen Endeffekt die Logik seiner Politik der Stärke erweisen.

Adenauers „Erinnerungen“ zeigen sehr drastisch, wie sich der erste Kanzler der Bundesrepublik durch dieses dürre und auf der anderen Seite doch so kompakte außenpolitische Rezept sowohl gegen die konsequente Erfahrung aller ihm zuwiderlaufenden historischen Tendenzen abschirmte als auch gegen die berechtigte Kritik seiner Gegner immunisierte. Nachdem er dies, verstärkt durch eine patriarchalische Gestik eigener Art, bereits in seiner Politik faktisch getan hatte, ließ er die theoretische Reproduktion dieser intransigenten Abwehrhaltung in den „Erinnerungen“ nachfolgen. Obwohl er eines der Ziel-Essentials seiner Politik der Stärke, die Wiedervereinigung als Anschluß der DDR an die BRD, auch nicht annähernd realisierte⁵ und damit am Ende seiner Amtszeit die Kohärenz seiner außenpolitischen Strategie an entscheidender Stelle in Frage stand, läßt Adenauer in seinen Memoiren keine Gelegenheit aus, um internationale und innerdeutsche Entwicklungen, die zwar den Perspektiven, nicht aber den Prämissen seiner deutschlandpolitischen Planung entsprachen, allen erdenklichen Verdachtsmomenten bis hin zur Verschwörertheorie auszusetzen. Die wenigen politischen Kontrahenten, die er als solche akzeptiert⁶, belegt er im gleichen Stil mit gezielten Denunziationen: der Vorwurf einer naiven Apologie des

4 Selbst Arnulf Baring, Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie, Bonns Beitrag zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, München 1969, S. 139, muß eingestehen, daß die Wiedervereinigung nach Adenauers Konzept faktisch auf den Anschluß der DDR an die Bundesrepublik hinauslief. Er weist ebd., S. 147, passim, auch darauf hin, daß die westeuropäische Integration der Bundesrepublik nach diesem Konzept nicht Mittel zum Zweck der Wiedervereinigung — wie von Adenauer vorgegeben — sondern Selbstzweck war.

5 Dazu etwa Kogon, Die Außenpolitik der Bundesrepublik, a.a.O., S. 90.

6 Aus dem Lager seiner deutschen Opponenten würdigt Adenauer tatsächlich nur die Persönlichkeit und Politik Kurt Schumachers einer eingehenderen Betrachtung; vgl. Conze, a.a.O., S. 630. Der Konflikt mit Jakob Kaiser um den innerparteilichen Führungs- und Organisationsanspruch einerseits und außenpolitische Konzepte andererseits findet demgegenüber in den „Erinnerungen“ bezeichnenderweise kaum Erwähnung; vgl. u. a. Schwarz, Konrad Adenauer, a.a.O., S. 512, sowie Conze, a.a.O., S. 633. Der Nachweis solcher — sicherlich bewußten — historiographischen Lücken, die im übrigen ganz allgemein zum Charakter der „Erinnerungen“ gehören, vgl. Deuerlein, Marginalien, a.a.O., vor allem S. 396 ff., kann auf den in dieser Hinsicht besonders typischen I. Band beschränkt bleiben.

sowjetischen Expansionismus scheint darunter noch der sachlichste zu sein. Wo Adenauer den neuralgischen Punkt seines Antikommunismus im konkreten Fall des tatsächlich eher deklamatorischen Charakters seiner Wiedervereinigungspolitik getroffen sieht, reagiert er selbst in der Rückschau noch mit typischen Allergien; wohl aus dem vagen Instinkt heraus, daß die integrative Kraft dieser Ideologie nicht durchgängig verfiel und daß somit die historische Dignität seines Gesamtkonzepts schon im Stadium der Realisierung fraglich war.

Um seine Politik nicht als Ergebnis einer „selffulfilling prophecy“, sondern als Ausdruck historischer Logik erscheinen zu lassen, ist Adenauer theoretisch, wie er es praktisch bereits war, durchweg darauf verwiesen, jede Kritik an seinem Westkurs, wie sie in den Reihen der parlamentarischen Opposition und in außerparlamentarischen Kreisen formuliert wurde, zumindest als folgenschweren psychologischen Mißgriff oder womöglich sogar als potentiellen Vaterlandsverrat⁷ zu brandmarken. Dabei handelt es sich jedoch nur um die eine Komponente einer mitunter perfiden Immunisierungsstrategie. Politisch relevanter ist demgegenüber wohl die stereotype Einschätzung der sowjetischen Deutschland- und Europa-Politik (II: 122, 166, 197; III: 467 ff.), die im Zuge des Totalitarismusvorwurfs von einer unausgegorenen Faschismus-Rezeption genauso zehrt (z. B. I: 39 ff.) wie von plumpen antisozialistischen Spekulationen. Unter der Prämisse des invarianten sowjetischen Expansionismus — dessen europäische Stoßrichtung laut Adenauer bereits während der fünfziger Jahre in Gestalt der „fünften Kolonnen“ in Frankreich und Italien erkennbar war (u. a. III: 234; IV: 103) — hält er auch die ihrer erklärten Tendenz nach aggressivsten westlichen Zusammenschlüsse für Produkte legitimer Selbstverteidigungsinteressen, während er entsprechende sowjetische Reaktionen als Störmanöver einer imperialistischen Macht ausgibt (I: 364, 379; II: 166, 414, 439). Eindeutige Defensivmaßnahmen im Bereich des sozialistischen Systems müssen wiederum als Legitimation für forcierte Allianzinteressen im westlichen Lager herhalten, zu deren Protagonisten an erster Stelle eben gerade Adenauer gehörte.

Dieser Argumentationszirkel, der eine äußerst brüchige ideologische Nahtstelle aufweist, bleibt durch die vier Bände der „Erinnerungen“ unverändert. Alle historiographischen Gegenstände, wie die Remilitarisierung der BRD und die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, die wirtschaftliche und politische Integration Europas, die Frage der atomaren Aufrüstung, das deutsch-französische Verhältnis, sowie die „Politisierung“ der NATO, sind in diesen Kreis eingepaßt. Alle Zeitgenossen, die auf der internationalen Bühne eine Rolle spielten, finden sich in den „Erinnerungen“ je nach ihrer Fähigkeit und

7 Vgl. dazu ein von Baring, a.a.O., S. 106 f., überliefertes Adenauer-Zitat aus einer Rede des ersten Bundeskanzlers vom 24. Juni 1951: „... Wer die Neutralisierung und Demilitarisierung in Deutschland hier bei uns will, ist entweder ein Dummkopf allerersten Ranges oder ein Verräter.“

Bereitschaft zum bruchlosen Nachvollzug des weltpolitischen Schemas Adenauerscher Observanz gewürdigt. Daß ein militanter Antikommunist wie der damalige amerikanische Außenminister Dulles (u. a. III: 159) in der Skala politischer Sympathien an erster Stelle rangiert und daß auch de Gaulle als Repräsentant eines national motivierten und europäisch aufpolierten Sendungsbewußtseins trotz dessen deutlich anti-amerikanischer Spitze noch die nahezu ungeteilte Zustimmung Adenauers findet, versteht sich in diesem Zusammenhang von selbst. Und genauso selbstverständlich scheinen dann auch die ständigen Diffamierungen, denen Adenauer die Protagonisten anderer Konzepte aussetzt: die Befürworter von Neutralisierungsplänen für Gesamtdeutschland und die Vertreter von Disengagement-Entwürfen für Mitteleuropa (hier z. B. die Paulskirchenbewegung: II: 412 f.). Die massive Kritik aller dieser Pläne, die sehr direkt auf den Vorwurf der Interessenidentität zwischen ihren Urhebern und der sowjetischen Politik gründet, zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamten Adenauer-„Erinnerungen“. Gemessen an der rigiden Form handelt es sich gerade auch bei dieser Kritik um einen besonders eindeutigen Immunisierungsversuch. Denn Adenauer sieht sich in der Retrospektive doch gehalten, seine strikte, fast immer a priorische Ablehnung aller, auch der objektiv verhandlungswürdigsten sowjetischen Deutschlandinitiativen (so z. B. die TASS-Erklärung vom 15. Januar 1955: II: 391 ff.), denen aus guten Gründen immer eine neutralistische Tendenz eigen war, mit den Ansprüchen seiner eigenen attentistischen Deutschlandpolitik⁸ in Einklang zu bringen und überhaupt zu legitimieren.

Zu den besonderen Merkwürdigkeiten der „Erinnerungen“ gehört ihre einseitige Ausrichtung auf außenpolitische Probleme. Mit ganz wenigen Ausnahmen — dazu zählt vor allem die Darstellung der CDU-Gründung, der innerdeutschen Auseinandersetzung um die Remilitarisierung der Bundesrepublik und die Pariser Verträge, sowie nicht zuletzt die selbstrechtfertigende Beschreibung der Vorgänge um die Bundespräsidentenwahl 1959 — widmet Adenauer sein historiographisches Interesse ausschließlich der Konstruktion eines westdeutschen Teilstaats in ihrer internationalen Verflechtung und der lückenlos darauf folgenden Integration der Bundesrepublik in das westliche Bündnissystem. Es wäre wohl naiv, wollte man den von Adenauer in den „Erinnerungen“ nochmals nachdrücklich betonten Primat der Außenpolitik (II: 161) in seiner praktischen Relevanz für die deutsche Nachkriegsentwicklung auf das Temperament des ersten Bundeskanzlers und auf seine Geschichtsauffassung allein verrechnen. Man würde mit dieser Bewertung nur den Suggestionen erliegen, die schon der inhaltlichen Ausrichtung des Memoirenwerks immanent sind und dem historiographischen Interesse seines Verfassers entspringen. Der Grad der Subjektivität dieses Interesses mag dahingestellt sein: indem Adenauer das Bild grandioser Staatsaktionen entwirft, im Zuge derer die Bundesrepublik als antikommunisti-

8 Vgl. Anm. 4.

sches Potential den Einstieg in die weltpolitische Arena fand, und indem er — dabei deutlich Bismarckschen Traditionen verhaftet — das ganze System der westlich-internationalen Konsultationen, Abmachungen und Verträge mehr unfreiwillig als gewollt als sinnreiches politisches und gleichzeitig doch auch sehr menschliches Puzzle charakterisiert, lenkt er vollends von einer problematischen gesellschaftlichen Entwicklung und Wirklichkeit ab. Spätestens seitdem feststeht, daß die äußere staatliche Entfaltung der Bundesrepublik — angefangen bei der west-alliierten Besatzungspolitik bis hin zur Westintegration — in unverkennbar restaurativer Tendenz auf ihre gesellschaftliche Formation zurückwirkte, wird man die thematische Einseitigkeit der „Erinnerungen“ nicht mehr ohne Ideologieverdacht verstehen können. Tatsächlich verbirgt sich hinter dem thematischen Akzent die unausgesprochene Apologie der herrschenden sozialen und innenpolitischen Verhältnisse.

Auf der gleichen Linie liegt auch der unbeschreibliche Zynismus, der in die ohnehin nur dürftige Behandlung gravierender innerdeutscher Entwicklungen⁹ eingeht. Daß die Wiederaufrüstung in der Bundesrepublik — angesichts des voraufgegangenen deutschen Militarismus und Faschismus tatsächlich einer der zentralen gesellschaftlichen Entwicklungsfaktoren — überhaupt jemals zum Problem wurde, vermag Adenauer lediglich der Naivität und Böswilligkeit seiner Kontrahenten zuzuschreiben. Wenn in diesen aggressiven Untertönen auch ein gewisses Maß an reaktionärer Selbsterkenntnis mitschwingen mag, so ist doch das Bewußtsein Adenauers für den restaurativen Kern seiner Politik in Anbetracht der Geradlinigkeit des Antisozialismus und der inhärenten Kapitalismus-Apologie, die zur Quintessenz der „Erinnerungen“ gehört, nur gering zu veranschlagen. Tatsächlich ist dieser Rückblick ein beredtes Zeugnis für die verhinderte gesellschaftliche und politische Neuordnung.

Die Formalstruktur der „Erinnerungen“, die gleichzeitig ihre Informationsqualität bestimmt, ist alles andere als unproblematisch. Zunächst einmal täuscht der Begriff „Erinnerungen“ einen anderen methodischen Zugriff vor, als ihn Adenauer leistet. Zum überwiegenden Teil bestehen die vier Bände nämlich aus Dokumentationen: sei es — wie vornehmlich — in der Form vollständiger Zitierung von Vertragstexten, Memoranden und diplomatischen Noten oder der Wiedergabe von protokollarischen Aufzeichnungen, die Adenauer nach politischen Gesprächen für den eigenen Gebrauch anfertigte, und von Briefwechseln, die vor allen Dingen innerhalb der wenigen innenpolitischen Exkurse das Bild prägen. Auch wenn diese Materialien bereits im wesentlichen bekannt sind¹⁰, so bieten sie doch zu-

9 Dies muß gegen Schwarz, Konrad Adenauer, a.a.O., S. 501, strikt betont werden, der mit Bezug auf Bd. I der „Erinnerungen“ meint, daß den gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen der ersten Jahre deutscher Nachkriegspolitik „gebührende Aufmerksamkeit“ zuteil geworden sei.

10 Vgl. Deuerlein, Marginalien, a.a.O., S. 393, 401; ferner ders., Adenauer blickt zum zweitenmal zurück. Anmerkungen eines Historikers zu

mindest für die Lektüre zu Studienzwecken unter dem Aspekt einer systematischen Übersicht zur äußeren Geschichte der Bundesrepublik einen gewissen Anreiz.

Dies wird man von den vielen zwischen sie eingestreuten Passagen kaum behaupten können, deren Inhalt sich im großen und ganzen auf plumpe antikommunistische Räsonnements und triviale politische Philosopheme reduziert¹¹. Zahllose Wiederholungen innerhalb dieser Darstellungsteile lassen die vollständige Lektüre der „Erinnerungen“ aus Erwägungen ökonomischer Rezeption noch weniger sinnvoll erscheinen. Auch die langatmige Wiedergabe bestimmter Verhandlungs- und Diskussionsituationen — hier sind vor allen Dingen die Besprechungen Adenauers mit den alliierten Hohen Kommissaren, seine Unterredungen mit Dulles und de Gaulle sowie die Auseinandersetzung um den Beitritt der Bundesrepublik zum Europarat zu nennen — kann ihrer Natur nach nur punktuell neue Erkenntnisse vermitteln; ihre extensive Lektüre muß man aus diesem Grund für überflüssig halten. Der Rezensent hat sich der unsäglich Mühe einer vollständigen Rezeption von annähernd zweitausend Seiten Adenauer-„Erinnerungen“ nicht zuletzt deshalb unterzogen, um eine Lektüre anraten zu können, die zugunsten einer sinnvollen Ökonomie streng an ausgewählten Darstellungsteilen orientiert sein sollte.

II

Schmid, Carlo: Deutschlands Weg seit 1945. Wilhelm Heyne Verlag, München 1970 (158 S., br., 2,80 DM).

Der gegenwärtige Stand der herrschenden zeitgeschichtlichen Forschung und Historiographie zur Entstehung der Bundesrepublik und zu ihrer sukzessiven Integration in ein anglo-amerikanisch dominiertes Bündnissystem läßt bei einiger Übersicht den Schluß zu, daß der Bedarf an Darstellungen, die alle entsprechenden Entwicklungsphasen vorbehaltlos auf massiven sowjetischen Expansionismus und idealisierte gesellschafts- wie außenpolitische Positionen der westlichen Alliierten verrechnen¹², bereits reichlich gedeckt ist. Trotz die-

Erinnerungen eines Politikers (II), in: FRANKFURTER HEFTE, 22. Jg., 1967, Heft 2, S. 97. Abweichend davon insistiert Schwarz, Konrad Adenauer, a.a.O., u. a., S. 499, auf dem beträchtlichen originären Quellengehalt der „Erinnerungen“. Deuerlein macht im übrigen zu Recht gewichtige Einwände gegen die dokumentarischen Auswahlprinzipien und Übertragungsmethoden geltend, die den „Erinnerungen“ zugrunde liegen.

11 In positivem Sinne äußert sich Schwarz, Konrad Adenauer, a.a.O., S. 498, zu dieser Abfolge von chronologischem Bericht bzw. Dokumentation und politischer Reflexion.

12 Hier sind u. a. zu nennen: Richard Thilenius, Die Teilung Deutschlands, Eine zeitgeschichtliche Analyse, Hamburg 1957; vgl. insbesondere S. 139 ff., 159 ff. sowie 182 f.; Thilo Vogelsang, Das geteilte Deutschland, München 1966, vor allem S. 7 ff., 38 ff. sowie 41 (s. dort die zentrale Teilungsthese Vogelsangs: „Es muß festgehalten werden, daß die 1948 anhebende Teilung Deutschlands auf der starren und nur das Ziel eines

ses in der Zeit des Kalten Kriegs politisch determinierten und heute tatsächlich historiographisch erreichten Sättigungsgrads, unternimmt es Schmid noch einmal, das Geschichtsbild der Bundesrepublik — von der Restitution westdeutscher politischer Geschäftsfähigkeit auf unterster Ebene über die Rekonstruktion einer territorial auf auch materiell begrenzten Staatlichkeit bis hin zur Wiederherstellung partikularer Souveränität — in ein verzerrtes Schema exogener Handlungsabläufe einzuzwängen. Da die Apologie der Westintegration der Bundesrepublik — verbunden mit einer stillschweigenden Rechtfertigung der gesellschaftlichen Restauration — in seiner Absicht liegt, kann es kaum verwundern, daß er dabei an die fragwürdigsten Traditionen eines vulgären Antikommunismus anschließt.

Dieser Umstand und die Tatsache, daß Schmid's Monographie weder neue Informationen noch dissidente zeitgeschichtliche Erkenntnisse vermittelt, lassen ihre Rezeption auf den ersten Blick höchst überflüssig erscheinen¹³. Wenn sie trotzdem historisches Interesse herausfordert, dann eigentlich nur deshalb, weil sie beispielhaft das gebrochene geschichtliche und regressive politische Selbstverständnis eines über Jahrzehnte hinweg an der Spitze der sozialdemokratischen Parteihierarchie agierenden Politikers¹⁴ dokumentiert. Stellvertretend für eine Unzahl anderer Zeugnisse verbürgerlichter sozialdemokratischer Programmatik zeigt diese Darstellung — beinahe schon als historiographische Karikatur — wie dicht der total verinnerlichte Antikommunismus über dem Bedürfnis zur Restriktion vormaliger gesellschaftspolitischer Ziele der SPD liegt. Je unverblümter und spekulativer Schmid mit abgegriffenen antikommunistischen Klischees hantiert, um so klarer kristallisiert sich der pure Rechtfertigungscharakter seiner Schrift heraus. Daß es dabei um eine historische Legitimation für den konsequenten Abbau aller während der Schumacher-Ära tatsächlich noch virulenten anti-kapitalistischen Ansprüche¹⁵ geht, liegt ohne weiteres auf der Hand.

kommunistischen Obsiegens in Mitteleuropa anstrebenden Politik Moskaus mitsamt ihrer destruktiven Besatzungspraxis beruht hat.“) Abweichend in der Breite der Diskussion denkbarer politischer Alternativen, in der Schlußfolgerung der geschichts-obligatorischen westdeutschen Westoption jedoch mit der herrschenden Historiographie übereinstimmend Hans-Peter Schwarz, *Vom Reich zur Bundesrepublik, Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945—1949*, Neuwied 1966, vgl. insbesondere S. 16 f. sowie 694 f.

13 Dies gilt es gegen die euphemistische Schmid-Rezension von J. W. Brügel, in: *NEUE POLITISCHE LITERATUR*, 13. Jg., 1968, Heft 1, S. 144, zu betonen, die sich auf die der vorliegenden Monographie u. a. zugrundeliegende Darstellung Schmid's: *Der Weg des deutschen Volkes seit 1945*, Berlin 1967, bezieht.

14 Vgl. biographischen Anhang in der vorliegenden Monographie, S. 159.

15 Vgl. unter den frühen Zeugnissen dieser Tendenzen u. a. Kurt Schumacher, *Programmatische Erklärungen vom 5. Oktober 1945*, sowie Politische Leitsätze der SPD vom Mai 1946, in: Theo Stammen, *Einigkeit und Recht und Freiheit, Westdeutsche Innenpolitik 1945—1955*, München 1965, S. 114—126.

Zu diesem Zweck bedient sich Schmid einer einseitigen Dependenz-Theorie, die zur historischen Mythologie absinken muß, weil es ihr an außer-spekulativen Bezugspunkten fehlt (35). Angefangen von den Potsdamer Vereinbarungen über die divergierenden besatzungs-politischen Maßnahmen bis hin zur Gründung der Bundesrepublik und der DDR erhält der gesamte Katalog der west-alliierten Ent-scheidungen, die nach gesicherten heutigen Erkenntnissen die deut-sche Teilung mindestens ebenso förderten und später beschleunigten, wie dies von sowjetischen „Vorgriffen“ auf die Konsolidierung einer kompakten Interessensphäre zu vermuten steht, in Schmid's Retro-spektive den Schein von lebenswichtiger Prophylaxe oder situations-bedingter Reaktion (37, 46 f., 71).

Dieses Verfahren und die Prämisse einer grundsätzlichen Opportu-nität der Westorientierung, die dagegen wiederum die Autonomie der westlichen Besatzungs- und späteren Bündnispolitik betonen soll, verstellen den Blick auf die durchaus greifbaren Wechselwirkungen zwischen der west-alliierten Machtpolitik und der gesellschaftlichen Realität der westlichen Besatzungszonen bzw. der BRD.

Für diese hermetische Abdichtung der einen Entwicklungssphäre von der anderen ist nicht nur der einseitige Rekurs auf mittlerweile sattsam bekannte staats- und verfassungspolitische Daten sympto-matisch. Schmid liefert dazu vielmehr auch eine Fülle konkreter Bei-spiele. Daß er den Marshall-Plan, der in seiner außer-wirtschaftlichen Motivierung unter anderem den Schlüssel zum Verständnis der spä-terhin funktionalisierten Europa-Ideologien liefert, als moralischen Akt verklärt (41), ohne näher auf seine langfristigen sozio-ökonomi-schen Folgen einzugehen, ist nur eines von diesen Beispielen. Viel wichtiger sind in diesem Zusammenhang Auslassungen und Denun-ziationen, die den Argumentationsstil in der Frage der antifaschisti-schen Ausgangsposition der deutschen Nachkriegsentwicklung cha-rakterisieren und die als solche — eigentlich völlig unerwartet — das ambivalente Verhältnis Schmid's zum Faschismus aufdecken. (Dra-stisch veranschaulicht er seinen unverarbeiteten Faschismus-Begriff, wo er die „sowjetische Drohung“ für eine virulentere Gefahr hält als jene, die „Hitler-Deutschland dargestellt hatte: dieses vermochte fremde Länder nur an der Oberfläche zu besetzen, die sowjetische Besetzung drang in tiefere Schichten und hatte die Tendenz und die Fähigkeit, ganze Staatensysteme ökonomisch, gesellschaftlich und politisch zu verwandeln“ (46).

Während er auf der einen Seite den frühen Antifaschismus in der sowjetischen Besatzungszone, der in ersten anti-kapitalistischen Innovationen seine praktische Entsprechung fand, ohne weitere Be-lege als ideologisches Vehikel der russischen Expansionsbedürfnisse verteufelt (32 ff.), geht er auf der anderen Seite mit keinem Wort auf die Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen ein. Der Ver-zicht auf eine wenigstens fragmentarische Analyse des sozial-psychi-schen und politischen Rückbildungsprozesses, der im formalisierten Antifaschismus des anglo-amerikanischen Entnazifizierungskonzepts allgemein und in der Praxis der deutschen Spruchkammern ganz

konkret seine Anhaltspunkte hatte, präformiert die gesamte Darstellung eben nicht nur methodisch, sondern vor allem inhaltlich. So spart Schmid denn auch konsequenterweise den ursprünglichen anti-kapitalistischen Aktionsdrang und seine frühzeitige Domestizierung aus seiner Analyse aus, der nicht nur den politischen Neubeginn der SPD, sondern auch die öffentliche Selbstdarstellung der bürgerlichen Parteien kennzeichnete¹⁶.

Und er nimmt von einer Interpretation der gesellschaftspolitischen und verfassungstheoretischen Kontroversen im Herrenchiemseer Konvent und im Parlamentarischen Rat — beides Gremien, auf deren Beschlüsse er maßgeblichen Einfluß hatte¹⁷ — genauso Abstand, wie er auf eine Darstellung der anfangs noch tiefgreifenden Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Opposition in den Fragen der europäischen Integrationspolitik und der Remilitarisierung der BRD verzichtet.

Es wäre in der Tat müßig, als Rezensent kritisch auf allen diesen Mängeln zu insistieren, wenn nicht klar wäre, daß „Deutschlands Weg seit 1945“¹⁸ eben nicht nur der Weg der linearen Rekonstruktion seiner Staatlichkeit und seines konsequenten Anschlusses an westlich-kapitalistische Bündnis- und Integrationssysteme ist, von denen Historiographen wie Schmid apologetisch vermuten, daß nur sie eine optimale politische und gesellschaftliche Existenz garantieren, sondern daß dieser Weg genauso auch als Prozeß der „verhinderten Neuordnung“¹⁹ zu verstehen ist. Und ähnlich überflüssig wäre es, die eindimensionale Betrachtungsweise Schmid's zu beklagen, wenn nicht feststünde, daß nur sie — auch objektiv als Ausfluß historiographischer Kurzatmigkeit — den Blick für das geschichtliche Korrelat gesellschaftlicher Deformationen der Gegenwart zugunsten derer entschärft, die sie mit inauguriert haben.

16 In seiner deutlichen Mischung mit sozialromantischen Tendenzen wurde dieser Drang bereits in den Leitsätzen der CDU im Rheinland und in Westfalen (2. Fassung der Kölner Leitsätze), vgl. *Stammen*, a.a.O., S. 86—88, sichtbar, in einzelnen Aspekten noch deutlicher im Ahlener Wirtschaftsprogramm für Nordrhein-Westfalen vom 3. Februar 1947, vgl. ebd., S. 89—94. Vgl. dazu auch Leo Schwering, *Vorgeschichte und Entstehung der CDU*, Köln 1952, insbesondere S. 63 ff. Zu den Historikern, die den Gehalt des Ahlener Programms gerne im Sinne von Sozialpartnerschaftsideologien und katholischen Sozialphilosophemen relativieren, gehört u. a. Ernst Deuerlein, *CDU/CSU 1945—1957, Beiträge zur Zeitgeschichte*, Köln 1957, S. 76 ff.

17 Vgl. u. a. Thomas Dehler, *Deutscher, Patriot, Europäer und Weltbürger*, Carlo Schmid zum 70. Geburtstag, in: Schmid, a.a.O., S. 156 f.

18 Einen Teil dieser Monographie umfaßt Carlo Schmid, *Deutschlands Weg in die Gegenwart*, Berlin 1968, eine Publikation, die sich im übrigen auch auf eine Vortragsreihe des SFB-Hörfunks stützt.

19 Vgl. Eberhard Schmidt, *Die verhinderte Neuordnung 1945—1952, Zur Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Wirtschaft in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt/M. 1970.

Freund, Michael: 25 Jahre Deutschland, 1945—1970. Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh 1971 (142 S., br., 6,80 DM).

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um eine Gelegenheitsarbeit, deren Bedeutung kaum über das Jahr ihres Erscheinens hinausreichen dürfte. Dieser Charakter ist sowohl inhaltlich als auch formal ersichtlich. Zum einen verspricht der Titel mehr, als der Verfasser — in diesem Rahmen auch objektiv — zu leisten imstande ist, und zum anderen erscheinen die historiographischen Proportionen derart verschoben, daß nur der Schluß bleibt, der Autor habe aktuelle politische Reflexionen zum Aufhänger eines überzogenen wissenschaftlichen oder doch wenigstens journalistischen Anspruchs gemacht.

Die vom Verlag avisierten „sachlichen Informationen über die deutsche Nachkriegsgeschichte“ entpuppen sich bei genauerer Lektüre des ersten Teils als feuilletonistische, mitunter antikommunistisch eingefärbte Rasonnements (z. B. 22, 42) über die Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs, die Aufteilung des ehemaligen Deutschen Reichs in Besatzungszonen und Momente der inneren Entwicklung wie die Währungsreform. Der zweite Teil streift kursorisch Probleme der Westintegration der Bundesrepublik wie das deutsch-französische Verhältnis (50): von einer auch nur skizzenhaften Bestandsaufnahme zur inneren wie äußeren Entwicklung in den fünfziger Jahren kann keine Rede sein. Gerade sie wäre jedoch als Bilanz der konsequent versäumten Gelegenheiten zu mehrseitigen Entspannungs- und Friedensinitiativen der Bundesrepublik während dieses Zeitraums — mit all ihren gesellschaftlichen Implikationen — für den Exkurs zur Ostpolitik der Großen Koalition und der Regierung Brandt, der im dritten Teil folgt und mehr als die Hälfte der Darstellung ausmacht, unabdinglich. Immerhin bietet dieser Teil auf Grund der Dokumentation, die hier vorherrscht und die — lediglich durch kurze affirmative Bemerkungen des Verfassers verbunden — gerade in ihrem deutlichen Mißverhältnis zu den vorangestellten Ausführungen ein weiteres Indiz für den Gelegenheitscharakter der Arbeit darstellt, einige passable Orientierungsmöglichkeiten für die aktuelle politische Diskussion. Trotzdem wird man nach der eigentlichen Berechtigung und Notwendigkeit einer solchen Publikation fragen müssen.

IV

Netzer, Hans-Joachim (Hrsg.): Adenauer und die Folgen. Siebzehn Vorträge über Probleme unseres Staates. Verlag C. H. Beck, München 1965 (259 S., br., 14,80 DM).

In einer Verlagsankündigung firmiert diese Anthologie, die siebzehn von Soziologen, Politikern und Publizisten zwischen November 1963 und April 1964 im Bayerischen Rundfunk gehaltene Vorträge zur Ära Adenauer vereinigt, als „Lehrbuch politischen Denkens“. Dieser Anspruch ist mitnichten erfüllt. Im Gegenteil: mit wenigen

Ausnahmen knüpfen die Autoren an eine weit in die fünfziger Jahre zurückreichende propagandistische Tradition an, die auf die Vermittlung „staatsbürgerlichen Bewußtseins“ und Engagements hin angelegt schien, die jedoch nichts anderes als pure Indoktrination im Sinne des herrschenden Systems enthielt.

In allen gesellschaftlichen und politischen Aspekten, die sie berührt — staatliche Institutionen (Eschenburg, Schmid), Parteienstruktur (Besson), Wiedervereinigung (Auerbach), Wiederbewaffnung (Obermann), Rechtsstaat (Dehler), Gewerkschaften (Risse), sozialer Wandel (Dahrendorf) etc. — folgt diese Aufsatzsammlung mit geringfügigen Einschränkungen der einschlägigen Intention, die Adenauersche Politik von der Verantwortung für die Divergenz zwischen Verfassungsnorm und -wirklichkeit durch den Verweis auf äußerliche Aufbauleistungen und sonstige Erfolge pauschal zu entlasten. Was als restauratives Moment dieser Politik gelegentlich in den einzelnen Darstellungen und Interpretationen angedeutet ist, wird nicht problematisiert. An die Stelle kritischer Reflexionen zur inneren wie auch äußeren Entwicklung der Bundesrepublik in der Ära Adenauer treten kompakte Ideologeme, die eine differenzierte zeitgeschichtliche Bestandsaufnahme verhindern. Dies gilt für die vereinzelt Exkurse zur Vorgeschichte der Bundesrepublik wie auch für die Analyse ihrer sozialen und politischen Wirklichkeit in den fünfziger Jahren.

Während gängige antikommunistische Ressentiments (Obermann, 107; Dehler, 147) in emphatischen Apologien der amerikanischen containment-Politik — z. B. am Objekt der Truman-Doktrin und des Marshall-Plans (Auerbach, 96; Freudensfeld, 11) — ihren Niederschlag finden, herrschen Thesen und Meinungen vor, die entweder einem rein liberalistischen bzw. konservativen Verstehenshorizont entstammen oder integrationstheoretischen Verschleierungstechniken zuzurechnen sind. Die Zielpunkte und Strukturen der Argumentation zu diesem zweiten Problembereich gleichen sich fast durchweg: anhand zahlreicher, mit dem Schein solider Empirie versehener Beispiele soll die Fiktion entstehen, als hätten sich Gesellschaft und Politik der BRD während der Adenauer-Erhard-Ära im Zuge einer Dialektik zwischen Wettbewerb und Partnerschaft einem optimalen Zustand angenähert. Diesem Zweck dienen vor allen Dingen die These von der Repräsentation eines „sozialen Querschnitts“ im Rahmen des parlamentarischen Systems (Besson, 61), die Vermutung eines entideologisierenden Trends in der Parteientwicklung — von der Klassenpartei zur Volkspartei — (Schmid, 52, 58; Besson, 64 ff.) und die daran unmittelbar anknüpfende Spekulation auf einen zunehmend sozial-adäquaten Pragmatismus im allgemeinen politischen Leben, wie die vergleichende Lektüre der einzelnen Beiträge ergibt.

Alle diese suggestiv gefärbten Annahmen verweisen regelmäßig auf den gleichen ideologischen Kern: auf die vorbehaltlose Anerkennung der liberalen Marktwirtschaft als Substrat des sozialen Friedens (u. a. Besson, 67; Dehler, 135 ff.). Kann man diese Apologie im Falle Dehlers noch einem verspäteten liberalistischen Denken in

Kategorien des Konkurrenzkapitalismus und damit einer gewissen geschichtlichen Naivität zugute halten; bei Dahrendorf („Es hat sich . . . bewährt, die soziale Entwicklung den autonomen Kräften des Marktes zu überlassen.“ [238]) scheidet eine ähnliche Relativierungsmöglichkeit aus, dokumentiert sich doch in seinem Systemverständnis nicht nur Blindheit gegenüber tatsächlichen Strukturen und Tendenzen der kapitalistischen Gesellschaft, sondern — wo man ihm diese nicht mehr zugestehen kann — auch ein verheerendes Maß an Zynismus.

Daß die außenpolitischen Elemente der Adenauerschen Kanzlerdemokratie wie vor allem die Wiederbewaffnung und die Westintegration vor diesem ideologischen Hintergrund uneingeschränkte Affirmation erfahren (Besson, 65; Auerbach, 104), versteht sich von selbst. Hier — wie übrigens im Zusammenhang der gesamten Anthologie — macht Kogon die einzige Ausnahme, indem er die vermeintliche geschichtliche Logik des strikten Westkurses (Obermann, 107) kritisch prüft und die Alternativmöglichkeiten zu dieser Politik der einseitigen Optionen anhand bestimmter historischer Konstellationen resümiert. Das Fazit seiner Analyse steht den üblichen Interpretationsergebnissen diametral entgegen, denn es zeigt die Entspannungsfeindlichkeit der „Politik der Stärke“ ebenso wie ihr selbst verursachtes Versagen im Hinblick auf das proklamierte Ziel der deutschen Wiedervereinigung (89 f.). Wenn sich Kogon derart als einziger Dissident unter den siebzehn Autoren dieses Bandes ausweist, so charakterisiert auch dies die Edition.

V

Besson, Waldemar: Die Außenpolitik der Bundesrepublik. Erfahrungen und Maßstäbe. R. Piper Verlag, München 1970 (493 S., Ln., 28,— DM).

Um den Gesamteindruck vorweg zu pointieren, den Bessons Buch hinterläßt: nur ein erhebliches Maß an wissenschaftlicher Unbefangenheit und ideologischer Saturiertheit vermag die Präsentation dieser zu allem Überfluß noch als Standardwerk und als politologisch-historisches Komplement zu Dahrendorfs soziologischen Bemühungen um „Gesellschaft und Demokratie in Deutschland“ empfohlenen Schrift (explizit 16) zu erklären. Denn trotz aller grundsätzlichen Kritikwürdigkeit ihrer politischen Prämissen hat die bürgerliche Geschichtswissenschaft in der Konfrontation mit sozialwissenschaftlichen Methoden (man denke an die Kontroversen der letzten Historikertage) doch immerhin einen formalen Stand erreicht, der zu Beginn der siebziger Jahre Tendenzen, wie sie Besson augenscheinlich verfolgt, aus dem Spektrum seriöser wissenschafts-praktischer Möglichkeiten herausfallen läßt. An dieser Situation ändert auch die popularisierende Grundtendenz der Monographie nur wenig, die insgesamt — gerade an ihrem überhöhten Anspruch gemessen — für ein sachkundiges Publikum tatsächlich eine wissenschaftliche Zumutung und eine politische Herausforderung darstellt.

Die methodische Orientierung und die inhaltliche Absicht Bessons sind leicht überschaubar. Im Einklang mit seinem individualisierenden Geschichtsbegriff versucht er einem verelendeten Historismus gegen allzu große Versuchungen quantifizierender und mathematisierender Ansätze, die er am Rande verbal zumindest anerkennt (etwa 14 f.), wieder auf die Beine zu helfen²⁰. So betrachtet ist sein Understatement, nur die zeitgeschichtlichen Grundlagen für eine Theorie der westdeutschen Außenpolitik liefern zu wollen (15), nichts anderes als eine irreführende äußere Entsprechung der Methode selbst. Der thematische Rekurs auf trans-historische Theorie bleibt — wie das überaus kurze Schlußkapitel zeigt, das als einziges um Systematik bemüht ist — unverbindlich neben der Darstellungspraxis stehen. (Im übrigen sind es unzählige Trivialitäten und eine monotone Metaphorik, die über den Grad der Theorieferne Aufschluß geben.) In der Darstellung selbst verfolgt Besson das Ziel, einer historischen Dialektik von Erfahrungen und Maßstäben Perspektiven für das Verständnis der westdeutschen Außenpolitik der vergangenen zwanzig Jahre abzugewinnen. Daß er dabei gegen seine erklärten Intentionen dennoch linear verfährt, kennzeichnet die vielfachen Brüche in seinem konservativen Verstehenshorizont. Die Feststellung simplifiziert wohl nicht, daß Besson die außenpolitische Nachkriegsszenerie, in der die Bundesrepublik agierte, in zwei historische Bereiche teilt: in die Sphäre des virulenten bi-polaren Weltmachtantagonismus zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten, welcher der Bundesrepublik bis gegen Ende der fünfziger Jahre das „Bewegungsgesetz“ der Westintegration aufzwang (zusammenfassend und exemplarisch 76, 129, 332), und in die kontrastreich angrenzende Epoche der Entspannung, die im Zeichen des atomaren Patts der westdeutschen Außenpolitik eine Neubestimmung vorschrieb (resümierend 446). (Letzteres im übrigen ein Prozeß, den Besson im nationalliberalen Sinne als Entfaltung der bundesrepublikanischen Staatsräson verstanden wissen will²¹.)

Als emphatische Adenauer-Apologie (besonders drastisch 57, 73) klärt der erste Teil des Buchs besonders eindringlich über den desolaten Zustand des Bessonschen Historismus auf; treibt er doch die individualisierende Methode — konkret als bürgerlich-hermeneutische Attitüde — mit allen denkbaren politischen Konsequenzen in

20 Eine systematischere Einschätzung dieser wissenschaftstheoretischen Ausgangsposition ermöglicht Waldemar Besson, *Historismus*, in: Waldemar Besson (Hrsg.), *Fischer-Lexikon Geschichte*, Frankfurt/M. 1961, S. 102—116. Siehe dort vor allen Dingen S. 115 f.: „Diese prinzipielle Erwägung ... hat ihre sehr aktuelle politische Spitze, die noch einmal beispielhaft die Tragfähigkeit und sittliche Kraft des Historismus auch für Gegenwart und Zukunft zu erweisen geeignet ist. Seit Herder sehen wir Völker als Individualitäten, deren jede ihr eigentümliches Wesen auszubilden sucht.“

21 Zu den Begriffen „Bewegungsgesetz“ und „Staatsräson“ als zwei zentralen historischen Interpretationskategorien ebenfalls Besson, *Historismus*, a.a.O., S. 106 f.

der Wechselinterpretation von außenpolitischen Bedürfnissen und staatsmännischer Praxis auf die Spitze. Da Besson einen „deutschen Kurs“ jenseits des faktisch verfolgten Westkurses retrospektiv für schlechthin undenkbar hält (132), kann der erste Kanzler der Bundesrepublik, der mit fast monomaner Folgerichtigkeit eben diesen Kurs steuerte, als Vollzieher ihres Bewegungsgesetzes erscheinen (etwa 53, 129). Es gehört zu den Fragwürdigkeiten dieser Hypothese, daß alle bekannten außenpolitischen Alternativkonzeptionen an der Wende zu den fünfziger Jahren (wie die von Kaiser u. a.) vor den angeblichen individuellen Prädispositionen Adenauers, die ihn kraft subtiler Einsichten in die Logik historischer Prozesse zur im positiven Sinne vereinfachenden und damit geradlinigen Aktion befähigten, grundsätzlich zur Ahistorizität verblassen (z. B. 34 ff.)²².

Welches Maß der Harmonisierung der historischen Gesamtschau diese Art von Historismus dem Betrachter zumutet, die sich als unvermeidliche Apologie einer einmal vollzogenen rechenhaften und exklusiven Beziehung zwischen abstrakten Staatszwecken und politischen Akteuren entweder selbst überflüssig macht oder aber in wissenschaftliche Herrschaftsinstrumentarien eingliedert, demonstriert Besson an einer Vielzahl von Beispielen. So vor allen Dingen an der Opposition Schumachers und der SPD gegen Westintegration und Wiederbewaffnung (99 f., 107 ff.): zwar vermutet er, daß alle gegen Adenauers Politik gerichteten Vorschläge und Aktionen, die von dieser Seite kamen, lediglich dokumentierten, wie sehr ihre Repräsentanten immer wieder aus dem Tritt der eigengesetzlichen Dynamik bundesrepublikanischer Außenpolitik kamen. Er referiert und interpretiert in diesem Zusammenhang — so kursorisch wie möglich — jedoch nicht um der Einsicht in denkbare Alternativen willen, sondern nur zum Zweck harmonisierender Spekulationen über die letztlich subsidiäre Funktion der parlamentarischen Minderheit im außenpolitischen Kalkül der Regierung (79). Auch die Proteste der Paulskirchen- und der Anti-Atomtod-Bewegung gegen entspannungsfeindliche Elemente der Adenauer-Politik fügt er unbesehen in dieses Harmonisierungsschema ein, sofern er deren jeweiligen Impetus nicht von vornherein als unpolitisch deklassiert (z. B. 182 f.).

Diese Tendenz des Bessonschen Historismus zur Apologie qua Harmonisierung lenkt den Blick auf ihr methodisches Substrat. Dabei handelt es sich um die totale Abstraktion in der außenpolitischen Analyse, die diese selbst zu einer beziehungslosen Arithmetik mit aufgesetzten Daten verkommen läßt. Das gesamte außen- und deutschlandpolitische Konzept Adenauers, das alle Prioritäten derart setzte, daß die Wiedervereinigung unzweideutig als machtpolitische Funktion des Konsolidierungsgrads im westlichen Lager erschien,

²² Dieses Faktum scheint um so bemerkenswerter, als sich Besson erklärtermaßen (481) in weiten Teilen der ersten Kapitel auf Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik, stützt, der etwa der Brückenkonzeption Jakob Kaisers trotz mancher „realpolitischer“ Vorbehalte historische Bedeutung attestiert; vgl. ebd., insbesondere S. 344.

findet — was seine Präzisierungen und seine tendenzielle Verwirklichung angeht — historiographisch keinerlei Entsprechung in der gesellschaftlichen Realität der ersten Dekade der Bundesrepublik, nicht einmal in deren ideologischen Syndromen wie dem Antikommunismus. So problematisch es womöglich auch sein mag, von einer Darstellung außenpolitischer Entscheidungsprozesse eine vollständige sozioökonomische Korrelation zu fordern, so sicher ist es doch, daß sie ohne sichtbar auf sich selbst bezogene gesellschaftliche Grunddaten nicht auszukommen vermag, wenn sie nicht einem historischen Fatalismus Vorschub leisten will. Daß sich der Autor in seiner außenpolitischen Analyse nur auf extrem wenige und vergleichsweise äußerliche innenpolitische Konstellationen — wie die Spiegel-Krise und einige Wahlergebnisse (u. a. 308, 310, 408, 422 ff.) — bezieht, ist weder als Zufall noch als sachgerechte methodische Beschränkung zu erklären. Dieser Verzicht konstituiert vielmehr überhaupt erst Bessons mythologisierten Begriff von den großen geschichtlichen Bewegungsgesetzen, die weithin unabhängig von sozialen und wirtschaftlichen Strukturen ihre Vollstrecker finden. Deshalb wird man auch den Autor getrost als Repräsentanten eines reichlich verspäteten und trivialisierten Neu-Rankeanismus verstehen dürfen.

Nur so wird auch sein euphemistisches Bismarck-Bild erklärlich, das weitschweifig in das Schema einer deutschen außenpolitischen Tradition integriert ist, die für die frühe Bundesrepublik die entscheidenden Maßstäbe setzte (40 ff.). Daß der Nationalliberale oder eher -konservative Besson zwischen den beiden affirmierten und unmittelbar aufeinander bezogenen Polen Bismarck und Adenauer nicht so sehr den Faschismus, sondern vielmehr eine bloße „Kontinuität des Irrtums“ sieht (44), gehört zu den konkreten Implikationen seines Geschichts- und Politikbegriffs, die beide den Blick für die Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Vollzügen und außenpolitischen Entscheidungen nachhaltig trüben und in dieser Tendenz zum herrschaftskonformen Agnostizismus führen. (In diesem Kontext verliert auch die Bessonsche Metaphorik ihren Zufallscharakter: die überstrapazierten Bilder „Strom“ und „Wind“ schließen als äußere Symptome seiner historisch-politischen Fundamentalbegriffe den Kreis zwischen Bismarcks geschichts-missionarischer Selbstinterpretation und zeitgenössischer Adenauer-Apologie.)

Da Adenauer mit seinem Konzept und mit seinem tatsächlich autoritär verfolgten Kurs der Westintegration für Besson den einzigartigen Interpreten und Agenten historischer Logik verkörpert (etwa 53), verfallen alle Einwandprozeduren der Nichtigkeit, die auf zwei verschiedenen Ebenen einer kritischen Distanz zur Geschichte der Bundesrepublik während der ersten zehn Jahre ihrer Existenz vorarbeiten könnten. So findet die Deformation des parlamentarischen Systems in Adenauers „Kanzler-Demokratie“, die als Ausfluß Adenauerscher Selbstherrlichkeit allein sicherlich mißverstanden wäre, trotz ihrer augenscheinlichen außenpolitischen Relevanz in der vorliegenden Monographie keinerlei Erwähnung; und das gebrochene Verhältnis des ersten Bundeskanzlers zur Demokratie schlechthin,

das sich unter anderem gerade auch in unzähligen einsamen, dabei irreversiblen außenpolitischen Entschlüssen manifestierte, nimmt Besson mit Hilfe unverbindlicher und letztlich doch affirmativer Ironien aus der Gefahrenzone seiner kritischen Würdigung heraus (81). In dieser Beziehung erscheint Adenauer auch aus einem anderen Grund völlig rehabilitiert: denn Bessons individualisierender Historismus grenzt Außenpolitik schlechthin aus der Sphäre praktischer Demokratie aus.

Die zweite Ebene, auf der Besson seine Adenauer-Apologie zu immunisieren hat, ist die des Antikommunismus mitsamt seinen außenpolitischen Kondensationen. Während er das Kausalverhältnis zwischen unverarbeitetem Faschismus und Antikommunismus als Zeichen der gesellschaftlichen Restauration in der Bundesrepublik völlig ignoriert und nicht einmal punktuell nach den machtpolitischen und ökonomischen Interessen des anglo-amerikanischen Teils der Anti-Hitler-Koalition fragt, denen die innere und äußere Entwicklung Westdeutschlands unter der ideologischen Folie des Antikommunismus unterlag, sucht er das Objekt des darin eingepaßten Feindbildes, die unveränderte Aggressivität des Sowjetkommunismus, zu verifizieren. Dieses Unterfangen ist der Natur des historiographischen Gegenstandes gemäß auf bloße Spekulationen verwiesen. So interpretiert Besson alle sowjetischen Deutschland- und Entspannungsiniciativen — wie etwa auch die Note vom Frühjahr 1952, die eine weitreichende russische Kompromißbereitschaft in Fragen der Wiedervereinigung andeutet (124 f.) — als reine Störmanöver (vor allem 211) gegen die geschichtsobligatorische Westintegration. Daß Adenauer keine dieser Initiativen zum Anlaß nahm, um die antikommunistischen Prämissen seiner westorientierten Politik ernsthaft zu überprüfen, deutet der Autor denn auch folgerichtig als Ausdruck seines Genies als „terrible simplificateur“. Glaubwürdige empirische Bezugsdaten vermag er dem notorischen Antikommunismus der Adenauer-Ära nicht nachzuliefern.

Was die außenpolitische Interessenlage der Bundesrepublik in den sechziger Jahren angeht, offenbart sich die praktische Hilflosigkeit des Bessonschen Historismus im zweiten Teil der Darstellung noch deutlicher, fehlte es doch während dieses Zeitraums an einem unumstrittenen Exegeten und Vollstrecker des westdeutschen „Bewegungsgesetzes“. Hier muß Besson aushilfsweise auf den damaligen Außenminister Schröder rekurrieren. Von diesem vermutet er zwar, daß er in seinem europa-kompensatorischen atlantischen und in seinem ostpolitischen Konzept die unter den Bedingungen der interpolaren Entspannung und Kooperation gewandelten Zielprojektionen für die westdeutsche Außenpolitik (222 ff.) richtig formulierte, daß er letztlich aber doch unfähig war, die schon während der letzten Phase der Adenauer-Ära sichtbare Diskrepanz zwischen Zielen und Mitteln dieser Politik (259, 364) praktisch zu verringern. Auch die Große Koalition schien für dieses Kardinalproblem der gleichgewichtigen Orientierung auf zwei weltpolitische Entscheidungszentren keine probaten Lösungskapazitäten anbieten zu können. So muß sich

Besson mit seiner These von der weltpolitischen Defensive der Bundesrepublik während der sechziger Jahre (171 ff.) anders als im ersten Teil der Monographie durch ein Dickicht kontroverser Konzeptionen (z. B. der deutschen Gaullisten und Atlantiker) hindurchlavieren, ohne zu einem schlüssigen Ergebnis zu kommen, will man nicht seinen Pessimismus als solchen anerkennen, der implizit nichts anderes besagt, als daß eine Außenpolitik, die keine Adenauer vergleichbaren Exponenten kennt, allemal zur Defensive verurteilt ist. Dieser Pessimismus resultiert aus einer politologischen Impotenz eigener Art, die sich in ihrer politischen Funktion allerdings in das Gegenteil verkehrt: aus der Unfähigkeit nämlich, nicht einmal am Beispiel der EWG, der Kennedy-Runde oder des beiläufig erwähnten „Vietnam-Konflikts“ und der Probleme der Dritten Welt die ökonomischen, sprich kapitalistischen Bewegungsgesetze eruieren zu können, die außenpolitischen „Erfahrungen und Maßstäben“ wohl auch zugrunde liegen. Statt dessen setzt Besson historiographisch das Karussell der Personalbeziehungen auf staatsmännischer Ebene in diesem zweiten Teil der Darstellung noch hektischer in Bewegung als in ihrem ersten; mit dem Endeffekt freilich, daß der Leser den Überblick und die Spannung, die Besson für die Lektüre verspricht, gleichermaßen verliert, und mit der Quintessenz: wohl der zwischenstaatlichen Beziehung, die auf einer Art Adenauer-Dulles- oder Adenauer-de Gaulle-Freundschaft basiert.

Ein Blick in den Anmerkungsapparat und in den bibliographischen Anhang bestätigt vom rein handwerklichen Aspekt nicht nur die obige methodische und inhaltliche Gesamteinschätzung der Besson-Monographie. Er läßt auch die Vermutung aufkommen, daß das prä-tendierte wissenschaftliche Niveau des Buchs zweifelhaft ist. Denn der Verfasser stützt seine Analyse im ersten Teil weitgehend auf die Adenauer-Erinnerungen, auf Aussagen seiner nächsten Interpreten und Mitarbeiter wie Grewe²³ und auf durchaus fragwürdige Historiographie²⁴, während er sich im zweiten Teil fast ausschließlich auf Tagespublikationen wie die NZZ und DIE ZEIT bezieht. Hier ist es vornehmlich die ungebrochene Reproduktion der Legenden, die Adenauer in die Welt setzte, um seine Politik vor der Nachwelt zu legitimieren, die noch einmal drastisch veranschaulicht, wie leicht ein voraussetzungsloser Historismus von kritischer historischer Reflexion entbindet.

23 Vgl. Wilhelm Grewe, *Deutsche Außenpolitik der Nachkriegszeit*, Stuttgart 1960, der um nichts mehr bemüht ist als um eine Sanktionierung der zentralen außenpolitischen Doktrinen der Adenauer-Ära, einschließlich ihrer massiven antikommunistischen Grundtendenz.

24 Z. B. auf Vogelsang, a.a.O., dessen Monographie Besson für die „beste Einführung“ (482) in die Chronologie und Problematik der westdeutschen Außenpolitik hält. Eine Fülle von Konservatismen in historiographischen Details entstammt offenkundig der Rezeption von Ernst Majonica, *Deutsche Außenpolitik*, Stuttgart 1966. Tatsächlich stehen die Quellen-selektion und die Auswahl der Literatur, an der sich Besson orientiert, durchaus in einem Mißverhältnis zu wissenschaftlichen Ansprüchen.

VI

Baring, Arnulf: Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie. Bonns Beitrag zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft. Schriften des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e. V., Bd. 28. R. Oldenbourg Verlag, München 1969 (492 S., br., 28,— DM).

Es ist die erklärte Absicht des Verfassers, dem Problemkreis der Außenpolitik in der frühen Ära Adenauer — von den ersten Remilitarisierungsplänen der Bundesregierung bis zum Scheitern des EVG-Projekts in der französischen Nationalversammlung im August 1954 — mit Hilfe der *case method* neue, „präzise Einsichten in die Machtverteilung und Funktionsweise“ des westdeutschen Regierungssystems abzugewinnen (337 ff.). Das auf diese Absicht gegründete politikwissenschaftliche Unternehmen Barings ist in zweifacher Hinsicht präventiv: zum einen setzt es den Mangel an brauchbaren Systemanalysen, zum anderen die Begrenztheit bisheriger historiographischer Zugriffe auf die hier zur Diskussion stehende Phase der bundesrepublikanischen Außenpolitik voraus. (Daß beide Präntionen ohnehin von der Unkenntnis oder bewußten Ignorierung nichtbürgerlicher politik- und geschichtswissenschaftlicher Ansätze abhängen, sei nur am Rande vermerkt.) Unter geeigneten erkenntnis-praktischen Prämissen haben Fallstudien fraglos manches beachtliche Ergebnis gebracht, obwohl sie hin und wieder durchaus auch eine spezifische Art methodologischer Unsicherheit innerhalb der etablierten Politikwissenschaft als einer Lösung zwischen tendenziellem Historismus und statisch-struktureller Analyse widerspiegeln. Für ähnlich unbestritten wie diese einzelnen Erfolge darf man mittlerweile jedoch auch die Einsicht halten, daß der wissenschaftliche Effekt — und die damit unmittelbar verknüpfte politische Funktion — der *case method* von den thematischen Selektionskriterien und den Prinzipien der zeitlichen Einordnung abhängen, die ihnen zugrunde gelegt werden. Tatsächlich ist das größere Maß an Exaktheit und Objektivität, das diese Methode in einem scheinbar direkteren und umfassenderen Verhältnis zu ihrem Gegenstand erreicht, weil sie eine ursprüngliche Dichotomie zur Verfahrenskombination verändert, mitunter nichts anderes als das Ergebnis unzulässiger Manipulationen. Dies ist jedoch schon aus dem einfachen Grunde kaum verwunderlich, da die analytische Zertrennung von Macht- und Herrschaftsordnung das Gesamtverfahren inhaltlich vorprägt. (Aus naheliegenden Gründen muß der sicherlich erhellende Rekurs auf die Bedürfnisse oder Funktionen dieser formalen Annäherung an marxistische Ansätze an dieser Stelle unterbleiben.)

Gemessen an ihren thematischen Prioritäten stellt Barings Studie zweifellos ein Beispiel der erwähnten Manipulationen dar. Nicht nur, daß sie im Gefolge symptomatischer Interessenprojektionen und auf nahezu selbst-desavouierende Weise der außenpolitischen Analyse die Annahme eines „sozialen Hohlraums“ zugrunde legt (339), in dem

Adenauers Wiederbewaffnungspläne und seine Westintegrationskonzepte angeblich Gestalt annahmen. Ihr struktureller bzw. institutioneller Objektbereich ist zudem derart auf die intendierten Ergebnisse hin eingengt, daß sie — ein besonderes Kuriosum dieser Art von Fallstudie — zu unfreiwilliger Systemkritik gerinnt. Und die zeitliche Eingrenzung auf die innenpolitischen Entscheidungsprozeduren zur Konstruktion einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft (1948/49—1954) dient sichtbar dem Zweck, die Apologie der Westintegrationspolitik nicht vergleichbar direkt aus politischen Präferenzen, sondern vielmehr aus einer vorgeblichen Konsistenz der wissenschaftlichen Ergebnisse herzuleiten (62: „... die von den Tatsachen nahegelegte ... Politik der Eingliederung in den Westen ...“; dazu z. B. auch 332). Der Verdacht der Manipulation erhärtet sich an diesem zweiten methodischen Aspekt angesichts der unbestreitbaren Relevanz der deutschlandpolitischen Vorentscheidungen der Besatzungszeit genauso klar wie in Anbetracht der — auch von Baring stellenweise zugegebenen — außenpolitischen Entspannungs- (u. a. 140) und gesellschaftlichen Innovationsfeindlichkeit des strikten Westkurses in späteren Jahren.

Trotz zahlloser Widersprüche in seinen eigenen methodologischen Reflexionen, die mit diesem Sachverhalt und seiner Verschleierung zu tun haben, beharrt Baring auf der Annahme, daß sich die Struktur und die Funktionsweise des westdeutschen Regierungssystems an keiner außenpolitischen Entscheidungskonstellation so folgerichtig demonstrieren läßt wie am Beispiel des deutschen Beitrags zur — 1954 lediglich stornierten — Errichtung eines europäischen, atlantisch verklammerten Verteidigungssystems; und er hält vice versa praktisch daran fest, daß dieser Beitrag als entscheidender Schritt zur Westintegration der BRD seinen besonderen strukturellen Voraussetzungen nach ein bezeichnenderes Licht auf das bundesrepublikanische Regierungssystem wirft als eine Vielzahl anderer Entscheidungskonstellationen. (Es ist wohl kein Zufall, daß sich diese beiden Annahmen gerade in ihren praktischen Konsequenzen fast bruchlos mit dem in seinen „Erinnerungen“ dokumentierten Selbstverständnis Adenauers decken.) Zu diesem Zweck analysiert Baring den technisch-bürokratischen Zustand und die personelle Besetzung des Bundeskanzleramts und seiner nachgeordneten Dienststellen (Amt Blank und das Bundespresse- und Informationsamt), auf die Adenauer seine Regierungspraxis in der Frage der Wiederbewaffnung stützen konnte. Er untersucht „Grundlage und Fernziel“ der außenpolitischen Konzeption des ersten Kanzlers, um sie anschließend in ein Verhältnis zu ihrer Ausgangssituation und zu ihrer Methodik zu setzen. Breiten Raum nimmt dann vor allen Dingen die Analyse jener institutionalisierten Machtfaktoren ein, denen Baring unter der bezeichnenden Kapitelüberschrift „Gefolge“ eine ausschließlich subsidiäre Funktion in bezug auf die Exekutive zuschreibt: neben Bundesregierung auch Bundespräsident und Bundestag. Das Verhältnis des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der beiden großen Kirchen zu Adenauers Politik der

Wiederbewaffnung und Westintegration handelt er unter dem Stichwort „Unterstützung“ ab, während er im letzten systematischen Teil der Analyse darlegt, daß die einzigen Behinderungen dieser Politik vom Bundesverfassungsgericht, vom Bundesrat und von einem Teil des westdeutschen Journalismus ausgingen. (Die kontroversen Auffassungen und Aktionen der SPD glaubt der Verfasser dabei explizit [339 f.] und diejenigen der Gewerkschaftsbasis und der außerparlamentarischen Opposition implizit ignorieren zu können. Dieser Verzicht ist unmittelbar an die These eines innenpolitischen Machtvakuum während der ersten fünf Jahre der Adenauer-Ära gebunden.)

Daß die Wissenschaftlichkeit der vorliegenden Arbeit selbst in einem immanenten Sinne zweifelhaft ist, resultiert letzten Endes aus der Grundannahme Barings: aus der einfachen Negation jeglichen Zusammenhangs zwischen Außenpolitik und gesellschaftlicher Entwicklung für den Zeitraum seiner Fallstudie (339), die selbst wiederum ein besonders typisches Beispiel des Agnostizismus in der bürgerlichen Wissenschaft darstellt. Ist dieser Zusammenhang erst einmal politisch eingegengten wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen geopfert, dann kann sich — wie Baring sinnfällig demonstriert — die politologisch-historische Fragestellung darauf reduzieren, welche Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen sich der offiziellen Außenpolitik jeweils zur Disposition stellten oder aber verweigerten. Und da diese Entscheidungsfaktoren vorab hypothetisch ihrem gesellschaftlichen Kontext entzogen werden, bleibt am Schluß nur noch die personalisierende und psychologisierende Tendenz, die sich aus objektiven politischen Bedürfnissen selbst genügt, wiewohl sie in der bei Baring sichtbaren Exklusivität selbst den Ansprüchen der bürgerlichen Wissenschaft zuwiderläuft. So ist es auch kein Zufall, daß die Darstellung die ursprünglichen theoretischen Absichten des Verfassers zu einem guten Teil zumindest Lügen straft. Die vorgegebene politologisch-historische Systematik, die sich in der Gliederung der Arbeit zunächst noch andeutet, hat keinen anderen als formalen Wert. Tatsächlich findet die Zuordnung der relevanten Entscheidungsinstanzen zur Außenpolitik Adenauers letztlich nurmehr unter dem Kriterium der individuellen Stärken oder Schwächen ihrer jeweiligen Agenten statt. In zahlreichen biographischen Exkursen, deren extensive Form in keinem vernünftigen Verhältnis zu ihrem kontextualen Informationswert steht, verkommt die vorgegebene Erklärungsabsicht, während sie zu weitgehender Disfunktionalität der Darstellung führt. Die Charakterbilder, die Baring — meist in der Manier eines biederen Feuilletonismus — von den Zuarbeitern Adenauers wie Blankenhorn (15 f.), Hallstein, Lenz (8 f.), Globke, von Eckart (45 f.: „Er parlierte, kombinierte, jonglierte.“) und von seinen potentiellen Kontrahenten wie den Gewerkschaftsführern Böckler (194 f.: „Der hoch aufragende alte Mann . . . konnte durchaus mit der Faust auf den Tisch hauen.“) und Fette (199: „Von mittlerem Wuchs, beinahe zierlich . . .“) zeichnet, sind genauso drastische Zeugnisse für das verkümmerte Problembewußtsein des Verfassers wie seine weitschweifige Charakterisierung Adenauers (48 ff., S. 66:

„Nicht von Figur, doch im Wesen war Adenauer weniger Don Quijote als Sancho Pansa.“): sie alle sollen die Dominanz von Personal-konstellationen gegenüber objektiven Macht- und Herrschaftsverhältnissen suggerieren. (Die von Baring explizierte Annahme, derzufolge die Niederlage der Gewerkschaften in der Mitbestimmungsfrage vor allem der geringen Robustheit des damaligen Vorsitzenden Fette zuzuschreiben ist, enthält aus diesem Grund jedoch auch eine Zumutung an den problembewußten und informierten Leser.) Ironischerweise ist es allerdings gerade dieser Interpretationszug, der zu einer — bei Baring verständlicherweise unfreiwilligen — Systemkritik führt.

So ist zum Beispiel jener Teil der Analyse, der sich mit der eindeutigen politischen Funktionalisierung — im Grunde sogar rigiden Manipulierung — des Bundesverfassungsgerichts in der Wiederbewaffnungsfrage zumindest durch die Bundesregierung und den Bundespräsidenten beschäftigt (224 ff.), ohne weiteres geeignet, die Wirklichkeit des Gewaltenteilungsprinzips als bloße Fiktion erscheinen zu lassen. Und die Darstellung, die sich mit der Willensbildung im Bundesrat zum gleichen Problem befaßt (268 ff.), stellt im Grunde einen der denkbaren empirischen Bezugsrahmen für eine entschiedene Föderalismus-Kritik her. Wenn diese und ähnliche Kritiken zwar überall evident, jedoch nirgends offen ausgesprochen sind, so hängt dies einerseits mit den erwähnten Grundannahmen Barings und andererseits mit seiner Reproduktion des Adenauerschen Selbstverständnisses zusammen. Diese Unzulänglichkeit hat jedoch auch ihr Gutes: sie legt nochmals eindringlich die Umkehrung der traditionellen Fragestellungen nahe. Ist die deutsche Nachkriegsgeschichte in der bürgerlichen Historiographie bislang fast durchweg auf die konstitutiven Qualitäten der Adenauer-Politik hin befragt worden, so wird man nunmehr endlich einmal auf umfassendere Weise, als dies bisher in Detailanalysen geschehen ist, die gesellschaftlichen und außenpolitischen Verhältnisse zu eruieren haben, die „Adenauer und seine Folgen“ möglich machten oder gar als Verkörperung historischer Logik erscheinen ließen.

VII

von Schubert, Klaus: *Wiederbewaffnung und Westintegration.* Die innere Auseinandersetzung um die militärische und außenpolitische Orientierung der Bundesrepublik 1950 bis 1952. Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Nr. 20. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1970 (216 S., br., 9,80 DM).

Von ihrer Thematik her läßt diese Studie die Erwartung aufkommen, es könne sich dabei um einen wichtigen historiographischen Beitrag zum Verständnis der gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit der Bundesrepublik handeln; denn das Problem der Wiederbewaffnung, das in der bundesdeutschen Literatur

zur deutschen Nachkriegsgeschichte mit wenigen Ausnahmen bisher nur cursorisch behandelt²⁵ und nur selten auf seine langfristigen historischen Implikationen befragt wurde, gehört — zumal in seiner innenpolitischen Dimension, die Schubert vor allen Dingen erschließen will — zu den Schlüsselfragen der westdeutschen Entwicklung während der vergangenen zwanzig Jahre. Dieses Problem ist deshalb so relevant, weil seine konkrete Lösung durch die Koalitionsregierung unter Adenauer eine Vielzahl außenpolitischer und gleichzeitig auch sozialer Optionen definitiv verklammerte oder völlig aus dem Bereich der geschichtlichen Möglichkeiten ausgrenzte. Wie vorrangig sich der Wert der historiographischen Aufarbeitung gerade eines so bedeutsamen Komplexes im Sinne kritischer geschichtswissenschaftlicher Ansätze nach ihren ideologischen Prämissen bemißt, exemplifiziert die Lektüre dieser Monographie jedoch zum Nachteil der positiven Erwartungen, die man im Bewußtsein einer spürbaren Lücke in der Geschichtsschreibung zunächst an sie herantragen mag. Es ist ein vergleichsweise differenzierter Antikommunismus, der dem Verfasser eine idiographische Methodik und ein auf singuläre Entscheidungskonstellationen verkürztes Problembewußtsein abnötigt.

Dieser Sachverhalt drückt sich im Grundtenor der Schrift aus, deren zentrale These nichts anderes besagt, als daß die Westintegration der Bundesrepublik, wie sie vornehmlich im Zuge der Remilitarisierung zustande kam, letztlich doch der historischen Logik des Weltmachtantagonismus entsprach. Da Schubert die — auf eher exklusive denn komplementäre Weise — westorientierte Politik Adenauers und der CDU, die faktisch schon in deren frühesten programmatischen Erklärungen veranlagt war²⁶, nur bedingt als Kon-

25 Und dies auch nur unter äußerst fragwürdigen wissenschaftlichen und politischen Prämissen, etwa von Fritz Kopp, *Chronik der Wiederbewaffnung in Deutschland*, Köln 1958, sowie von Norbert Tönnies, *Der Weg zu den Waffen. Die Geschichte der deutschen Wiederbewaffnung 1949—1957*, Köln 1957. Eine gewisse Ausnahme macht Gerhard Wettig, *Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943 bis 1955. Internationale Auseinandersetzungen um die Rolle der Deutschen in Europa*, München 1967, der jedoch im Gegensatz zu Schubert auf die außenpolitischen Aspekte und Voraussetzungen der Remilitarisierung in Westdeutschland abhebt.

26 Was speziell die frühzeitige Festlegung Adenauers auf einen deutschen Westkurs anbetrifft, vgl. Schwarz, *Vom Reich zur Bundesrepublik*, S. 425 ff. Authentisch dazu die Lagebeurteilung, die Adenauer in einem Schreiben vom 31. Oktober 1945 an den damaligen Duisburger Oberbürgermeister Weitz verfaßte; vgl. Adenauer, *Erinnerungen, 1945—1953*, S. 35. Dafür spricht u. a. — indirekt — im übrigen auch die Tatsache, daß Adenauer schon vor 1949 über den christlich-demokratischen Flügel der Europabewegung, die *Nouvelles Equipes Internationales* (NEI), ausschließlich enge Westkontakte herstellte, deren politisch-ideologische Implikationen einsichtig sein dürften. Dazu — neben einer Vielzahl allgemeinerer Hinweise in der zeitgenössischen, vor allem propagandistischen Literatur: z. B. A. T. Bouscaren, *The European Christian Democrats*, in: *The Western Political Quarterly*, Vol. II, No. 1, 1949, S. 59 ff. — Baring, a.a.O., S. 32 f.,

tinuum und schon gar nicht als Korrelat restaurativer gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen zu begreifen vermag, kann er den Ausbruch des Koreakriegs im Sommer 1950 als äußere Wendemarke für neue politische Dispositionen in der Bundesrepublik bestimmen (26, 184). Von diesem Zeitpunkt an — so vermutet der Verfasser — dominierten notwendigerweise sicherheitspolitische Erwägungen in der außenpolitischen Diskussion der deutschen Parteien. Intensiviert durch das Verlangen der westlichen Alliierten nach einem Beitrag der Bundesrepublik zum Verteidigungspotential der „freien Welt“ (38 ff.), führten diese Erwägungen und die präventiven Entscheidungen, die ihnen auf inter-gouvernementaler Ebene bis zur Paraphierung des EVG- und Deutschlandvertrags 1952 in kürzester Frist folgten, zu schwerwiegenden Zielkonflikten zwischen den Polen der atlantisch-europäischen und der gesamtdeutschen Option.

Hier zeichnet der Verfasser zwar die entscheidende Kontroverse um den Katalog außen- und deutschlandpolitischer Prioritäten nach, die von 1950 bis 1952 zwischen den Regierungsparteien und der SPD ausgetragen wurde (u. a. 42—48); und er registriert auch die Pläne der innerparteilichen Dissidenten Heinemann und Pfeleiderer (45 f., 136 f., 144, 172), um dann — gegen sonstige historiographische Usancen — den neutralistischen Konzeptionen von Noack²⁷ bis zur rechtsradikalen „Bruderschaft“ ein gesondertes Kapitel zu widmen (125 ff.). Dies alles dient jedoch nur dem Zweck, Adenauers „Politik der Stärke“ trotz mancher vager Vorbehalte im günstigen Licht eines geschichtskonformen Pragmatismus erscheinen zu lassen.

Es sind vor allem zwei Momente der Darstellung, in denen diese Tendenz zu einer gängigen Adenauer-Apologie durchscheint. Zum einen enthält sich der Verfasser einer wirklich konsequenten Kritik der „Politik der Stärke“, die in einem ersten Schritt den demagogischen und aggressiven Grundgehalt des programmatischen Junktims zwischen Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung enthüllen und in einem zweiten Schritt dessen ideologischen Bezugsrahmen freilegen würde, obwohl er immerhin auf den innenpolitischen Formierungseffekt dieser Politik verweist; und zum anderen gelingt ihm trotz einer bemerkenswert unüblichen Diskussionsbereitschaft kein differenziertes Urteil über die sowjetische Außenpolitik. Obwohl er die innerdeutsche Auseinandersetzung um die sowjetische Entspannungsinitiative vom 10. März 1952 in ungewöhnlicher Breite rekonstruiert (165—175) und insofern schon formal die Hoffnung auf ein notwendiges Maß an historiographischer Divergenz bestärkt, schließt er sich letzten Endes doch der sattsam bekannten Interpretation der

364, sowie Schwarz, Konrad Adenauer, a.a.O., S. 510. Allgemeiner zu Adenauers frühen Kontakten mit der Europabewegung u. a. Kogon, Die Außenpolitik der Bundesrepublik, a.a.O., S. 85 f. Auch die Exegese der frühen CDU-Programme wirft in diesem Zusammenhang eine ganze Reihe von Gesichtspunkten ab.

27 Hier ergänzt Schubert die Darstellung von Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik, S. 355—384.

März-Note als eines vorerst letzten gezielten sowjetischen Störmanövers gegen die zu diesem Zeitpunkt bereits annähernd vollzogene Westintegration der BRD an (36, 146 f., 165). Jedes dieser Beispiele spricht auf seine Weise für eine ungebrochene antikommunistische Befangenheit.

Deshalb hebt sich die Arbeit von Schubert auch nur in formaler Hinsicht positiv von thematisch vergleichbaren gängigen Publikationen ab. Zwar referiert der Verfasser augenscheinlich mehr, als daß er analysiert, um angesichts der in der Darstellung selbst ausgewiesenen Alternativkonzeptionen zum Westkurs der Bundesrepublik nicht mit seinen eigenen ideologischen Präferenzen ins Gedränge zu kommen. Die beachtliche Informationsqualität einiger Darstellungsteile — insbesondere der Beschreibung neutralistischer Ideen und Entwürfe — bleibt von dieser Tendenz jedoch weitgehend unberührt. Hinzu kommt, daß ein sorgfältig gearbeiteter Anmerkungsapparat und ein umfassender bibliographischer Anhang die weitere — kritische — Auseinandersetzung mit dieser wichtigen Thematik erleichtern.

VIII

Krause, Fritz: Antimilitaristische Opposition in der BRD 1949 — 1955. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1971 (185 S., br., 7,50 DM).

Sowohl vom ideologischen Ansatz wie auch von der Methodik her gehört die Arbeit von Krause zu den Raritäten innerhalb der Historiographie zur deutschen Nachkriegsgeschichte; verzichtet sie doch zugunsten ausgeprägter sozialgeschichtlicher Aspekte auf die exklusive Darstellung der internationalen Staatsaktionen. Tatsächlich wurden Themen wie das in der vorliegenden Studie bearbeitete von der bürgerlichen Geschichtswissenschaft bislang entweder aus Mangel an entsprechenden theoretischen und methodischen Kategorien ausgespart oder aus Gründen politischer Opportunität bewußt tabuisiert. Der Versuch Krauses, diesem folgenschweren Umstand an entscheidender thematischer Stelle abzuwehren, bestimmt partiell schon vorweg den politischen und wissenschaftlichen Wert seiner Arbeit. Daß ein historisches Faktum wie der massive Widerstand relevanter gesellschaftlicher Kräfte gegen die Remilitarisierung²⁸ und die Westintegration der BRD samt ihrer restaurativen innergesellschaftlichen Implikationen zu Beginn der fünfziger Jahre unbedingt der Rezeption bedarf, sofern sich ein historisch-kritisches Verständnis für die

28 Hierzu sei nur angemerkt: „Meinungsumfragen zeigten, daß die öffentliche Meinung in Westdeutschland eindeutig gegen eine Wiederaufrüstung war. Bei verschiedenen Meinungsumfragen stellte man fest, daß der Anteil derjenigen, die eine Wiederaufrüstung ablehnten von 45 % im Herbst 1950 bis 50 % Anfang 1951 anstieg; nur 22 bis 26 % der Befragten waren für eine Wiederaufrüstung.“ S. Lewis, J. Edinger, Kurt Schumacher, Persönlichkeit und politisches Verhalten, Köln/Opladen 1967, S. 325.

soziale und politische Wirklichkeit des gegenwärtigen Systems etablieren soll, geht aus der Lektüre dieser Monographie zweifelsfrei hervor. Die Arbeit hat auch den Vorzug, daß sie das Kausalverhältnis zwischen einseitigen außenpolitischen Optionen und sukzessiver Entdemokratisierung, das bisher in der Regel allenfalls vage vermutet wurde²⁹, an einer Reihe ausgewählter und illustrativer Beispiele empirisch erfaßt³⁰.

Im einzelnen beschreibt und analysiert Krause die unterschiedlichen Qualitäten und Formen der Opposition gegen die Remilitarisierung der BRD, wobei er auch deren jeweilige taktische Probleme berücksichtigt, die sich mit dem Übergang von der anfänglich strikten Geheimhaltung bzw. Dementierung der Wiederbewaffnungspläne durch das Kabinett Adenauer (22 ff., 39, 43) zur offenen Repression gegen ihre Kritiker (z. B. 119) wandelten. Der historiographische Akzent, den der Verfasser dabei auf die Manifestation des speziell von der Arbeiterklasse ausgehenden antimilitaristischen Widerstands legt, ist einerseits durch die entsprechende Informationslücke in der bürgerlichen Literatur und andererseits durch den tatsächlichen historischen Stellenwert eben dieses oppositionellen Potentials gerechtfertigt. (Die wenigen Darstellungen, die das Problem der antimilitaristischen Opposition in der Bundesrepublik — ohnehin nur im Rahmen der allgemeinen Wiederbewaffnungsproblematik kursorisch — behandeln, haben das Bild in aller Regel zugunsten der negativen Reaktionen bestimmter bürgerlicher Kreise auf die Wiederaufrüstungspläne der Regierung Adenauer verzeichnet³¹. Hier schien eine historiographische Korrektur schon seit längerem angezeigt.)

29 Vgl. dazu u. a. z. B. Ralf Dahrendorf, *Deutsche Gesellschaft im Wandel*, in: Hans-Joachim Netzer (Hrsg.), a.a.O., S. 242.

30 So etwa an Hand des Faktums, daß die Verwirklichung der Sozialisierungspostulate, die Art. 41 des in Hessen am 1. Dezember 1946 zur Abstimmung gestellten Verfassungsentwurfs enthielt, von der amerikanischen Besatzungsmacht systematisch hintertrieben wurde (8). Ferner am Zusammenhang zwischen dem Verbotsantrag gegen die KPD vom 22. November 1951 und der Wiederbewaffnung bzw. Westintegration (118), sowie vor allen Dingen am unmittelbaren Konnex zwischen dem rüstungswirtschaftlich bedeutsamen funktionalen westeuropäischen Zusammenschluß innerhalb der Montanunion und der Verabschiebung des reaktionären Betriebsverfassungsgesetzes (123). Zwar finden sich in der historiographischen Literatur der vergangenen Jahre bereits eine Reihe von Ansätzen zur Analyse des Zusammenhangs zwischen außenpolitischen Konstellationen und gesellschaftlicher Verfassung. So etwa bei Theo Pirker, *Die SPD nach Hitler. Die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1945—1964*, München 1965, etwa S. 72 f., sowie bei Eberhard Schmidt, *Ordnungsfaktor oder Gegenmacht. Die politische Rolle der Gewerkschaften*, Frankfurt/M. 1971, etwa S. 27, die neben einer Reihe vergleichbarer Darstellungen z. B. den Zusammenhang zwischen Marshallplan und privatkapitalistischer Restauration thematisieren. Systematische Untersuchungen zum Gesamtkomplex stehen indes noch aus.

31 So mit gewissen Einschränkungen hinsichtlich seiner kurzgefaßten Darstellung der KPD-Position etwa Schubert, a.a.O., passim.

Das Fazit, zu dem Krauses Studie gelangt, deckt sich weitgehend mit den Ergebnissen aller methodisch vergleichbaren Analysen. Demnach hatte der antimilitaristische Widerstand, der sich von der politisch diffusen, vornehmlich pazifistisch inspirierten „Ohne-uns-Bewegung“ (41 ff.) über die radikaldemokratisch und plebiszitär orientierten Volksbefragungsaktionen des Jahres 1951 (44 ff., 72 ff.) und die Verweigerung der sogenannten „Panzerschichten“ (62 ff.) bis hin zu Warnstreiks und Massendemonstrationen (u. a. 128 ff.) zunächst strategisch konsequent entfaltete, ursprünglich gute politische Erfolgchancen. Da jedoch die damalige Gewerkschaftsführung und der SPD-Vorstand trotz vereinzelter, meist unter dem Druck der jeweiligen Mitgliedschaft entstandener Protestdeklamationen gegen die Wiederbewaffnung eine eindeutig opportunistische Politik verfolgten, die nach und nach die programmatische Diskrepanz zum außenpolitischen Kurs Adenauers einebene, war dieser Widerstand innerhalb kurzer Zeit paralysiert³². Hinzu kam, daß die permanente anti-kommunistische Indoktrination, die — von den sozialdemokratischen Führungsorganen maßgeblich mit getragen — während dieser Jahre ihren ersten Höhepunkt erreichte, die hoffnungslose Isolierung der antimilitaristischen Opposition unmittelbar begünstigte.

Obwohl gerade die Einsicht in den ersten dieser beiden Zusammenhänge, die Erkenntnis der ursprünglichen Potenz des antimilitaristischen Widerstands, Anlaß dazu sein könnte, sein Ausmaß und seine Formen zugunsten politisch motivierter historischer Fiktionen unangemessen zu stilisieren — diesen Eindruck gewinnt man bei der Lektüre punktuell dort, wo der Verfasser qualitativ wie auch quantitativ äußerst begrenzten Widerstandsaktionen einen zu großen systematischen Stellenwert beimißt —, stimmt das Resümee der vorliegenden Analyse doch eher skeptisch.

Daß Krause in der Art einer historischen Fallstudie die Mechanismen von Integration und Deformation aufweist, denen sowohl die westdeutsche Gewerkschaftsbewegung als auch die Sozialdemokratie frühzeitig unterlagen, macht sein eigentliches historiographisches Verdienst aus. Unter diesem Aspekt stellt die Arbeit indirekt zweifelsohne auch einen wichtigen Beitrag zur antikapitalistischen Strategie dar.

32 Zur verselbständigten, massenfeindlichen Politik der Gewerkschafts- und SPD-Führung während dieser Jahre auch Pirker, *Die SPD nach Hitler*, S. 134 ff., insbesondere S. 148 ff. Speziell zur Divergenz in der Frage des deutschen Wehrbeitrags zwischen Gewerkschaftsspitze und organisatorischer Basis ders., *Die blinde Macht, Die Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland*, 1. Teil, 1945—1952, München 1960, S. 233 ff. Dazu auch Schmidt, *Ordnungsfaktor oder Gegenmacht*, S. 53 ff.

Alf Lüdtke

Zur Kontinuitätsfrage

Schwierigkeiten mit Konzeption und Methode

I.

Die Frage nach der Kontinuität von Bismarck zu Hitler ist eine der fruchtbarsten Provokationen für die Geschichtswissenschaft geworden. Das hat freilich seine Zeit gedauert, besonders in der Bundesrepublik. Die altliberal-konservativen Restaurateure des Wissenschaftsbetriebes um Gerhard Ritter und Hans Rothfels hatten die Frage ganz wörtlich genommen und damit entschärft. Es bedarf keines längeren Kommentars, daß der Blick auf die Deszendenz der Führer, der Ideen und Institutionen das Entscheidende im Dunkeln läßt: Die sozialen wie ökonomischen Bedingungen und Funktionen ihrer Herrschaft. Eine These, die die funktionale Kontinuität junkerlich-autoritärer, cäsaristisch-militärstaatlicher, vor-, früh- und „voll-“faschistischer Herrschaft in Deutschland bei aller materialer Variabilität behauptet, war jenseits des politischen wie methodischen Horizonts. Hier wirkte nicht zuletzt Meineckes Schrift von der „deutschen Katastrophe“ prophylaktisch. Seine Behauptung, das NS-Regime sei in hohem Maße „zufällig“ und „singulär“¹ — übrigens ungeachtet eigener Einsichten in den durchgehenden preußisch-deutschen Militarismus! —, wurde rasch kanonisiert.

Im Banne der angeblichen „deutschen Rehabilitierungsaufgabe“ (Rothfels) bemühte sich die beamtete Historie, die kontinuierliche Realität eines „anderen“, d. h. „humanen“, „menschlichen Grundwerten“ etc. etc. verpflichteten „eigentlichen“ Deutschland außer Zweifel zu setzen². Wiederum ist Meinecke der Protagonist gewesen; er formulierte das methodische Paradigma, das nicht nur die zitierte Singularitätsthese, sondern auch die einer „positiven“ Kontinuität ermöglichte. Bereits in der genannten Broschüre bediente er sich des Schemas eines unaufhebbaren Dualismus „guter“ (im bildungsbürgerlichen Verstande von Humanität) versus „böser“ Tendenzen — mit dem er einen iterativen Prozeß beschrieben sehen wollte —, ein Konzept, das das bürgerliche Entsetzen vor den neuzeitlichen „Vermassungstendenzen“ (also auch vor der egalisierenden Komponente des deutschen Faschismus) tradierte. Immerhin neutralisierte diese skeptische Wendung eventuelle konkrete Zweifel an der bisherigen Praxis, die organisatorische, personelle oder konzeptionelle Neue-

1 F. Meinecke: Die deutsche Katastrophe. Wiesbaden 1947, S. 138.

2 H. Rothfels: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Frankfurt/M./Hamburg 1958, S. 152.

rungen hätten provozieren können. Arbeitsteilig war ein recht ungestörtes Weitermachen garantiert. Das gilt nicht nur für die Funktionsteilung zwischen „Wissenschaft“ und direkten Herrschaftsagenturen, sondern auch zwischen den Disziplinen bzw. den fachwissenschaftlichen Sparten.

Die Frage, ob sich nicht in dem Sukzess des faschistischen bzw. „nationalsozialistischen“ Deutschland (auch ein zünftiger Immunsierungsritus!) eine Konsequenz des neuzeitlichen Geschichtsprozesses unter den Bedingungen nachholender Industrialisierung — bei früh kapitalisiertem Agrarsektor in einer militärstaatlich polizierten Gesellschaft — zeigte, fiel zwischen die sorgfältig restaurierten Fächer- und Abteilungsgrenzen. Während die „Strukturen“ rekognoszierende „Sozialgeschichte“ in der Bundesrepublik faktisch eine kümmerliche Existenz fristete (Personalstellen, Forschungsmittel), erfreute sich die Geschichte von Verfassung (im C. Schmittschen Universal-Sinn) und politischer Ordnung, von parlamentarisch-rechtsstaatlichen Dogmen und Doktrinen, von Repräsentanten und Dämonen (Hitler, Goebbels, Himmler) öffentlichen Zuspruchs und staatlicher Gelder, besonders bei der Verbreitung der Arbeiten zur „nationalsozialistischen Machtergreifung“ oder zur „Entfesselung des Zweiten Weltkrieges“.

Das Kontinuitätsproblem wurde in diesen Arbeiten fast ganz ausgeklammert; Bracher³ z. B. verwies nur auf geistes- und ideologiegeschichtliche „Voraussetzungen“. Das einmalig Spezifische und Epochentypische des Faschismus hat dann in besonderer und — für ihn — fundamentaler Weise E. Nolte⁴ betont. Seine Versuche einer phänomenologischen Totalgeschichte blieben freilich in konventionell-trivialer Idiographie stecken.

Während in der Tradition der politisch-diplomatisch und der Ideengeschichte „Dämonie der Macht“ (G. Ritter), Hegemonialstreben (L. Dehio), „nationale Existenz“ oder „Strukturen“ des liberalen Parlamentarismus die Interessen bestimmten, konzentrierten sich die Historiker der sozialen Verfassungsgeschichte („innerer Bau gesellschaftlicher Verbände“, O. Brunner) auf das „technisch-industrielle Zeitalter“. Für beide Phänomenbereiche gemeinsame Grundbedingungen, die durchaus unter dem Titel der „Kontinuität“ zu behandeln wären — etwa Überproduktion, Konzentrationsbewegungen, Legitimations- und Sozialisationsprobleme, Partizipationstrends — blieben ausgespart. Kennzeichnend ist, daß in der maßgeblichen, programmatischen Schrift von Conze⁵ das Stichwort „Kapitalismus“ nicht fällt. Es überwiegt ein versimpeltes Amalgam von Schumpeterschem Optimismus — ob der rationalisierenden Effekte der Kapitalisierung — mit stoischem Pathos, das sich offensichtlich an Max Webers Äußerungen über die Unausweichlichkeit rigider, legitima-

3 K. D. Bracher: Die Auflösung der Weimarer Republik. 4. Aufl. Villingen 1964; vgl. ders.: Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus. Köln/Berlin 1969.

4 E. Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche. München 1963.

5 W. Conze: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters. Köln 1957.

tionsunsicherer Herrschaftsapparate in einer zunehmend egalitären Gesellschaft unter dem Vorzeichen kapitalistischer „Marktrationalität“ orientierte.

Methodischer Rettungsanker gegenüber der Versuchung, aus der Deskription des „inneren Baus“ gesellschaftlicher Zustände eine Analyse von Abhängigkeiten, ihren Kosten und Konsequenzen zu machen, blieb das Konzept der historischen Individualität. Wichtiger noch war der dezidiert statische Strukturbegriff, der in dieser Beziehung durchaus dem der französischen „Annales“-Gruppe entspricht. Die damit angedeutete Fragerichtung zielt auch in dieser Variante auf den subjektiv vermeinten Sinn (historisch) Handelnder. Sie übersieht nicht nur von vornherein die Frage nach einem „objektiven“ Sinn, sondern sucht sie als gänzlich inadäquat zu denunzieren. Damit war verhindert, daß aus dieser Front der Sozialgeschichte mehr als eine terminologisch modernisierte Sammlung von kultur- und geistesgeschichtlichen Daten wurde (prototypisch im Projekt „Begriffsgeschichte“, das von der Thyssen-Stiftung gefördert wird).

Die diskontinuierliche Kontinuität kapitalistischen Industriewachstums ist bis vor kurzem nur von einer Kleingruppe zum Ansatzpunkt geschichtswissenschaftlicher Arbeiten gemacht worden. Diese avancierteste Form von Sozialgeschichte ist personell bei der Westberliner „Historischen Kommission“ konzentriert (u. a. Projekt „Frühindustrialisierung“). W. Fischer, wohl der Haupt-Promotor, und O. Büsch haben kürzlich ihre Problemauffassungen skizziert⁶. Zur Kontinuitäts-Thematik ist für sie konstitutiv: Die affirmative, wohl immer noch von Schumpeter genährte Überzeugung, die kapitalistische Industrialisierung habe nicht nur Massenelend und -armut produziert, sondern biete auch weiterhin die optimale Chance, den „standard of living“ zu erhöhen — wobei das auch von bürgerlichen Sozialwissenschaftlern diskutierte Problem der „quality of life“ natürlich übergangen wird⁷. In concreto führt das zu einer ausschließlichen Fixierung auf Wachstums- und Konjunkturprobleme, Verteilung und Nutzung sind hingegen *ceteris paribus* bzw. erscheinen nur unter anderen diversen Folgen oder Bedingungen: „Kurzum, indem Industrialisierung das Sozialprodukt vermehrt und wirtschaftliches Wachstum hervorruft, vergrößert sie den ‚Kuchen‘, von dem alle sich herunterschneiden können, und selbst wenn der Anteil des einzelnen oder einer bestimmten Gruppe kleiner werden sollte, kann dieser prozentuale Verlust durch absolute Vergrößerung des Sozialprodukts mehr als gutgemacht werden“⁸.

6 W. Fischer: Ökonomische und soziologische Aspekte der frühen Industrialisierung. In: ders. (Hrsg.): Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme der frühen Industrialisierung. Berlin 1968, S. 1—20; O. Büsch: Industrialisierung und Geschichtswissenschaft. Berlin 1969.

7 Unzureichend auch die Kriterien der Versuche, die „soziale Mobilisierung“ (K. W. Deutsch) zu quantifizieren; vgl. W. Zapf/P. Flora: Zeitreihen als Indikatoren der Modernisierung... In: Polit. Vjschr. 12 (1971), S. 29—70.

8 W. Fischer: a.a.O., S. 5.

Immerhin betont man bei der Berliner Gruppe gegenüber dem „Arbeitskreis für Sozialgeschichte“ (Conze u. a.), daß Begriffsgeschichte nicht mehr genüge, um Fragestellungen zu entwickeln und zu präzisieren. Dementsprechend werden in Berlin Konjunktur- und Wachstumstheorien der partikularistisch-bürgerlichen Ökonomie mit großem Eifer bemüht. Auch das Ungenügen an der Interpretation nur des von den jeweiligen Zeitgenossen subjektiv vermeinten Sinnes wird verbalisiert; sollte jedoch das von Th. Nipperdey vorgeschlagene Erkenntnisziel einer „historischen Anthropologie“⁹ akzeptiert werden, ist von vornherein der Zugang zu objektiven sozio-ökonomischen Verhältnissen und Trends verstellt.

So unbefriedigend und vielleicht auch fatal es sein mag, eine Quersumme anzudeuten: Ganz offensichtlich tendiert die übergroße Mehrheit der Historiker gerade bei der Kontinuitätsfrage dazu, jenes wohl eher resignativ gemeinte Postulat H. Heimpels zur — jetzt — frisch-fröhlichen Maxime zu nehmen: Die Historie habe die Funktion, die Menschen mit ihrem Los zu versöhnen, dies sei „wie die Politik aus dem Zwang zum Zusammenleben der Menschen gefordert . . .“¹⁰. Die Kategorie des Therapeutischen, der Befreiung von bislang unbegriffenen traditionellen Bindungen wird auf charakteristische Weise verfehlt. Zugrunde liegt eine Disposition, die, aus dem quasi offiziellen Forschungsinteresse zu „verstehen“, besonders sensibel ist für Gefahren, die dem seit Jahrzehnten eingespielten Zusammenklang von Profit- und Machtinteressen drohen (die Nicht-Behandlung des Problems der „Massen“¹¹ ist dafür charakteristisch). Unter aktuellem Legitimationsdruck folgt daraus ohne vermittelnde Umwege schrankenlose Affirmation bestehender Verhältnisse — sofern sie nur den Historikern ihren Verstehens-Freiraum lassen: der sehr reale Zirkel ist geschlossen.

II.

Die Verschränkung von status-quo-Apologetik mit methodischer Dürftigkeit wurde Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre durch die Arbeiten von F. Fischer und I. Geiss zur sogen. „Kriegsschuldfrage“^{11a} von 1914 irritiert. Das „andere“ Deutschland erwies sich als

9 Vgl. Th. Nipperdey: Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, historische Anthropologie. In: Vierteljahresschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 55 (1968), S. 145—164.

10 H. Heimpel: Entwurf einer deutschen Geschichte. In: Die Sammlung 8 (1953), S. 405—415, S. 411.

11 Einen ersten, nur z. T. befriedigenden Versuch hat soeben R. Tilly vorgelegt: Popular Disorders in Nineteenth-Century Germany. In: Journal of Social History (1971), S. 1—40. 1972 erscheint in einem Sammelband (Hrsg.: C. Tilly/R. Tilly) ders.: Collective Violence in Germany, 1815—1930. Vgl. auch C. Tilly: Collective Violence in European Perspective. In: A. Graham, T. Gurr (eds): The History of Violence in America, New York 1969.

11a Vgl. F. Fischer: Griff nach der Weltmacht. 4. Aufl. Düsseldorf 1964 (HZ-Aufsatz 1959) (1. Aufl. 1961); ders.: Krieg der Illusionen. Düssel-

sehr viel weniger „anders“, als es der öffentlich sanktionierte Konsensus zulassen wollte und konnte. Von den beiden Autoren erstmalig verwandte Quellen machten es ganz eindeutig, daß exzessiver Expansionsdrang, Hinnahme bzw. Akzeptieren absoluter Konflikte und totale Negierung des politischen status quo durch Funktions- und Machteliten nicht gleichsam über Nacht 1933 einsetzten.

Methodisch war mit diesen vehement vorgetragenen Attacken auf die seit den 20er Jahren gegen Abweichler wie K. Kautsky, H. Kantorowicz oder A. Rosenberg von den nationalliberal-reaktionären Sozialisationsagenturen (Schule, Universität, auch Presse z. T.) unisono verfochtene Linie des „Hineinschlitterns“ wenig gewonnen. Denn die indirekte Bestätigung, die die Arbeiten der Fischer-Schule dem für die traditionelle Historie konstitutiven „ideal-observer“-Konzept¹² (B. Kuklick) gaben und geben, bestätigte nur die gängigen Verstehens- und „Erklärungs“-Modi. Das ganz offensichtliche Bestreben der genannten Arbeiten, durch einen gegenüber allem bisherigen „vollständigeren“ Datenkranz die höhere „Objektivität“ der Kategorisierungen und Schlußfolgerungen zu sichern, verfestigte einmal mehr die historistische Illusion, konkrete und situierte Interessen seien eine Vorform des Sich-in-Beziehung-Setzens, sie seien also durch intuitives Anempfinden zu eliminieren. Die Präsentation möglichst aller „Fakten selbst“ ist in dieser Sicht die einzige Chance, ein Verstehen zu ermöglichen, das der jeweiligen Individualität adäquat ist.

Die gerade aus dem Anspruch gesteigerter Objektivität von der Fischer-Schule überaus entschieden vorgetragenen Ergebnisse provozierten allerdings nur eine erneute Diskussion über die Legitimität der seinerzeitigen Politik — aber auch über die historische Legitimität des bundesrepublikanischen Machtkartells, das hier eine seiner ideologischen Stützen wegbrechen sah (vgl. das Verhalten der AA-Bürokratie bei Fischers Amerikareise!). Und auch gemessen an einer formalen Bestimmung des wissenschaftlichen Fortschritts in der Historie¹³ (Heimpel) trat man auf der Stelle. Es ging einmal mehr um „Schuld“ und nicht um Ursachen oder „Strukturen“. Diesem Problem-Lösung-Paradigma (Th. S. Kuhn) entsprach, daß als Elemente der Analyse Personen und „Eliten“ das Feld beherrschten; sie erschienen als alleinige Subjekte der Geschichte. Bedingungen, Restriktionen und Chancen, die das System der produktiven Kräfte erzeugte, kamen nur beiläufig zur Sprache. Auch die Arbeit von Helmut Böhme zur zweiten — und „eigentlichen“ — Reichsgründung

dorf 1969; I. Geiss (Hrsg.): Julikrise und Kriegsausbruch 1963/64; auch die quantifizierenden Perzeptions-Aktions-Analysen (am Beispiel 1914) im Rahmen des Stanford-Projekts (R. North u. ä.) ändern an der Dominanz traditioneller Interessen nichts.

12 Vgl. B. Kuklick: *The Mind of the Historian*. In: *History and Theory* 8 (1969), S. 313—331, bes. 319 f.

13 H. Heimpel: *Geschichte und Geschichtswissenschaft*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 5 (1957), S. 1—17, S. 8.

(des großpreußisch-militaristischen Reichs nach 1871) von 1879¹⁴ durch das Zusammengehen von Rittergut und Hochofen (— zunächst als Schutz-Allianz und Anti-Reichsfeind-Allianz unter dem Rezessions- bzw. Depressionsdruck nach 1873, vgl. H. Rosenberg¹⁵ —) brachte nur eine Erweiterung des Themenkatalogs. Immerhin, in dieser Diplomatiegeschichte des Handels dominierten nicht mehr „politische Machtinteressen“, sondern „Eisen und Kohle“, Profit- und Statusinteressen.

Die 1969 erschienene Arbeit H.-U. Wehlers über den (Sozial-)Imperialismus im „Bismarckreich“¹⁶ scheint als erste auch die methodologische Basis und das methodische Instrumentarium der status-quo-Abwehrstrategien zur Kontinuitätsfrage ernsthaft zu tangieren. Denn Wehlers Fragen versuchen, gesamtgesellschaftliche Ursachen und Wirkungskomplexe systematisch freizulegen. Zugleich trägt er dazu bei, mit einer theoretisch informierten Analyse von krisenhaftem kapitalistischem Industriewachstum in der Phase des beginnenden Konzentrations-Kapitalismus, von sozialem Wandel, kollektiven Psychosen sowie den Defensivstrategien „alter Eliten“ in einer ungleichmäßig „modernisierten“ Gesellschaft die Interdependenz dieser Prozesse zu demonstrieren — und damit die gängige Indifferenz-Annahme zu widerlegen⁷.

14 H. Böhme: Deutschlands Weg zur Großmacht. Köln/Berlin 1966.

15 H. Rosenberg: Große Depression und Bismarckzeit. Berlin 1967.

16 H.-U. Wehler: Bismarck und der Imperialismus. Köln/Berlin 1969. Ins Leere geht H. Böhmes Wehler-Kritik „Thesen zur Beurteilung... des deutschen Imperialismus“. In: W. J. Mommsen (Hrsg.): Der moderne Imperialismus. Stuttgart 1971, S. 31—59. Er unterstellt fälschlich die Konstruktion linearer Abhängigkeiten.

17 Wenn Wehler auch einen direkten Hinweis auf die vor allem von der DDR-Forschung vertretene These der zwei durchlaufenden Klassenlinien vermied, so hat er doch implizit die bundesdeutsche Historie mit Nachdruck auf diese Zuspitzung der Kontinuitätsfrage gelenkt. Die These der historischen Dialektik einer „fortschrittlich-revolutionären“ und einer „reaktionären“ Klassenlinie könnte eminenten heuristischen Wert für diesen Zusammenhang entfalten. Auch wenn sie nur als Trendaussage begriffen wird, läßt sich mit ihrer Hilfe nach den objektiven Funktionen politischer und sozialer Organisationen, Aktionen und Verhaltensmuster fragen, denn sie ist im Hinblick auf die tendenzielle Überwindung der kapitalistischen Gesellschaftsformation entwickelt. Freilich stehen Darstellungen aus, die in dieser Weise Entstehung und Wandel der industriekapitalistischen Klassen nicht nur im globalen Trend resümieren, sondern sie als Prozeß, d. h. in ihren realen Widersprüchen und Differenzierungen spiegeln. So entfaltet etwa die achtbändige „Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung“ (Berlin/DDR 1966) eine Perspektive, in der die Ambivalenzen der Anfangsphasen der Arbeiterbewegung mediatisiert werden. Das Ausmaß der Verflechtung mit kleinbürgerlich-ständischen Gruppen (die „nationale“ Komponente) wird bagatellisiert, die Frage der „notwendigen“ Durchsetzung der proletarischen Klassenlinie von Anfang an erscheint unter dem ausschließlichen Aspekt der strikten Kontinuität vom „Bund der Kommunisten“ bis zur SED. Die Ermahnung Ernst Engelbergs (ZfG 16 [1968], S. 1124, 1129 ff.), Klassen nicht als statische Gebilde zu begreifen,

Wehler orientiert seine Interpretation explizit an der Kontinuitätsproblematik, freilich jetzt mit dem Interesse, die vor- und frühfaschistischen Konstellationen, Einstellungen und Verhaltensweisen (in Anlehnung an H. Rosenberg) auf den Prozeß der kapitalistischen Industrialisierung unter den Bedingungen der „relativen (sozial-ökonomischen) Rückständigkeit“¹⁸ zu projizieren.

III.

Zwei Fragen müssen bei diesem Ansatz genügend beachtet werden. Das ist einmal das Problem des Modernisierungs- und Wachstums-„Drucks“¹⁹, sei es als exogener Anreiz (vgl. R. Bendix²⁰) bzw. Zwang oder als endogene Triebkraft des (inner-)gesellschaftlichen Prozesses (vgl. Wehler²¹). Damit verknüpft ist die Frage der relativen Stabilität von Gesellschaften, die auf spezifische Weise „partiell modernisieren“ (vgl. D. Rüschemeyer²²).

Der Topos der „Krise“ oder der „Instabilität“ ist offenbar in den Diskussionen um Theorie und Empirie des Sozialen Wandels im Zuge der Kapitalisierung und Industrialisierung ein Schlüsselement. Daß gesellschaftliche Veränderungen zumindest zeitweilig Individuen, Klein- und Großgruppen dazu provozieren, unerwartete, auch in den Folgen nicht kalkulierbare Verhaltensweisen anzukündigen und auch zu praktizieren, gilt als normal — nicht mehr nur im Rahmen einer marxistischen Kapitalismus-Analyse, sondern auch und vorzüglich bei der partikularistischen Soziologie des Sozialen Wandels bzw. von Development und Modernization. Relative Inkonsistenz gesellschaftlicher Beziehungen scheint notwendige Vorbedingung, aber auch unausweichliches Produkt von Modernisierungsvorgängen in der kapitalistischen Gesellschaftsformation zu sein; konkreter bedeutet

ist nicht nur ein indirektes Eingeständnis dieser immer wieder zu beobachtenden Verzerrung — sie könnte die Abkehr von solchen schematischen Fixierungen anzeigen. In der Forschungspraxis wird eine mögliche Entdogmatisierung jedoch erst eingelöst, wenn zur Erklärung des Revisionismus bis zum Ersten Weltkrieg oder des Faschismus und zur Rechtfertigung der KPD-Politik bis 1933 Agenten- und Verschwörungstheoreme als nicht mehr ausreichend erkannt werden. (Z. T. differenziertere Versuche in: H. Bartel [Hrsg.]: Die großpreußisch-militaristische Reichsgründung von 1871. 2 Bde. Berlin/DDR 1971).

18 A. Gerschenkron: *Economic Backwardness in Historical Perspective*. 2. Aufl. New York 1965 (1. Aufl. 1962); vgl. S. Kuznets: *Modern Economic Growth*. New Haven 1966.

19 W. W. Rostow: *Stadien wirtschaftlichen Wachstums*. 2. Aufl. Göttingen 1967 (amerikan. 1960).

20 R. Bendix: *Modernisierung in internationaler Perspektive*. In: W. Zapf (Hrsg.): *Theorien des Sozialen Wandels*. Köln/Berlin 1969, S. 505—512.

21 H.-U. Wehler: *Probleme der modernen deutschen Wirtschaftsgeschichte*. In: ders.: *Krisenherde des Kaiserreichs*. Göttingen 1970, S. 291—313, S. 408—430.

22 D. Rüschemeyer: *Partielle Modernisierung*. In: *Theorien des sozialen Wandels*, S. 382—398.

das z. B. diffuse Durchsetzungs- und Legitimationschancen für die Inhaber knapper Mittel und politischer Macht wie ungeklärte Möglichkeiten der Interessenartikulation und -realisierung für die Objekte von Macht und Herrschaft.

In der geschichtswissenschaftlichen Diskussion hat Wehler die *communis opinio* zugespitzt, die aus einer Reihe von Indizien auf die grundsätzliche, latente Krisenhaftigkeit des Gesamtprozesses der neueren deutschen Geschichte im Zusammenhang der Industrialisierung schließt. Zweifellos deuten vielfältige Einzelkrisen auf eine verschleppte Dauerkrise. Zu nennen sind soziale Instabilität und Disparität (etwa: Ostelbien, regionale Gefälle), weiterhin und vor allem die Konjunkturschwankungen und wirtschaftlichen Strukturkrisen (Juglarzyklen mit den Krisenjahren 1837, 1847, 1857, 1866 etc., depressive Abschwünge, so nach 1873 [Kondratieff-Kuznets-Zyklen] und in den 1920er Jahren), dann die Verschärfung und Überlagerung latenter und zunehmend manifester Klassenantagonismen, Kultur-, Status- und Nationalitätskonflikte, potenziert durch verharschte Subsystemaufgliederungen und soziokulturelle Ingroupfixierungen (vgl. M. R. Lepsius²³). Noch wenig geklärt sind die Wirkungen der internationalen Systemveränderungen unter den Bedingungen der internationalen Konkurrenz und partieller transnationaler Wirtschaftsverflechtungen, sowie des internationalen Klassenkampfes seit den 1920er Jahren²⁴.

Insgesamt liegt es nahe, die herrschenden Machtgruppen unter einem andauernden Pazifizierungszwang zu sehen²⁵. Sie hätten danach fortwährend reale und symbolische Kompensationen für die Beherrschten gesucht oder manipulativ konstruiert; W. Sauer hat die daraus resultierende Herrschaftstechnik als „Revolution von oben“ charakterisiert²⁶.

Demgegenüber bleibt immerhin zu prüfen, ob aus der Kontinuität nicht nur der krisenhaften Zuspitzungen und Eruptionen von den oppositionellen Regungen und Revolten des Vormärz bis zum Übergang zum Faschismus, sondern auch der sukzessiven Lösungen (und seien es auch Scheinlösungen gewesen) zwar nicht auf die unaus-schöpfliche Anpassungsfähigkeit der Profit- und Machtallianz zu schließen wäre, aber doch ihre relative Stabilität vermutet werden muß. Daß sich daraus Folgen für die Handlungs- und Erfolgchancen

23 M. R. Lepsius: Demokratie in Deutschland als historisch-soziales Problem. In: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Hrsg.: Th. W. Adorno. Stuttgart 1968, S. 197—213.

24 Vgl. Imperialismus-Diskussion, aber auch die der Internat. Beziehungen, bes. die Arbeiten von J. Rosenau.

25 Vgl. den allerdings nur in der Intention befriedigenden Vorschlag von A. J. Mayer: Dynamics of Counterrevolution in Europe, 1870—1960. New York 1971.

26 W. Sauer: Das Problem des deutschen Nationalstaates. In: Moderne deutsche Sozialgeschichte (Hrsg.: H.-U. Wehler). 2. Aufl. Köln/Berlin 1968, S. 407—36 (zuerst PVS 1962).

objektiv wie subjektiv systemverändernder Gruppen ergeben, ist wohl offenkundig.

Der entscheidende Punkt dieser These ist der Akzent, der auf die *stabilisierende* Funktion gelegt wird, die die Allianz halbfeudal-vorindustrieller mit kapitalistisch-„modernen“ Machtgruppen für die Sicherung des traditionellen Systems der Profit-, Macht- und Statusverteilung hatte. Demgegenüber erfaßt die Analyse von Umgruppierungen, Normen- und Verhaltensänderungen nur die subjektive Seite des Prozesses; deshalb dazu nur Stichworte²⁷: Etablierung der Allianz von „Rittergut und Hochofen“ Ende der 1870er Jahre, ergänzte und modifizierte die altpreußische Herrschaftsklasse im Zeichen des Bismarckschen „Solidarprotektionismus“. Im Industriebereich: Konzentrationsbewegungen seit den 1880er Jahren (Depression!), schwindende politische Durchsetzungsfähigkeit der Grundstoffindustrien nach dem Scheitern ihrer offenen „Katastrophenpolitik“ Mitte der 1920er Jahre; dem entsprach der wachsende Einfluß der taktisch wendigeren, verstärkt staatsinterventionistischen und US-Kapitalfeindlichen Gruppe IG-Farben-Siemens-Deutsche Bank. Die endgültige Faschisierung zerstörte die Allianz (Ausscheiden der Junker) und diskreditierte offene Repression und Expansion. Häufige Änderungen der Taktiken oder des äußeren Habitus („Verwirtschaftung“ der Parteien [S. Neumann], Verbandsbildung, Propaganda, Teilnahme an Wahlen), aber auch Konflikte zwischen den einzelnen Gruppen (etwa über formal oder informal empire) dürfen nicht über den pseudo-demokratischen und reaktionären Charakter derartiger Verfahren

27 Zum folgenden Abschnitt vgl. z. B. M. Stürmer (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland, Düsseldorf 1970; H. Rosenberg: Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse. In: Moderne deutsche Sozialgesch., S. 287—308; W. Fischer, P. Czada: Wandlungen in der deutschen Industriestruktur im 20. Jahrhundert. In: Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Berlin 1970, S. 116—65; Redaktionskollektiv (Hrsg.): Die bürgerlichen Parteien in Deutschland (Vormärz — 1945). 2 Bde. Leipzig 1968, 1970; D. Grosser: Vom monarchischen Konstitutionalismus zur parlamentarischen Demokratie. Den Haag 1970; D. Stegmann: Bismarcks Erben. Köln/Berlin 1970 (dort Verweis auf weitere verbandsgesch. Studien); J. Kocka: Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft. Stuttgart 1969; K. Schilling: Beiträge zu einer Geschichte des radikalen Nationalismus in d. Wilhelmin. Ära 1890—1909. Diss. Köln 1968; H. W. Koch: Die Rolle des Sozialdarwinismus als Faktor im neuen Imperialismus um die Jahrhundertwende. In: Zeitschr. f. Politik 17 (1970), S. 51—70; voraussichtl. 1972; H.-U. Wehler: Das Kaiserreich 1871 bis 1918. Göttingen; K. Gossweiler: Großbanken, Industriemonopole, Staat. Berlin/DDR 1971; in Arbeit befindl. Studien zu Taktiken und Ideologien großindustrieller Gruppen, vgl. die Skizze von G. D. Feldman: The Social and Economic Politics of German Big Business, 1918—29. In: American Histor. Rev. 75 (1969/70), S. 47—55; W. Sauer: Nationalsocialism: Totalitarianism or Fascism? In: Am. Histor. Rev. 73 (1967/68), S. 404—24; K. Hildebrand: Vom Reich zum Weltreich. Düsseldorf 1969; zu sehr Intention und zu wenig Funktion thematisierend: A. Hillgruber: Kontinuität und Diskontinuität in der Außenpolitik von Bismarck zu Hitler. Düsseldorf 1969.

und Ziele hinwegtäuschen. Zu beachten bleibt, daß Konjunkturreinbrüche und die Wahl- und Streik(teil-)erfolge der Sozialdemokratie die zunächst latente Interessenidentität organisationsfähig machten; eine völlige Domestizierung der strukturbedingten Widersprüche zwischen Agrar-, Industrie- und Finanzgruppen gelang jedoch nie. Vermittlungsglieder wurden nationalistische und sozialdarwinistische Stereotype. Ihre zögernde Übernahme durch die junkerlichen Allianzpartner markiert das stetige Vorrücken der Bourgeoisie im organisierten Hochkapitalismus. Wertsystem und Verhaltensmuster dieser Bourgeoisie waren allerdings zuvor feudalisiert worden.

Offensichtlich hängt die Anpassungsfähigkeit des deutschen Wirtschaftsbürgertums wesentlich mit der Beharrungskraft des militär-agrarischen Komplexes in Preußen zusammen. Gestützt auf Boden- und Finanzreserven aus Bodenregulierungen, Gemeinheitsteilungen und Dienstablösungen konnte mit Extensivwirtschaft bis in die 1860er Jahre die krisenhafte Agrarpreisentwicklung balanciert werden²⁸. Die bereits im 18. Jahrhundert begonnene Marktorientierung wurde durch die Diktaturversuche der Bürokratie²⁹ im Zuge der Formierung und Mobilisierung nach der militärischen Niederlage von 1806 beschleunigt. Der von Lenin skizzierte „preußische Weg“ der Agrarkapitalisierung war damit endgültig betreten worden — mit seinen drückenden Folgen für die unmittelbar betroffenen Bauern, die als gutsbetriebliche und zunehmend als industrielle Tagelöhner Gutswirtschaft im Osten und seit den 1830er Jahren (Mottek)³⁰ sprunghaft beschleunigte Industrialisierung im Westen ermöglichten.

Im Bereich der politischen Herrschaftsausübung und -sicherung verfiel der Emanzipationsanspruch der Bürokratie aus den Reformjahren unter der rasch zunehmenden Perzeption des „sozialen Krieges“ zwischen Kapital und Arbeit; dieser Antagonismus überwucherte seit den 1820er Jahren (dem Ende der industriellen Vorbereitungsphase, vgl. H. Mottek) mehr und mehr die ständischen Schranken zwischen Adel und Bürgertum sowie zwischen Zivil und Militär. Das Modell der administrativen „Festungspraxis“³¹, das sich bei der Tumultregelung gegenüber den — jeweils ganz begrenzten — unterständischen Artikulationsversuchen seit den 1820er Jahren einspielte, markiert zugleich die Neuformierung der seit Ende des 18.

28 H. W. Gr. F. von Finckenstein: Die Entwicklung der Landwirtschaft, 1800—1930. Würzburg 1960.

29 Vgl. E. Kehr: Zur Genesis der preußischen Bürokratie und des Rechtsstaats. Ein Beitrag zum Diktaturproblem. In: ders.: Der Primat der Innenpolitik. Hrsg.: H.-U. Wehler. 2. Aufl. Berlin 1970, S. 31—52 (zuerst 1932).

30 H. Mottek: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Bd. 2, 2. Aufl. Berlin/DDR 1969, S. 76, S. 130 ff.

31 D.h. die Orientierung der Beamten an militärisch interpretierten Kriterien von „Ruhe und Ordnung“, verbunden mit der zunehmenden Bereitschaft, von vornherein den Militärs das „Superarbitrium“ und damit die Definition der Situation zu überlassen, wobei die lokalen Kommandeure nicht selten kräftig nachhelfen.

Jahrhunderts erschütterten Herrschaftsklasse, d. h. die Einbeziehung der überwiegenden Mehrheit der politisch „Liberalen“, also der Bourgeoisie, der Bürokratie und des Bildungsbürgertums in den traditionellen agrar-militärischen Komplex; 1848/49 wurde diese Allianz nur manifest.

Die im Zuge bürgerlicher und dann proletarischer Emanzipationsversuche wachsenden Legitimationsbedürfnisse der Profit- und Machtallianz konnten durch die Koppelung von Spannungsablenkung nach außen und Konsensbildung im Innern bis in die 1930er Jahre immer wieder befriedigt werden. Zu nennen sind: Der Patriotismus der sogenannten Befreiungskriege; die „rote Gefahr“, beginnend in den späten 1820er Jahren, vermischt mit Antisemitismen; „Erzfeind-“ und Wacht-am-Rhein-Bewegung um 1840 mit Anfängen des Sozialmilitarismus³², der in den 60er und 70er Jahren offenes Leitmotiv wurde; ab den 70er Jahren „Reichsfeind-“Hetze und pseudo-bonapartistischer Sozialimperialismus; über die Miquelsche Sammlungspolitik nach 1896 die Wendung zur cäsaristischen Flotten- und Weltpolitik; in den 1920er Jahren die Revisionismusfront, die unschwer für das „germanische Reich deutscher Nation“ zu gewinnen war. Vor allem blieb bis zum Faschismus die polizei- und militärstaatliche Reglementierung im Sinne der „Festungspraxis“ unangefochtener Standard des Herrschaftsapparats, aufgehoben im Institut des „Belagerungszustands“. Die darin kodifizierte Verzahnung mit den Interessen der Militärs gab hasardierenden politischen Führungen den Rückhalt, sich in der — in einzelnen Problem-Arenen unterschiedlichen — Kooperation mit den Wirtschaftsinteressenten zu behaupten und gleichzeitig das herrschende Verteilungssystem über alle akuten Spannungsverschärfungen zu retten. Die enge Verzahnung der Systemsicherung mit Mythos und Interessen des Militärs konturierte somit den Interessenausgleich der übrigen Allianz-Partner. Die „Erfolge“ dieses Arrangements disponierten dauerhaft dazu, auf eine „force in being“ zu vertrauen. Dabei ist wesentlich, daß diese Disposition auch den „déclassés“, wie Bauern und Angestellten, vermittelt wurde, so daß Ansätze eines Klassenbewußtseins bei diesen für die Faschisierung strategischen Gruppen entweder nie entstanden oder bald verflogen.

IV.

Diese notgedrungen ganz abstrakten Andeutungen sollen hier nur dazu dienen, die Fragen nach der Umgruppierung der Herrschafts-

32 Zum folgenden vgl. H. Boldt: Rechtsstaat und Ausnahmezustand. Berlin 1967; M. Stürmer: Staatsstreichgedanken im Bismarckreich. In Historische Zeitschr. 209 (1969), S. 566—615; H. Herbell: Staatsbürger in Uniform, 1789—1961. Berlin/DDR 1969; als Materialsamml. nützlich: R. Höhn: Die Armee als Erziehungsschule der Nation. Bad Harzburg 1963; K. Saul: Der „Deutsche Kriegerbund“. In Militärgesch. Mitteil. 2 (1969), S. 95 ff.; H.-U. Wehler: Vom „Absoluten“ zum „Totalen“ Krieg oder von Clausewitz zu Ludendorff. In ders.: Krisenherde..., S. 85—112; V. R. Berghahn: Der Tirpitz-Plan, Düsseldorf 1971.

allianzen und ihrer taktischen Flexibilität etwas anders als bisher zu akzentuieren. Denn die — gängige — Betonung der reaktiven Komponente im Verhalten der Funktionsebenen und Machtgruppen, als Folge zunehmenden „Drucks“ der gesellschaftlichen Bewegung, der Industrialisierungskrisen oder exogener Modernisierungszwänge, verkennt und übersieht die Veränderungen und Aktivitäten, die weniger der Anpassung oder Defensive als der Realisierung spezifischer Wert- und Zielvorstellungen dieser Eliten und Gruppen dienen sollten. So erscheint bei den Standards der Bürokratie die hier seit den späten 1820er Jahren geübte „Festungspraxis“ aus der Krisenperspektive zu sehr als Indiz einer ausweglosen Lage ihrer Träger. Und so sehr dies à la longue den geschichtlichen Trend zutreffend bezeichnet — zugleich wird damit nur die eine Seite des Prozesses erfaßt. Zu kurz kommen die Chancen, durch undifferenziert-repressive Mittel Macht und Einfluß nicht nur zu behaupten, sondern auch z. B. gesellschaftliche Wertvorstellungen dauerhaft zu imprägnieren („Feudalisierung“, Reserveoffizier). Überdies belegen Hinweise auf die vielfältigen Integrationstechniken (die eben auch die erwähnte Revisionsfront in der Weimarer Republik umfaßten) in dieser Hinsicht einen relativen Variationsreichtum der herrschenden Gruppen. Diese Flexibilität der Kontroll- und Ablenkungstechniken bestätigt mindestens ebenso sehr die Vermutung der Stabilität dieses preußisch-deutschen Machtarrangements „der Diagonale“, wie sie auf latente und offene Konflikte schließen läßt, also auch für die „Krisenhaftigkeit“ spricht. Und selbst wenn man davon ausgeht, daß immer extensivere Verfahren der Spannungsableitung versucht werden mußten, um „massenhafter“ Eigenaktivität vorzubeugen, so daß der Spielraum der Herrschaftsgruppen stetig schrumpfte, bedeutet das zugleich, daß *vor* diesem wohl unausweichlichen Kollaps die Stabilität dieser spezifischen „großpreußischen Allianz“ nachdrücklich gestärkt wurde.

Die administrative „Festungspraxis“ wäre somit nicht mehr nur Reaktion eines „Kartells der Angst“ auf einen als konstant vorausgesetzten Modernisierungs-„Druck“, gefiltert durch anstaltsstaatliche Traditionen. Diese Herrschaftstechnik wäre vielmehr gleichermaßen der konsequente Ausdruck der endogenen Einlinigkeit des preußisch-deutschen Geschichtsprozesses im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (die offenbar bereits in der Ausgangskonstellation des 18. Jahrhunderts vorgegeben ist): exzessive Konfliktüberwälzung auf innere und äußere „Reichsfeinde“, Integration sozialer, nationaler und kultureller Minderheiten durch patriarchalisch-bürokratische Reglementierung und manipulative Konsensbildung — gestützt auf polizeilich-militärische Repressionsstrategien, die nicht nur „ultima“, sondern ständige „ratio“ waren.

Wilhelm Alff

Thesen zum Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte

Die Bundesregierung bereitet den Abschluß von Verträgen vor, welche in die Abtretung beträchtlicher ehemals deutscher Gebiete an Polen und die Sowjetunion einwilligen. Der Vertrag der vier Siegermächte über den westlichen Teil Berlins und die daran anknüpfenden Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik bedeuten in ihrer Konsequenz nicht nur die faktische, sondern auch die völkerrechtliche Anerkennung der DDR. Das ehemalige Deutsche Reich besteht nicht mehr, auf seinem Territorium gibt es, abgesehen vom westlichen Teil Berlins, zwei voneinander unabhängige Staaten, deren weltweite Anerkennung als Völkerrechtssubjekte zu erwarten ist.

In auffälliger und merkwürdiger Weise ist die Tatsache, daß die Republik Österreich ein dritter deutscher Staat ist, aus dem Bewußtsein der Zeitgenossen verdrängt. Die drei deutschen Staaten sind das Resultat verlorener Kriege — von Kriegen, auf die die von Preußen in den Jahren 1862 bis 1871 inaugurierte Gewaltpolitik fatal hinführte. Während die Republik Österreich durch Subtraktion der nichtdeutschen Gebiete der Doppelmonarchie in den Pariser Vorortverträgen von 1919 zustande kam, ging 1945 das Deutsche Reich unter, und es bildeten sich in der Folge davon zwei neue Staaten auf dem einstigen Reichsterritorium.

Diese außenpolitischen Resultate sind unabdingbar im Zusammenhang mit kontroversen innenpolitischen Vorgängen zu sehen, im Falle der DDR im Zusammenhang mit der Entwicklung sozialistischer Theorie und Praxis, im Falle der Republik Österreich mit der in der deutschen Nation lebendigen Tendenz zu einem pazifizierten und neutralisierten Status in der Mitte Europas. Nach den November-Revolutionen von 1918 war der Anschluß Deutsch-Österreichs an ein demokratisches und folglich friedliches Deutsches Reich eine Selbstverständlichkeit. Dieser Anschluß hätte den deutschen Nationalstaat integriert. Ein österreichisches Nationalbewußtsein hat sich erst von 1933 an, in der Abwehr des deutschen Faschismus, zu entwickeln begonnen¹. In vergleichbarer Weise ist die Entwicklung eines spezifi-

1 Nicht so sehr das bloße Bestehen eines separierten Österreich — und übrigens Luxemburg, die beide auf die historische Situation der Jahre 1866 und 1867 zurückgehen, macht die eigentliche Abspaltung aus, sondern beider Wegwendung von der deutschen Kultur, Österreichs von 1933 an, Luxemburgs, nach einem langen und lange unentschiedenen Prozeß, defi-

schen Nationalbewußtseins der Bürger der DDR denkbar. Dieses eigentümliche Schicksal der deutschen Nation hat in Europa keine Parallele.

Die bundesdeutsche Historiographie, infolge der geschichtlichen Entwicklung selber befangen in ihrer preußischen „Tradition“ und sich identifizierend mit den in Deutschland herrschenden Klassen, versucht das besondere Schicksal Deutschlands aus der Konfrontation der beiden Weltmächte, der Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjetunion, herzuleiten². Dabei bleibt unerklärlich, warum keine zweite Nation Europas eine vergleichbare Entwicklung genommen hat. Gleichzeitig mußte die bundesdeutsche Historiographie entscheidende Vorgänge der neuen deutschen Geschichte teils verleugnen, teils uminterpretieren, damit sie in die von ihr gewählte Konstruktion passen. Vorgänge, über die das historische Urteil feststeht — wie beispielsweise die deutsche Verursachung des Ersten Weltkriegs, die Rolle Bismarcks bei der Annexion von Elsaß-Lothringen und die Konsequenzen dieser Annexion, die innere Notwendigkeit und die progressive Bedeutung des alliierten Sieges von 1918 — werden künstlich problematisiert. Weithin stellen die Schulbücher für den Unterricht in Geschichte und Sozialkunde nichts weiter als das „gesunkene Kulturgut“ spezifisch deutscher Ideologie dar. Der derzeitige Bundespräsident hat mit Recht auf diesen unerträglichen Zustand aufmerksam gemacht. Er weist über alles hinaus, was andere Nationen an ihren Schulbüchern zu korrigieren haben, meint nicht den bloßen Ausgleich der Interpretationen unter der Ägide eines wie immer konzipierten Europas, sondern das notwendige Ende der besonderen deutschen, von der preußischen Tradition bestimmten Auffassungen von der Geschichte.

Die Frage einer undurchschauten Logik der deutschen Geschichte, die in ihrer Kontinuität den üblichen Sprachregelungen widerspricht,

nitiv infolge der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg. Seitdem spricht man im Parlament des Großherzogtums nicht einmal mehr fakultativ die deutsche Sprache, sondern neben dem Französischen das Luxemburgische. Ebenfalls mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs konstituierte sich eine besondere österreichische Literatur, die in der Hochliteratur und keineswegs im Zusammenhang mit der reaktionären Literaturgeschichte der deutschen „Stämme“ nach ihren eigentümlichen Traditionen forschte.

2 Da auch die Begründung der von den Historikern, Nachfahren der kleindeutsch-preußischen Geschichtsschreiber, für das Jahr 1917 festgesetzten Zäsur, die den Beginn der Zeitgeschichte markieren soll, mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika und der russischen Oktober-Revolution. Will man überhaupt den zeitgeschichtlichen terminus a quo festlegen, so bietet sich das Datum des Kriegsbeginns von 1914 plausibler an. Denn abgesehen von den tiefgreifenden materiellen, den physischen und ästhetischen sowie den moralischen Verheerungen, die dieser Krieg angerichtet hat, beendete er die Friedensphase seit dem Wiener Kongreß, wobei der mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870 einsetzende gegenwirkende historische Faktor nicht unberücksichtigt bleiben darf, und widersprach er dem auf Frieden und Fortschritt vertrauenden Bewußtsein der überwiegenden Mehrheit der europäischen Bevölkerungen.

ist damit aufgeworfen. Sie kann unter den folgenden Gesichtspunkten konkretisiert werden:

1. Kritisch einzuschränken sind Theorien, die den Beginn der Kontinuität deutscher Geschichte, die in die Katastrophe führte, der angeblich mangelnden Romanisierung, dem deutschen Mittelalter, der lutherischen Reformation, dem Dreißigjährigen Kriege, der idealistischen Philosophie von Kant bis Schelling, der gescheiterten Revolution von 1848 zuschreiben statt der für Europa bedrohlichen Gestalt, die das unter preußischer Führung geeinte Reich nach innen und nach außen gewann.

2. Der auf den „künstlichen“ Willen seiner Herrscher gegründete preußische Militärstaat war mit dem Beginn der 1860er Jahre infolge des Aufschwungs des Liberalismus in ganz Europa und in Preußen selber historisch überholt. Er gewann durch die preußische Politik unter Bismarck eine neue reaktionäre Funktion.

3. Die reaktionäre Politik Bismarcks hat die freiheitlichen Kräfte Deutschlands dezimiert und korrumpiert. Sie gingen in nicht zu heilemdem Ausmaß für immer der Nation verloren. Durch den Ausgang des Krieges von 1870/71 wurde die preußische Politik ganz Europa aufgezwungen. Noch vor der Epoche des Imperialismus begann so das „Zeitalter der Kasernen“. Schon in den 60er Jahren hatten die preußischen Rüstungen Europa in Schrecken versetzt.

4. Die Aussagen der damaligen Zeitgenossen, Sozialisten, Liberalen wie Konservativen, die die verhängnisvollen Konsequenzen der borussischen Reichseinigung erkannt haben, sind erneut zu reflektieren³. In ihnen ist die verdeckte Traditionslinie des historischen Fortschritts auch der Deutschen wiederzufinden.

5. Der nationalsozialistische Antisemitismus ist im Zusammenhang mit dem Antifranzösentum und Antipolentum zu theoretisieren. Im Deutschen Reich nach 1871 wurde bis 1933 der Haß gegen die Franzosen und gegen die Polen unvergleichlich stärker gefördert als der gegen die Juden. Feindschaft gegen Frankreich wie gegen Polen gehörte unabdingbar zur Ideologie des kleindeutschen Reiches. Bismarcks fatalistische, letztlich rassistische Auffassung des deutsch-

3 Das „Eingreifen“ Bismarcks, Roons, Moltkes läßt sich aus den Klasseninteressen der vor der Tür der politischen Macht verharrenden Bourgeoisie allein nicht erklären. Ihnen war durch den mächtigen militaristisch-feudalistischen Staat ein hinlänglicher Handlungsspielraum geboten. Der Fortschritt der bürgerlichen Klasse in Preußen zur Emanzipation von den Fesseln der feudal-militärischen Klasse war möglich: darauf ist zurückzukommen in jenem Sinne, der dem Bewußtsein der damaligen Zeitgenossen entspricht. Diese lebten nicht in schieren Illusionen. Man darf die Geschichte von 1862 bis 1871 nicht voreilig dem marxistischen Fernblick subsumieren. Sonst bleiben die Entwicklungsstränge, die damals initiiert wurden, so verborgen, wie die kleindeutsch-preußische Historie sie bis heute gern verborgen sein läßt. Eine marxistische Historiographie muß die Perspektiven unterscheiden, von der dem Gegenstand entferntesten, die die Theorie, bis zu der ihm nächsten, die die Phänomene rettet.

französischen Verhältnisses hat im deutschen Nationalbewußtsein einen erstaunlichen Erfolg gezeitigt.

6. Die liberal-demokratische Entwicklung zum Nationalstaat ist durch die preußische Politik von 1862 bis 1871 für ganz Europa jäh unterbrochen worden. Das Deutsche Reich verletzte das Nationalitätenprinzip durch die Annexion von Elsaß-Lothringen. Es band sich an die antinationale Politik der Doppelmonarchie. Erst mit den Pariser Vorortverträgen von 1919 fand die Nationalstaatspolitik ihre Fortsetzung.

7. Der deutsche Nationalcharakter veränderte sich seit der Gründung des kleindeutschen Reiches. Man erkennt dies nicht zuletzt aus Bismarcks wütender Kritik an den deutschen Truppen, die damals noch die Tötung von Zivilisten und Gefangenen und die Brandanschuldung rebellischer Dörfer verweigerten. Gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges jedoch, als von Verrohung der Truppe noch nicht die Rede sein konnte, haben die deutschen Invasoren in Belgien sich unglaublicher Ausschreitungen schuldig gemacht. Der Erziehungsprozeß, dem die Deutschen nach 1871 unterlagen, muß verdeutlicht werden. Das Verhalten der deutschen Truppen wie der Verwaltungsorgane während des Ersten Weltkrieges, zumal im besetzten Belgien, bietet erstaunliche Beweise für eine Kontinuität, die zu den Aktionen des deutschen Faschismus im Europa des Zweiten Weltkrieges überleitet.

8. Nach dem Frieden von Frankfurt im Mai 1871 konnten die herrschenden Klassen Deutschlands den einmal eingeschlagenen Weg nicht mehr zurückgehen. Die Geschichtskonstruktionen, derer sie zur Rettung ihres Bewußtseins und zur Beruhigung ihres Gewissens bedurften, mußten die Katastrophe von 1945 um so mehr überdauern, als schon bald darauf die Erwartung eines neuen expansionistischen Versuchs, der zu einem hohen Rüstungsstand und zum Streben nach atomarer Bewaffnung führte, wiederbelebt werden konnte. Indem sich nun endgültig herausstellt, daß nicht nur die Staaten der sowjetischen Sphäre, sondern auch die des übrigen Europas neue expansionistische Bestrebungen Deutschlands nicht dulden und die Außenpolitik der BRD sich diesem nun wirklich gemeinsamen Europa zu integrieren angeschlossen hat, braucht die Revision des deutschen Geschichtsbildes nicht mehr Gegenstand diplomatischer Kompromisse zwischen deutschen und westeuropäischen Historikern zu sein. Sie wird endgültig eine Angelegenheit des Selbstverständnisses der Deutschen selber.

9. Im Unterschied zu allen übrigen Nationen Europas außer Rußland⁴ läßt sich allein aus der deutschen Nationalgeschichte seit 1862, ohne Reflexion der Klassenantagonismen, die politische Forderung

4 Ohne die Oktober-Revolution bestanden beträchtliche Chancen für einen russischen Faschismus. Auch darin ist das historische Recht dieser Revolution zu erblicken. Vgl. W. Alff, *Der Begriff Faschismus*, edition suhrkamp 456, Frankfurt a. M. 1971, S. 33 ff.

einer radikal-sozialistischen Lösung ableiten. Nach der November-Revolution von 1918 oder während der Wirtschaftskrise vor der Machtergreifung des Faschismus hätte eine radikale sozialistische Revolution, wie immer man sie sonst werten mag, unvergleichlich geringere Opfer gekostet als die Fortsetzung der deutschen Sonderentwicklung. Sie wäre in ihrer Auswirkung *konserverativer* gewesen als alles, was Europa durch den deutschen Faschismus angetan wurde.

10. Beginn, Ziele und Methoden des Ersten und des Zweiten Weltkriegs sind in ständiger Vergleichung darzustellen. Der Charakter eines europäischen Bürgerkriegs, der bereits dem Ersten Weltkrieg zukommt, ist zu verdeutlichen, nicht zuletzt durch die Kritik der deutschen Opposition, vor allem der damaligen Emigration, an der Reichsleitung von 1914 bis 1918. In systematischer Vergleichung ist in dieser Opposition der Vorläufer des deutschen Widerstands gegen den Faschismus zu erkennen.

11. Die Bezeichnung des Ersten Weltkrieges als imperialistischer und nur imperialistischer Krieg ist entschieden zu modifizieren. Zu unterscheiden ist der koloniale Imperialismus vom Imperialismus in Europa selber. Der Erste Weltkrieg ist nicht das Ergebnis einer zwingenden Fatalität gewesen. Die globale Konkurrenz der Imperialismen in Übersee wie im Vorderen Orient mußte keineswegs notwendig zu einem Krieg in Europa führen. Zu erwarten stand vielmehr die weitere Liberalisierung der europäischen Staaten. Das stetige und unaufhaltsame Vorrücken des Sozialismus drängte in die gleiche Richtung. Der Erste Weltkrieg mußte und konnte nur durch überlegtes Vorgehen ausgelöst werden. Wie 1866 und 1870 wurden die reformerischen und revolutionären Potenzen der Nation in Aggressionen nach außen geleitet.

12. Eine generelle Theorie des Faschismus ist unabdingbar. Zu ihrer Herstellung dürfen jedoch die Phänomene des deutschen Faschismus nicht kritiklos verwendet werden. Die besonderen Phänomene des deutschen Faschismus sind aus deutschen historischen Entwicklungen verständlich zu machen. Zu Beginn seiner politischen Laufbahn war Hitler nur einer unter vielen Kandidaten für eine Diktatur, die das deutsche Volk zur Wiederaufnahme der gescheiterten imperialistischen Expansion in Europa gefügig machen sollte. Nur die faschistische Form der Diktatur vermochte sich in der Konkurrenz der radikal-reaktionären Lösungen durchzusetzen. So erklärt sich zugleich die breite Zustimmung wie auch der spätere Widerstand einer Minderheit der herrschenden Klassen gegen die Praktiken des deutschen Faschismus. Für sie war der hitleristische Faschismus schließlich die einzige, doch damit keineswegs die beste Lösung ihrer Probleme gewesen.

Das hier skizzierte Thesennetz setzt die Konstruktionen des historischen Materialismus nicht außer Kraft. Vielmehr würde es zu deren historiographischer Explikation anleiten können. Die Konstruktion der Geschichte aus dem historischen Materialismus macht die Geschichtsschreibung keineswegs überflüssig, wie schließlich Marx und

Engels selber zahlreiche zeitgeschichtliche und publizistische Arbeiten verfaßt haben. Ihrerseits bedarf die Geschichtsschreibung der Konstruktion, damit Geschichte und Philosophie nicht auseinanderfallen. Ohne den Gedanken kommt der Bericht nicht aus, und der allgemeinste historische Gedanke, unabdingbar bereits für die bloß zeitliche Aneinanderreihung von Ereignissen, ist der des Fortschritts, zumindest der des stets möglichen Fortschritts. Nichts anderes meinen die vorstehenden Thesen, als daß an diesem Gedanken auch die deutsche Geschichte gemessen werde.

Die Marxisten dürfen dem spätkapitalistischen Desinteresse an der Geschichte, „der Anpassung ans je Gegenwärtige“ (Adorno), nicht selber erliegen. Zu vermeiden wäre sowohl der unschwer organisierebare Betrieb einer Wirtschaftsgeschichte, die als nur eine mechanistische Ergänzung der traditionellen preußisch-kleindeutschen Historie zur Seite träte, ohne sie wesentlich zu tangieren, als auch eine nun schon beinahe modischen Ansprüchen genügende sogenannte Geschichte der Arbeiterbewegung, die wie ein Schaustück präpariert die spezifischen Herrschaftsverhältnisse des untergegangenen Deutschen Reiches unreflektiert läßt. Die selten gelesene Tagespublizistik von Marx und Engels würde hierzu als ein lehrreiches Gegenbeispiel dienen können.

Man darf nicht immer schon alles wissen wollen. Das Detail der Vergangenheit verdient in seinem Zusammenhang mit dem historischen Gesamtprozeß immer wieder unsere Aufmerksamkeit, sonst läuft dieser ins Leere. Den Heterodoxien, die sich bei der Betrachtung historischer Gegenstände aus der Nähe ergeben, hat das marxistische Bewußtsein standzuhalten. Sie erst erzeugen die Spannung, die die Arbeit am Begriff vorantreibt. Wenn, beispielsweise, die Nahsicht eines historischen Gegenstandes das Vorwalten politischer Faktoren gegenüber ökonomischen ergibt, so mag damit, obgleich auf weite Sicht die Politik immer noch der Ökonomie unterliegt, unter den verzerrten Verhältnissen der Klassengesellschaft zugleich die Möglichkeit garantiert sein, daß die Menschen einmal ihre Geschichte in planender Freiheit gestalten werden. Durch Politik selber würde die Politik überflüssig, sie würde zugleich mit der ökonomischen Determinante untergehen.

Indem die Geschichtsschreibung die verschiedenen Faktoren, die auf ihren Gegenstand einwirken, bestimmt, muß die theoretische Klarheit stets das Ergebnis der Untersuchung und nicht das fertige Modell sein, in das der geschichtliche Ablauf gezwungen wird. In diesem Sinne sind die obenstehenden Thesen zu verstehen. Sie sind selber bereits Ergebnisse, mehr also als bloß heuristische Prinzipien. Wer sie jedoch bloß als solche auffassen will, vermag mit hoher Wahrscheinlichkeit angesichts der prekären Situation, in der sich die deutsche Neuere und Zeitgeschichtsschreibung durchweg befindet, zu gesicherteren Ergebnissen zu kommen. Jede historische Forschung beginnt nahe am Gegenstand, und mit zunehmendem Wissen über diesen entfernt sie sich zugleich von ihm. Vom Wissen selber, vom

Gedanken kommt alle Schwierigkeit, die zwischen Subjekt und Objekt sich auftürmt: so reflektiert der Gedanke den *labor improbus* der menschlichen Verhältnisse. Der Erfolg der Forschung hängt davon ab, daß der Historiker, indem er sich von seinem Gegenstand entfernt, mit jedem Schritt den durchlaufenen Weg transparent hält. So vermeidet er das dem Gedanken nicht zustehende Übermaß an Geschlossenheit, zu dem allzu dogmatisch angelegte marxistische Geschichtsstudien gerinnen. Auf der Gegenseite ist der historiographische Positivismus ständig geneigt, sich in die freiwillige Knechtschaft beliebiger Ideologie zu begeben, und er sucht mit schlechtem Gewissen die Mentalität eines Chronisten vor dem philosophischen Zeitalter zu behaupten.

Sogar die Kritische Theorie Horkheimers und Adornos scheint in ihrem späteren Verlauf der Gefahr der Geschichtsferne nicht ganz entgangen zu sein, so tief Erinnerung gerade im Werk Adornos angelegt ist. Aber es ist die der Kindheit. Dieses wesentliche Korrektiv einer unabdingbaren kollektivistischen Betrachtungsweise von Geschichte und Politik, die eigene Erinnerung, Motiv zugleich einer ästhetischen Empfindsamkeit, welche, bereits der bürgerlichen Aufklärung vertraut, überhaupt erst zur Kritik der spätkapitalistischen Warenwelt fähig macht und darum in den Gesellschaften des qualitätslosen Konsums zum kollektiven Fortschritt beizutragen verspricht, — dieses Motiv hat durch die Erkenntnisse der Psychoanalyse seine überzeugende Rechtfertigung gefunden. Die Psychoanalyse freilich tendiert selber zur Geschichtslosigkeit, vor allem dann, wenn ihre Schlußfolgerungen nur auf dem aus historischen Ursachen eminent verzerrten deutschen Material beruhen. Die Verinnerlichungsprozesse, denen die deutsche Bevölkerung spätestens seit Sedan ausgesetzt war, sind anders verlaufen als die der anderen kontinental-europäischen Nationen, um nur diese zu nennen.

An den Erfahrungen vornehmlich Deutschlands und Amerikas akzentuiert, hat die Kritische Theorie die besonderen, vielleicht „rückständigen“ Verhältnisse in anderen Staaten des europäischen Kontinents nicht in genügendem Maße reflektiert. Dieser Mangel ist der Kritischen Theorie keineswegs immanent, vielmehr als Effekt einer gesellschaftlichen Übermacht auslegbar, gegen die vor allem in der Bundesrepublik Deutschland während der fünfziger Jahre die Kraft der Verneinung nur ausreichte, wenn sie sich rasch verallgemeinerte. In diesem Sinne wich die Kritische Theorie vor der Geschichte des Tages, des Tages von Ländern wie Italien, Frankreich oder Belgien, in der Tat zurück. Sie schien zu erstarren angesichts einer total entfremdeten Welt. Wie wenig dies endgültig sein mußte, beweist neuestens Alfred Schmidts Erörterung einer marxistischen Historik⁵, die aus der Verteidigung gegen den Strukturalismus gewonnen wurde.

5 Alfred Schmidt, *Geschichte und Struktur, Fragen einer marxistischen Historik*, München (Reihe Hanser 84), 1971.
suhrkamp 456, Frankfurt a. M. 1971.

Postskriptum

Die Bourgeoisie der Bundesrepublik Deutschland feiert keine historischen Feste. Sie hat gründlich den Citoyen verleugnen gelernt, sich auf ein ahistorisches ökonomisches Unternehmen reduziert. Dagegen feiert ganz Europa, soweit es am Zweiten Weltkrieg beteiligt war, den 8. Mai 1945. Frankreich hat seinen 14. Juli und seinen 11. November, den Tag des Waffenstillstands von 1918. In Italien wird am 5. November der Tag des Endsiegs von 1918, der Vollendung des Risorgimento, mit feierlichen Banketten begangen. Am 20. September erscheinen auf den Anschlagtafeln die Leseplakate zum Gedenken des Durchbruchs der Mauern Roms an der Porta Pia im Jahre 1870, Bedingung dafür, daß Rom die Hauptstadt der geeinten Nation wurde. Alljährlich begeht das demokratisch-republikanische Portugal den 5. Oktober 1910, an welchem die Republik gegründet wurde. Im ganzen Lande finden Gastmähler statt, und man veranstaltet Wallfahrten (romagem) zu den Gräbern der Republikaner. Zur Feier des Tages erscheinen die demokratisch gesinnten Tageszeitungen nicht, doch vorher und nachher sind ihre Spalten mit historischen und theoretischen Erörterungen über den Sinn der demokratischen Republik von 1910 bis 1926 gefüllt. Die Bundesrepublik Deutschland kennt dergleichen nicht. Symptomatisch für ihre verhängnisvolle Kontinuität erneuerte Bundespräsident Theodor Heuss die Kriegsauszeichnungen, sogar die des Zweiten Weltkrieges, freilich ohne Hakenkreuz. Es ist an der Zeit, mit dieser „Tradition“ zu brechen und statt dessen sowohl des 8. Mai 1945 als des Datums des Sieges über den Faschismus zu gedenken als auch den 18. Mai 1848, den Tag der Eröffnung der Nationalversammlung in Frankfurt, und den 9. November 1918 zu feiern.

Hans Schulze

Bürgerliche Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Historischem Materialismus

Mit Nachdruck wird von zahlreichen Autoren in den repräsentativen Geschichtszeitschriften der Bundesrepublik darauf aufmerksam gemacht, daß das Interesse an der Geschichte, mehr jedoch an der derzeitigen an Ranke, Droysen, Rickert, Windelband, Dilthey, Max Weber und anderen bürgerlichen Autoritäten auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung orientierten „Geschichtswissenschaft“ einen unbestreitbaren Tiefpunkt erreicht hat. „Aber diese natürliche Abwesenheit“ (der Geschichte — H. Sch.), schreibt Hans Maier, „wird zu einer totalen, wenn dieser Ausblick, dieses Sich-Öffnen nach der Vergangenheit hin als überflüssig, ja als beschwerlich und schädigend abgetan wird. Das war bisher nie in solcher Schärfe der Fall wie heute . . .¹.“ H. Maier zeigt in seinem Aufsatz, daß dieses Desinteresse an der Geschichte insbesondere bei Schülern und Studenten festzustellen ist, aber auch beim Bürger allgemein auftritt. Speziell zur Situation unter den Schülern, die als zukünftige Bundeswehrsoldaten sicher nicht ganz zufällig im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Historiker stehen mögen, stellt Friedhelm Lademacher fest: „Die Beschäftigung mit der Geschichte hat für die heutigen Schüler ihre fraglose Gültigkeit und Verbindlichkeit längst verloren; immer wieder fragen gerade die kritisch wachsten Primaner nach dem Sinn der historischen Bildung².“

Die hier kurz angerissene Situation ist offenbar bereits so ernst geworden, daß zu ihrer Bewältigung eigens eine „Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland“ ins Leben gerufen wurde, die, wie es dazu in einer ersten Erklärung heißt, „der Öffentlichkeit zunächst eine Resolution zur grundsätzlichen Bedeutung und gesellschaftlichen Notwendigkeit der heute so bedrohten Geschichtswissenschaft vorlegen³“ wird.

Man darf einer solchen Resolution über die grundsätzliche Bedeutung und gesellschaftliche Notwendigkeit der Geschichtswissenschaft mit Spannung entgegensehen, herrscht doch, wie uns scheint, gerade in dieser Frage unter nichtmarxistischen Historikern keine geringe

1 Hans Maier, Die Abwesenheit der Geschichte, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1970, H. 5, S. 262 f.

2 Friedhelm Lademacher, Der Friede als Inhalt des Politischen und als politische Zielprojektion, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1971, H. 1, S. 28.

3 Siehe: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1971, H. 6, S. 363.

Verwirrung, hängt doch, worauf Fritz Fischer aufmerksam machte⁴, von der Beantwortung dieser Frage ab, von welchen theoretischen Prämissen in der Forschung ausgegangen wird. Vor allem aber entscheidet, wie wir hinzufügen möchten, die Antwort auf diese Frage darüber, ob die Historiker das Ohr insbesondere der jungen Generation künftighin noch erreichen werden oder ob sich diese endgültig von der überkommenen bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung abwenden wird, da sie ihr — und das ist der springende Punkt, auf den verschiedene Autoren mehr oder weniger deutlich artikuliert in den einschlägigen Artikeln zur Krisensituation in der westdeutschen Geschichtsschreibung hinweisen — für ihr Verhalten im gesellschaftlichen Leben, für die Stellungnahme zu den großen Problemen unserer Zeit nichts zu sagen hat.

Denn bei dieser angeblichen „Geschichtsmüdigkeit“, dieser „Abwesenheit der Geschichte“ usw. handelt es sich, was teils erstaunt, teils widerstrebend zur Kenntnis genommen wird, nicht darum, daß kein Interesse an der Geschichte schlechthin, sondern lediglich an der Art ihrer Interpretation und Vermittlung durch die offizielle bürgerliche, antimarxistische westdeutsche Geschichtsschreibung und dem darauf basierenden Geschichtsunterricht besteht. Der Gedanke freilich, daß viele Schüler nicht grundsätzlich ahistorisch eingestellt sind, sondern nur mit der überkommenen Form der Geschichtsbetrachtung nichts anzufangen wissen, ist, wie sich zum Beispiel Harald Popp äußert, „nicht von der Hand zu weisen“⁵. Die gleiche Erfahrung konnte auch Hans Maier machen, wie sich seiner Darstellung entnehmen läßt. „Aber mein Erstaunen wuchs noch mehr“, so berichtet er, „als sich bei der Behandlung der Reformation, diesmal in der Oberstufe, das gleiche Schauspiel wiederholte: auch hier ein völliges Unverständnis für die religiösen Triebkräfte der Bewegung, gährende Uninteressiertheit an den eigentlichen Lehrstreitigkeiten, statt dessen eine auffällige Bereitschaft, den Vorgang politisch und sozial zu erklären . . . , ja den ganzen Vorgang mit der Hausmannspsychologie des kleinen Mannes ‚alles nur ideologischer Schwindel‘ wegzuzinterpretieren“⁶.

Warum ist die „Bereitschaft“ der Jugend, geschichtliche Vorgänge auf soziale und politische Ursachen zurückzuführen, das Desinteresse an einer idealistischen Geschichtsbetrachtung, die die Ideen, hier konkret die religiösen Ideen, für die entscheidenden Triebkräfte der Geschichte ausgibt, „auffällig“? Weil sich hierin der Einfluß der marxistischen Geschichtsauffassung, die „Hausmannspsychologie des kleinen Mannes“ verrät? Hierüber gibt der Autor keinen Aufschluß. Namhafte Historiker, Soziologen und Geschichtsphilosophen wie

4 Siehe: Fritz Fischer, Aufgaben und Methoden der Geschichtswissenschaft, in: Geschichtsschreibung, Epochen, Methoden, Gestalten, hrsg. von Jürgen Scheschkewitz, Düsseldorf 1968, S. 22.

5 Harald Popp, Kontaktstudium, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1971, H. 2, S. 96.

6 Hans Maier, a.a.O., S. 265.

Troeltsch, Tönnies, Heussi, Gerhard Ritter u. a., die in der Vergangenheit wiederholt Veranlassung hatten, sich zur „Krise des Historismus“ zu äußern, empfanden weitaus weniger Scheu, die Dinge offen beim Namen zu nennen. So führte Troeltsch in seinem Werk „Der Historismus und seine Probleme“ nach dem Ersten Weltkrieg als Ursachen für die Krise der „allgemeinen philosophischen Grundlagen und Elemente des historischen Denkens“⁷ an, daß erstens der Marxismus „das ganze konventionelle Bild der Historie langsam aufgezehrt“⁸ habe, daß zweitens Krieg und Revolution die Haltlosigkeit der alten theoretischen Konzeptionen bewiesen hatten⁹, daß drittens „eine ungeheure Sehnsucht nach Zusammenfassung des historischen Lebens zu einheitlichen Kräften und Zielen“ infolge der „Zersplitterung und Entleerung des historischen Bildes entstanden“¹⁰ sei.

In der Tat kann es, was Lenin überzeugend nachgewiesen hat, in der Klassengesellschaft kein ideologisches Vakuum geben, in dem Sinne etwa, daß das Bewußtsein eines Menschen im Hinblick auf seine Auffassung von der Geschichte einer tabula rasa gleiche, daß die Ablehnung bestimmter Auffassungen über die Geschichte mit einer Abwesenheit jeglicher Auffassungen über diesen Gegenstand gleichbedeutend sei. Zweifellos haben die seit Kriegsende mit besonderem Nachdruck propagierten Kernsätze des „Historismus“, daß die Geschichte ein Chaos sei, in dem sich keinerlei Gesetzmäßigkeit offenbare, daß sich daher auch keinerlei Lehren aus der Geschichte ziehen ließen, daß die Geschichte das Werk großer Einzelpersonlichkeiten sei, die breiten Massen nichts auszurichten hätten, daß Geschichte nur beschrieben, nicht erklärt werden könne, nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse an der Geschichte zu drosseln. Gerade auf diese Tatsache wird heute in zahlreichen Aufsätzen nicht-marxistischer Autoren hingewiesen. Aber gleichzeitig haben die großen gesellschaftlichen Kämpfe unserer Tage das Interesse an der Geschichte mächtig anschwellen lassen. Das persönliche Engagement in diesen Auseinandersetzungen, die Parteinahme für den Fortschritt in der Geschichte, die insbesondere bei der Jugend verstärkt zu beobachten ist, werfen zwangsläufig die Frage nach der Vorgeschichte dieser Kämpfe, nach der Geschichte der Entstehung der diesen Kämpfen zugrundeliegenden materiellen Widersprüche, nach den geschichtlichen Erfahrungen des Kampfes der progressiven Kräfte auf.

„Gähnende Uninteressiertheit“ muß angesichts dessen eine Geschichtsbetrachtung hervorrufen, die Abstinenz von der Tagespolitik als Voraussetzung „wissenschaftlicher“ „objektiver“ Darstellung der Geschichte fordert, den ganzen Sinn der Beschäftigung mit der Geschichte nur darin erblickt, historische Entscheidungen bestimmter großer Persönlichkeiten „geistig“ nachzuvollziehen, um etwa im

7 Ernst Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme*, Tübingen 1922, S. 4.

8 Ebenda, S. 5.

9 Ebenda, S. 6.

10 Ebenda, S. 5.

Nachhinein festzustellen, ob diese Entscheidungen dem angestrebten Zweck adäquat gewesen seien, die Diskussion über die Ziele und Zwecke aber als außerwissenschaftlich aus der Diskussion ausklammert¹¹ und die handfesten ökonomischen Interessen, auf die schon die französischen Historiker der Restaurationsperiode, wie Mignet, Guizot, Thierry, aufmerksam gemacht haben und von denen sie, nebenbei bemerkt, bereits nachgewiesen haben, daß sie letztlich auch Glaubensstreitigkeiten in der Geschichte zugrunde gelegen haben, als zweitrangig abtut.

Welchen moralischen Kredit glaubt eine Geschichtsbetrachtung für sich beanspruchen zu können, die vor der heute weithin bekannten Tatsache, daß imperialistischen Kriegen und Aggressionen materielle Ursachen, handfeste wirtschaftliche und politische Interessen der besitzenden Klassen, das heißt also Klasseninteressen, zugrunde liegen, bewußt die Augen verschließt, die die Schuld an diesen Kriegen auf die einfachen Menschen abzuwälzen versucht, indem sie z. B. derartige Kriege und Aggressionen aus der „... Existenz eines imperialen Gedankens und entsprechender Denk- und Handlungsweisen eines Staatsvolkes zur Unterwerfung und Einverleibung fremder Völker¹²“ erklärt, und die sich angesichts der barbarischen Verbrechen an der Menschheit, die im Verlaufe dieser Kriege verübt wurden und werden, unter dem Vorwand der angeblich von der Wissenschaft geforderten politischen Neutralität in Schweigen hüllt?

Demgegenüber bietet der historische Materialismus den progressiven Kräften gerade jene — vom „Historismus“ verweigerte — weltanschauliche Orientierung, die die instinktive Parteinahme für den Fortschritt in Geschichte und Gegenwart wissenschaftlich begründet und rechtfertigt, von der her geschichtliche Ereignisse wissenschaftlich zu erklären und die Forderung nach wissenschaftlicher Verallgemeinerung der Kampferfahrungen der progressiven Kräfte in der Geschichte zu erfüllen ist. Es ist daher nur folgerichtig und ganz natürlich, wenn sich das Interesse in immer stärkerem Maße der materialistischen Geschichtsauffassung zuwendet.

Klagen der eingangs geschilderten Art, wie sie heute von vielen Historikern und Geschichtslehrern in der BRD erhoben werden, sind wie gesagt kein novum in der langen Geschichte des „deutschen Historismus“. Sie wurden nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg laut, verstummten auch nicht in den fünfziger und sechziger Jahren, als die Diskussion um das universalgeschichtliche System Toynbees und die im Zusammenhang damit laut werdende Kritik an den philosophischen Prämissen des „deutschen Historismus“ die Gemüter erhitzte. Vom Bewußtsein der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit und ideologischen Wirkungslosigkeit einer rein idiographischen, streng individualisierenden Geschichtsschreibung waren nicht zuletzt auch die Versuche der jüngsten Zeit bestimmt, die Soziologie in

11 Charakteristisch dafür ist z. B. der Aufsatz „Über die Legitimität von Werturteilen in den Sozialwissenschaften und in der Geschichtswissenschaft“ von Detlef Junker (siehe: *Historische Zeitschrift*, 1970, H. 1).

12 Zitiert in: Harald Popp, a.a.O., S. 91 f.

Gestalt vornehmlich der „Theorie der Industriegesellschaft“, der „Konvergenztheorie“ u. a. mit dem „deutschen Historismus“ zu verbinden, um so ein theoretisches Fundament für eine rationale Erklärung der geschichtlichen Ereignisse und für die Prognose der zukünftigen geschichtlichen Entwicklung zu gewinnen.

Im Verlauf all dieser Diskussionen wurden fast sämtliche „Lieblingsvorstellungen“, „von denen die deutsche Historie als politische Bildungsmacht bisher gelebt hat¹³“, kritisiert, zumindest aber in Frage gestellt, so die Thesen, daß die Geschichtswissenschaft „keiner ‚Lehre‘ der Geschichte, keiner Theorie des Geschichtsprozesses (bedarf)¹⁴“; daß philosophische Voraussetzungslosigkeit und politische „Unvoreingenommenheit“ Voraussetzungen wissenschaftlicher Erkenntnis wären, daß alles Geschehen absolut „singulär“, einmalig, unwiederholbar sei, daß der freie Wille großer Persönlichkeiten den Lauf der Geschichte bestimme, daß die quellengerechte Beschreibung von Ereignissen einziges Kriterium wissenschaftlicher Geschichtsdarstellung sei, daß die Geschichtswissenschaft um ihrer selbst willen zu betreiben sei, daß die Geschichte im Gegensatz zur Natur, deren Prozesse nach Gesetzen ablaufen, das Reich der Freiheit sei, daß sich aus der Geschichte keine Lehren ziehen ließen, daß ihr zukünftiger Verlauf absolut unerkennbar sei, daß es in der Geschichte nur singuläre Kausalitäten gebe, daß die Geschichte nur beschrieben, nicht erklärt werden könne, daß das „rationalistische Dogma von dem ununterbrochenen Fortschritt der Menschheitskultur ... grundsätzlich bestritten (werden muß)¹⁵“, daß die Sphäre des politischen Geschehens von den gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere von den ökonomischen, unabhängig sei, daß nur die politischen Ereignisse, Geschehnisse Gegenstand der Geschichtswissenschaft sein dürften, daß der Historiker in der Geschichte selbst keinen Maßstab für Werturteile finde und sich ihrer daher zu enthalten habe.

Eine Analyse einschlägiger Zeitschriftenaufsätze der letzten Monate zeigt, daß sich die Diskussion um alle diese anachronistisch anmutenden Thesen im Zusammenhang mit dem „Notstand“ der nicht-marxistischen Geschichtsschreibung erneut belebt hat. Die Standpunkte, die hier aufeinandertreffen, sind zum Teil diametral entgegengesetzt. Während die einen eine solche Diskussion für notwendig erachten¹⁶, möchten sie andere als überflüssig ansehen, da der

13 Gerhard Ritter, *Geschichte als Bildungsmacht*, Stuttgart 1946, S. 51.

14 E. F. J. Zahn, *Toynbee und das Problem der Geschichte. Eine Auseinandersetzung mit dem Evolutionismus*, Köln und Opladen 1954, S. 8.

15 Gerhard Ritter, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 1970, S. 4.

16 Siehe insbesondere Eckart Pankcke, *Technischer Fortschritt und kulturelles Erbe. Hans Freyers Gegenwartsdiagnosen in historischer Perspektive*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1970, H. 3; Jörn Rüsen, *Technik und Geschichte in der Tradition der Geisteswissenschaften — geistesgeschichtliche Anmerkungen zu einem theoretischen Problem*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd 211, 1970, H. 3; Friedhelm Lademacher, a.a.O.

Historiker von heute nicht mehr Anhänger des Historismus von gestern sei¹⁷. Während die einen fest auf der empiristischen, atheoretischen Behandlung der Geschichte beharren, jegliche Möglichkeit kausaler Erklärung leugnen, jeglichen Gesamtzusammenhang und jegliche Entwicklung abstreiten und auch an den übrigen oben genannten Thesen starr festhalten¹⁸ — es also offensichtlich doch noch Anhänger des Historismus von gestern gibt —, treten andere für eine Annäherung an die Soziologie ein und erachten eine Gesellschafts- und Geschichtstheorie als unumgängliche Voraussetzung für eine objektive Geschichtsbetrachtung¹⁹. Und — wie sich aus einem Bericht über eine Diskussion zwischen Geschichtslehrern und ihren Dozenten im Rahmen des sogenannten Kontaktstudiums entnehmen läßt, wird schließlich in der Frage, welche Soziologie die geeignetste theoretische Grundlage der Geschichtswissenschaft sei, offenbar von nicht wenigen Historikern der Marxismus ins Auge gefaßt²⁰.

Weit verbreitet aber scheint uns die Illusion zu sein, daß man die traditionelle, überkommene positivistische, auf die politische Geschichte eingeeengte Geschichtsbetrachtung nur durch einige Aspekte der marxistischen Geschichtsauffassung zu „erweitern“ brauche, um die derzeitige Krise überwinden und zu einer wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung gelangen zu können. Die Zuwendung zur Sozialgeschichte, zur Geschichte der Technik, zur Wirtschaftsgeschichte, die Beachtung der breiten Massen, die Abkehr vom Kult der großen Männer usw. mag sicher den Gesichtskreis des Historikers bedeutend erweitern, die Aufgabe der theoretischen Klärung der Rolle und Wichtigkeit aller dieser Seiten des Geschichtsprozesses ist damit nicht gelöst. Die lakonische Feststellung einer allgemeinen Wechselwirkung

17 Siehe Hartmut Lehmann, Rezension zu Ernst Opgenvorth, Einführung in das Studium der neueren Geschichte, Braunschweig 1969, in: Historische Zeitschrift, Bd. 211, 1970, H. 3, S. 633.

18 Geradezu typisch erscheinen uns die bereits erwähnten Aufsätze von Detlef Junker und Hans Maier zu sein.

19 So stellt Jörn Rüsen u. E. sehr richtig fest: „Diese Frage (ob sich die Technik in die Geschichtswissenschaft integrieren lasse — H. Sch.) kann . . . nur durch eine Theorie der historischen Wissenschaft beantwortet werden, durch eine theoretische Klärung ihres Geschichtsbegriffes und ihrer Erkenntnisweise“, a.a.O., S. 532.

Siehe ferner Ernst Weigmar, Werturteile im Geschichtsunterricht, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1970, H. 4; Hans Herzfeld, Deutsche Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert, in: Geschichtsschreibung, Epochen, Methoden, Gestalten, hrg. von Jürgen Scheschkewitz, Düsseldorf 1968, S. 136—154; Eckart Pankoke, a.a.O.

20 „Daß der marxistische Revolutionsbegriff bei der Erklärung geschichtlicher Ereignisse (z. B. Französische Revolution) durchaus eine Hilfe für den Unterricht bieten kann, blieb unbestritten . . .“, wie Harald Popp darüber berichtet. „Es wurde festgestellt, daß die Lehre von Marx wie eine Art schlechtes Gewissen in der historischen Forschung gewirkt und zu einer erheblich besseren Durchleuchtung der ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte geführt habe. Man forderte von Lehrerseite, daß die Schüler zum Verständnis des Marxismus geführt werden müßten, ohne sofort in eine Apologetik zu verfallen.“ (Harald Popp, a.a.O., S. 95.)

von „Faktoren“ aber, die Behauptung, daß mal dieser, mal jener „Faktor“ sich als für den Verlauf der Geschichte entscheidend erweisen könne, führt im Grunde über die alte Auffassung von der Herrschaft des Zufalls in der Geschichte nicht hinaus. Die Geschichte bliebe ein Chaos von Ereignissen, wie es die Vertreter des „Historismus“ seit eh und je behaupten, aus der sich keine Lehren ziehen, deren Verlauf sich auch nicht in allgemeinen Konturen voraussehen ließe. Das wissenschaftliche Verdienst von Marx und Engels bestand jedoch nicht darin, daß sie auf bestimmte, bislang unbeachtete Seiten des Geschichtsprozesses aufmerksam gemacht haben, sondern daß sie das Wesen der Gesellschaft, ihre Struktur, die gesetzmäßigen Zusammenhänge innerhalb dieser Struktur, die Gesetze, nach denen sich diese Struktur verändert, die entscheidenden Triebkräfte für diese Veränderung aufgedeckt und so die Möglichkeit einer wahrhaft wissenschaftlichen Ableitung und Erklärung von „Ereignissen“ aus „Strukturen“, die heute mit im Zentrum der Diskussion um den „Historismus“ steht, geschaffen haben. Die folgenden Ausführungen möchten diese Tatsache näher beleuchten.

Wie Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ ausführen, ist „die erste geschichtliche Tat . . . also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse (Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung u. a. — H. Sch.), die Produktion des materiellen Lebens selbst, und zwar ist dies eine geschichtliche Tat, eine Grundbedingung aller Geschichte, die noch heute, wie vor Jahrtausenden, täglich und stündlich erfüllt werden muß, um die Menschen nur am Leben zu erhalten . . . Das erste also bei aller geschichtlichen Auffassung ist, daß man diese Grundtatsache in ihrer ganzen Bedeutung und ihrer ganzen Ausdehnung beobachtet und zu ihrem Rechte kommen läßt²¹“. Von eben dieser Grundtatsache gingen Marx und Engels aus und wiesen konkret nach, daß der Stoffwechsel mit der Natur in Form der gesellschaftlichen Produktion nicht nur die Gesellschaft ins Leben ruft und ihre weitere Existenz gewährleistet, sondern auch ihre Höherentwicklung bewirkt, daß sich die Gesellschaft in der Einheit ihrer materiellen und ideellen Verhältnisse, d. h. ihre jeweils spezifische Struktur, nur begreifen läßt, wenn man die gesellschaftliche Produktion als die wesentlichste Funktion eines jeden gesellschaftlichen Organismus anerkennt.

Von Kantschen und Hegelschen Denkansätzen ausgehend, wiesen Marx und Engels nach, daß es sich bei der Gesellschaft um eine echte organische, dialektisch gegliederte Ganzheit von Beziehungen handelt, daß die Gesellschaft nicht „ein mechanisches Aggregat von Individuen ist, an dem gemäß dem Willen der Obrigkeit (oder, was dasselbe ist, der Gesellschaft und der Regierung) beliebige Veränderungen vorgenommen werden können, das zufällig entsteht und sich wandelt²²“, wie Lenin die entgegengesetzte mechanistische Auffassung charakterisierte.

21 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 28.

22 W. I. Lenin, Werke, Bd. 1, S. 133.

„Setzen Sie einen bestimmten Entwicklungsstand der Produktivkräfte der Menschen“, schrieb Marx, den organischen Charakter aller gesellschaftlichen Verhältnisse und Institutionen hervorhebend, „und Sie erhalten eine entsprechende Form des Verkehrs (commerce) und der Konsumtion. Setzen Sie bestimmte Stufen der Entwicklung der Produktion, des Verkehrs und der Konsumtion, und Sie erhalten eine entsprechende Form sozialer Konstitution, eine entsprechende Organisation der Familie, der Stände oder der Klassen, mit einem Wort, eine entsprechende bürgerliche Gesellschaft (société civile). Setzen Sie eine solche Gesellschaft, und Sie erhalten einen entsprechenden politischen Zustand (état politique) . . .²³“. Sich direkt gegen die falsche Auffassung von der Gesellschaft als eines Aggregats wendend, an dem sich nach dem Willen der Menschen beliebige Veränderungen vornehmen lassen, erklärte Marx an einer anderen Stelle, „daß jede Form der Produktion ihre eignen Rechtsverhältnisse, Regierungsform etc. erzeugt. Die Roheit und Begrifflosigkeit liegt eben darin, das organisch Zusammengehörende zufällig aufeinander zu beziehen, in einen bloßen Reflexionszusammenhang zu bringen. Den bürgerlichen Ökonomen schwebt nur vor, daß sich mit der modernen Politik besser produzieren lasse als z. B. im Faustrecht. Sie vergessen nur, daß auch das Faustrecht ein Recht ist, und daß das Recht des Stärkeren unter anderer Form auch in ihrem ‚Rechtsstaat‘ fortlebt²⁴“.

In ihrer Auffassung der Gesellschaft als eines organischen Ganzen blieben Marx und Engels, wie aus den angeführten Zitaten bereits ersichtlich, nicht bei der Anerkennung des organischen Charakters der gesellschaftlichen Beziehungen stehen. Gleichzeitig klärten sie „die Frage nach dem Wechselverhältnis der verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Lebens, nach dem Überbau der ideologischen gesellschaftlichen Verhältnisse über den materiellen, die Frage, in deren bestimmter Lösung gerade die materialistische Doktrin besteht²⁵“, wie Lenin betont.

Die Lösung, die Marx und Engels gaben, bestand bekanntlich darin, daß sie die später von Marx im „Kapital“ bestätigte Hypothese aufstellten, daß die Produktionsverhältnisse, da „durch die Bedürfnisse und die Weise der Produktion bedingt²⁶“, alle anderen Verhältnisse bestimmen. „Ich war“, wie Engels nachträglich über den Prozeß seiner Einsicht in den wahren Charakter der Beziehungen zwischen den verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Lebens schreibt, „in Manchester mit der Nase darauf gestoßen worden, daß die ökonomischen Tatsachen, die in der bisherigen Geschichtsschreibung gar keine oder nur eine verachtete Rolle spielen, wenigstens in der modernen Welt eine entscheidende geschichtliche Macht sind; daß sie die Grundlage bilden für die Entstehung der heutigen Klassengegensätze; daß diese Klassengegensätze in den Ländern, wo sie vermöge der großen Industrie sich voll entwickelt haben, also namentlich in

23 Marx-Engels-Werke, Bd. 4, S. 548.

24 Marx-Engels-Werke, Bd. 13, S. 619 f.

25 W. I. Lenin, Werke, Bd. 1, S. 174.

26 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 30.

England, wieder die Grundlage der politischen Parteibildung, der Parteikämpfe und damit der gesamten politischen Geschichte sind²⁷“.

Die Entdeckung der Produktionsverhältnisse als der bestimmenden Verhältnisse, die mit der Anerkennung der Produktion als der wesentlichsten Funktion der Gesellschaft untrennbar verbunden ist, lieferte gleichzeitig den Schlüssel zur Beantwortung der Frage, was die Gesellschaft in ihrem Innersten zusammenhält, was die Vielfalt der Beziehungen und Institutionen zu einem einheitlichen Ganzen verbindet. Es sind nach Marx und Engels die Produktionsverhältnisse, die die Menschen zusammenhielten, noch ehe z. B. ein Staat existierte, den bürgerliche Theoretiker für das eigentliche Band der Gesellschaft ausgaben. „Es zeigt sich also“, wie die Begründer des Marxismus sagten, „schon von vornherein ein materialistischer Zusammenhang der Menschen untereinander, der durch die Bedürfnisse und die Weise der Produktion bedingt und so alt ist wie die Menschen selbst — ein Zusammenhang, der stets neue Formen annimmt und also eine ‚Geschichte‘ darbietet, auch ohne daß irgendein politischer oder religiöser Nonsens existiert, der die Menschen noch extra zusammenhalte²⁸“. „Nur der *politische Aberglaube* bildet sich noch heutzutage ein, daß das bürgerliche Leben vom Staat zusammengehalten werden müsse, während umgekehrt in der Wirklichkeit der Staat von dem bürgerlichen Leben zusammengehalten wird²⁹.“

Diese von Marx und Engels auf materialistische Weise gelöste Frage nach dem Wechselverhältnis der verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Lebens, nach dem Überbau der ideologischen gesellschaftlichen Verhältnisse über den materiellen ist heute wie damals von brennender Aktualität. Mögen bestimmte Historiker und Geschichtsphilosophen auch die Gesellschaftsproblematik, die Analyse der Gesellschaft, ihrer verschiedenen Seiten meiden, mögen sie auch in Worten von der Gleichberechtigung aller „Faktoren“ sprechen und jener Wechselwirkung anhängen, die Lenin, da die Existenz einer übergreifenden Seite ausgeschlossen, geleugnet wird, als Leere bezeichnet³⁰, mögen sie sich auch mit Spengler über die Bestimmung einer „prima causa“ lustig machen³¹ und die Existenz kausaler Abhängigkeiten zwischen den verschiedenen Strukturelementen der Gesellschaft überhaupt bestreiten, es ändert nichts daran, daß auch ihren Auffassungen über die Gesellschaft eine bestimmte Lösung dieser Problematik zugrunde liegt.

So spielen bei den Empiristen, die jegliche Theorie ablehnen, die ökonomischen Tatsachen nach wie vor „gar keine oder nur eine verachtete Rolle“, sind die Empiristen nach wie vor weit davon entfernt, sie als die „entscheidende geschichtliche Macht“ anzuerkennen. Dasselbe trifft für die spekulativen Geschichtsphilosophen wie Toynbee

27 Marx-Engels-Werke, Bd. 21, S. 211.

28 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 30.

29 Marx-Engels-Werke, Bd. 2, S. 128.

30 W. I. Lenin, Werke, Bd. 38, S. 154.

31 Siehe Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, München 1923, Erster Band, S. 203.

und Othmar F. Anderle zu. Unter den ökonomischen Tatsachen aber sind es eben vor allem die Produktionsverhältnisse als die für die Bestimmung der sozialen und politischen Struktur der Gesellschaft entscheidenden Verhältnisse, vor denen geflissentlich die Augen geschlossen werden, obgleich sich nur von ihrer Analyse her die Ursachen aller geschichtlichen Kämpfe zwischen den besitzenden und besitzlosen Klassen einer Gesellschaft wie auch zwischen den besitzenden Klassen verschiedener Gesellschaften begreifen lassen.

Von großem Gewicht für die Beantwortung der Frage, welche Bedeutung den verschiedenen ideologischen Beziehungen, den Institutionen des Überbaus wie Staat, Kirche (Religion) usw. und den Ideen, die in ihnen materialisiert sind, für den Verlauf der bisherigen Geschichte zukommt, war die Klärung ihres Ursprungs und ihrer Funktion: „Die Gesellschaft erzeugt gewisse gemeinsame Funktionen, deren sie nicht entraten kann. Die hierzu ernannten Leute bilden einen neuen Zweig der Teilung der Arbeit *innerhalb der Gesellschaft*. Sie erhalten damit besondere Interessen auch gegenüber ihren Mandataren, sie verselbständigen sich ihnen gegenüber, und — der Staat ist da³².“ „Der Staat ist also keineswegs eine der Gesellschaft von außen aufgezwungene Macht; ebensowenig ist er ‚die Wirklichkeit der sittlichen Idee‘, ‚das Bild und die Wirklichkeit der Vernunft‘, wie Hegel behauptet. Er ist vielmehr ein Produkt der Gesellschaft auf bestimmter Entwicklungsstufe; er ist das Eingeständnis, daß diese Gesellschaft sich in einen unlösbaren Widerspruch mit sich selbst verwickelt, sich in unversöhnliche Gegensätze gespalten hat, die zu bannen sie ohnmächtig ist. Damit aber diese Gegensätze, Klassen mit widerstreitenden ökonomischen Interessen nicht sich und die Gesellschaft in fruchtlosem Kampf verzehren, ist eine scheinbar über der Gesellschaft stehende Macht nötig geworden, die den Konflikt dämpfen, innerhalb der Schranken der ‚Ordnung‘ halten soll; und diese, aus der Gesellschaft hervorgegangene, aber sich über sie stellende, sich ihr mehr und mehr entfremdende Macht ist der Staat³³.“

Grundlage der gesamten Entwicklung der Organisation der Gesellschaft, der Herausbildung „bestimmter Zweige der Teilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft“ ist die Produktionsweise der Menschen, die, wie am Beispiel der Entstehung des Staates deutlich sichtbar, nicht nur die Entstehung einer solchen Institution überhaupt verursacht, sondern auch seinen sich von Produktionsweise zu Produktionsweise ändernden Charakter als Herrschaftsinstrument jeweils verschiedener Klassen bestimmt. Die ideologischen Verhältnisse der Menschen wie die politischen, religiösen etc. können demnach nicht willkürlich gestaltet werden, sondern nur in Übereinstimmung mit der Produktionsweise, deren Entwicklung bestimmten Gesetzen unterliegt³⁴.

32 Marx-Engels-Werke, Bd. 37, S. 490, Brief Engels' an Schmidt vom 27. 10. 1890.

33 Marx-Engels-Werke, Bd. 21, S. 165.

34 Siehe Marx-Engels-Werke, Bd. 4, S. 130.

Die empiristischen Historiker und Geschichtsphilosophen könnten mit Recht die Summe aller politischen Ereignisse als „Geschichte“ betrachten, möglicherweise auch einen verborgenen „Sinn“ allen Geschehens auf Erden zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen, wenn der gesellschaftliche Organismus tatsächlich keine wahre Geschichte in des Wortes eigentlicher Bedeutung hätte, wenn die den gesellschaftlichen Organismus bildenden materiellen und ideologischen Verhältnisse unveränderlich wären. In der Tat ist diese von Marx und Engels als falsch erwiesene Annahme Grundvoraussetzung der empiristischen Auffassungen vom Gegenstand und von der Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

Marx und Engels gingen von der übrigens nicht von allen bürgerlichen Ökonomen geleugneten Tatsache aus³⁵, daß der Zusammenhang der Menschen in der Produktion ein Zusammenhang ist, „der stets neue Formen annimmt und also eine ‚Geschichte‘ darbietet“³⁶, daß andererseits die „Moral, Religion, Metaphysik und sonstige Ideologie und die ihnen entsprechenden Bewußtseinsformen“ — worunter im Hinblick auf die Illusionen der heutigen empiristischen Historiker von der selbständigen und unabhängigen Rolle der Politik gerade das politische Bewußtsein zu nennen wäre — „hiermit nicht länger den Schein der Selbständigkeit (behalten). Sie haben keine Geschichte, sie haben keine Entwicklung, sondern die ihre materielle Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen ändern mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens“³⁷.

Von Geschichte kann, wie Marx und Engels hier betonen, erstens nur dort die Rede sein, wo sich an einem Objekt tatsächlich ein Prozeß der Entwicklung vollzieht. Sofern von einem Entwicklungsprozeß die Rede ist, muß die Existenz eines Objekts und eines Unterschieds in ein und demselben Objekt in zwei verschiedenen Zeitpunkten vorausgesetzt werden. Diese trivial erscheinende Feststellung verdient besonders hervorgehoben zu werden, da die empiristische Richtung der Historiographie in den „Geschehnissen“, mit denen sie sich vornehmlich beschäftigt, keinen wirklichen Wissenschaftsgegenstand besitzt, an dem eine Entwicklung nachzuweisen wäre, und da sie überdies die Idee einer gesetzmäßigen Entwicklung der Gesellschaft vom Niederen zum Höheren ablehnt, aber dennoch den Rang einer Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nimmt³⁸.

Marx' und Engels' Äußerungen richten sich jedoch nicht nur gegen die Versuche, dem System der materiellen Verhältnisse als der Grundlage der Gesellschaft eine Geschichte abzusprechen, dieses System, unter dem die bürgerlichen Ökonomen und Historiker das kapitalistische System begreifen, für ewig und unveränderlich auszugeben oder es aus der Betrachtung der Geschichte auszuklammern

35 Siehe Marx-Engels-Werke, Bd. 13, S. 43 f.

36 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 30.

37 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 26 f.

38 Siehe Rugard Otto Gropp, Zur bürgerlichen Geschichts- und Gesellschaftsproblematik, Diss., Leipzig 1948, III. Kapitel, Abschnitt 3.

und die Geschichte auf eine „Sammlung toter Fakta“ zu reduzieren, sondern auch gegen die von bürgerlichen Historikern unternommenen Versuche, den einzelnen Sphären des gesellschaftlichen Lebens, die ökonomische ausgenommen, eine absolut selbständige Entwicklung zuzuerkennen, und die Geschichte der Gesellschaft auf die Geschichte einer dieser ideellen Sphären des gesellschaftlichen Lebens zu reduzieren, d. h. nur einer bestimmten ideellen Sphäre eine Entwicklung vom Niederen zum Höheren zuzuerkennen oder aber die Entwicklung dieser einen Sphäre als für die Entwicklung der anderen Sphären, einschließlich der materiellen Verhältnisse, entscheidende auszugeben.

Demgegenüber betonten Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“, daß unter der Geschichte der Gesellschaft in erster Linie die Geschichte der materiellen Produktion und des materiellen Verkehrs der Menschen, die Entwicklung der Form des Zusammenhangs der Menschen in der Produktion zu begreifen ist, da diese Entwicklung erstens vom Bewußtsein der Menschen, von ihrem Wollen und Wünschen unabhängig ist, und zweitens das Entstehen, die Entwicklung und das Vergehen der anderen gesellschaftlichen Beziehungen wie der politischen und religiösen bestimmt. Sie begriffen die Geschichte der Gesellschaft als die Geschichte einer Totalität von Beziehungen, in der der Entwicklung der materiellen Produktion und der von ihr abhängigen materiellen Beziehungen das Primat zukommt, da sie die Entwicklung der Totalität bestimmt.

Die Anerkennung der Geschichte der Gesellschaft als vornehmlich einer Geschichte der materiellen Produktion und des materiellen Verkehrs der Menschen bedeutet, wie gesagt, nicht, daß die anderen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens als unveränderlich anzusehen sind — „... die ihre materielle Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen ändern mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens“³⁹, betonen Marx und Engels — oder daß ihnen kein Einfluß auf die Entwicklung der materiellen Produktion und des materiellen Verkehrs zugestanden würde, daß also von ihnen bei der Erforschung der Entwicklung der Gesellschaft zu abstrahieren wäre. Die Geschichte der Gesellschaft bliebe im Gegenteil unverstänlich, wenn wir sie nicht als die Geschichte einer Totalität von Beziehungen betrachteten, in der auch die ideologischen Verhältnisse als Elemente dieser Totalität eine nicht unwesentliche Rolle spielen. „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung beruht“, wie Engels bemerkt, „auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, daß die ökonomische Lage *Ursache*, *allein aktiv* ist und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der in letzter *Instanz* stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit“⁴⁰.

39 Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 27.

40 Marx/Engels, Ausgewählte Schriften, Bd. II, S. 474 f., Brief Engels an Starkenburg vom 25. 1. 1894.

Die Entwicklung der ideellen Sphären des gesellschaftlichen Lebens kann aber nur begriffen werden, wenn die materielle Sphäre erstens als die die ideellen Sphären letztlich bestimmende anerkannt und zweitens die Entwicklung der materiellen Sphäre nicht gelehnet wird. Die dialektisch-materialistische Auffassung der Gesellschaft ist insofern das Synonym für eine organische, dialektische Auffassung der Gesellschaft als der wechselseitige Zusammenhang aller Seiten des gesellschaftlichen Lebens, das Primat der materiellen Verhältnisse gegenüber den ideologischen Verhältnissen und die unbegrenzte Entwicklung des gesamten gesellschaftlichen Organismus anerkannt wird. „Ebensowenig wie die Erkenntnis“, sagt Engels, „kann die Geschichte einen vollendeten Abschluß finden in einem vollkommenen Idealzustand der Menschheit . . .“⁴¹

Bestimmt die Veränderung und Entwicklung der materiellen Verhältnisse als ein naturhistorischer Prozeß, der sich mit Notwendigkeit aus der Entwicklung des Stoffwechselprozesses der Gesellschaft ergibt, die Entwicklung aller übrigen Verhältnisse der Menschen, so muß die Entwicklung des gesellschaftlichen Organismus als Ganzes an der qualitativen Veränderung des Systems der materiellen Verhältnisse gemessen werden. Zur Kennzeichnung eben solcher qualitativ verschiedener Stufen des Systems der Produktionsverhältnisse prägte Marx den Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation, mit dem es möglich ist, die einzelnen historischen Zustände des gesellschaftlichen Organismus voneinander abzugrenzen.

Die Erkenntnis, daß es qualitativ verschiedene Produktionsverhältnisse gibt, daß es „in allen Gesellschaftsformen . . . eine bestimmte Produktion (ist), die allen übrigen, und deren Verhältnisse daher auch allen übrigen Rang und Einfluß anweist“⁴² ermöglicht es, sowohl zeitlich koexistierende Gesellschaften als einer verschiedenen Formation zugehörige voneinander zu scheiden als auch den Übergang einer Gesellschaft von einer ökonomischen Gesellschaftsformation zur anderen zeitlich annähernd zu bestimmen. Diese Bestimmung der Grenzen ist aber zweifellos eine elementare Voraussetzung dafür, daß von der Gesellschaft als einem organischen Ganzen überhaupt gesprochen werden kann, da jede Systemeinheit in der Welt zeitlich und räumlich begrenzt ist, und zum andern dafür, daß die spezifischen Gesetze, denen Entstehung, Entwicklung, Funktionieren und Vergehen der verschiedenen gesellschaftlichen Organismen unterworfen sind, untersucht werden können, da, wie Lenin in diesem Zusammenhang bemerkte, das Gerede der alten Ökonomen und Soziologen von der Gesellschaft schlechthin in der Erkenntnis der Gesetze der Entwicklung einer ökonomischen Gesellschaftsformation nicht vom Fleck führt.

Die Bestimmung der Grenzen ist vor allem Voraussetzung dafür, daß ein Entwicklungsprozeß des gesellschaftlichen Ganzen nachgewiesen wird, denn nur, wenn die Existenz solcher Grenzen anerkannt

41 Marx-Engels-Werke, Bd. 21, S. 267.

42 Marx-Engels-Werke, Bd. 13, S. 637.

wird, kann versucht werden, das Entstehen des einen gesellschaftlichen Organismus aus dem andern, d. h. eine Entwicklung, nachzuweisen.

Die Erkenntnis, daß die Formen des sozialen Aufbaus veränderlich sind, daß nicht ein und dieselbe Form zu allen Zeiten herrscht, ruft logischerweise die Frage nach der Quelle, nach dem Ursprung der Veränderung, nach der Triebkraft der Entwicklung der sozialen Organismen hervor. Die mit der Wissenschaft einzig verträgliche Annahme vom Ursprung der Bewegung kann nur die Annahme einer Selbstbewegung der sozialen Organismen sein, die Annahme also, daß die sozialen Organismen die Quelle ihrer Bewegung in sich selbst haben. Diese Ursache der Selbstbewegung der Gesellschaft erkannten Marx und Engels in der Entwicklung ihrer Widersprüche: „Die Entwicklung der Widersprüche einer geschichtlichen Produktionsform ist . . .“, wie Marx schrieb, „der einzig geschichtliche Weg ihrer Auflösung und Neugestaltung“⁴³.

Von außerordentlich großer Bedeutung für die Erkenntnis der Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft war es, daß das im Kapitalismus vorherrschende Produktionsverhältnis, das Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit, selbst als ein widerspruchsvolles Verhältnis erkannt wurde. Marx wies nach, daß das Kapital kein Ding ist, wie die bürgerlichen Ökonomen meinten, sondern Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse, eben des Verhältnisses von Kapital und Arbeit. Die Einsicht in die Entwicklungsgesetze des Systems dieser Verhältnisse setzte unvermeidlich die Aufdeckung der diesem System immanenten Widersprüche voraus. Denn sind die Produktionsverhältnisse einmal als die alle andern gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmenden Verhältnisse erkannt, so kann ihre in der Geschichte vor sich gegangene und vor sich gehende Entwicklung nicht aus der Veränderung der übrigen Verhältnisse, etwa aus dem System der vorherrschenden politischen oder moralischen Auffassungen der Menschen, erklärt werden, sondern aus den ihnen selbst innewohnenden Widersprüchen. Über diesen dialektischen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit schrieben Marx und Engels bereits in der „Heiligen Familie“: „Das Privateigentum als Privateigentum, als Reichtum, ist gezwungen, *sich selbst* und damit seinen Gegensatz, das Proletariat, im *Bestehen* zu erhalten. Es ist die positive Seite des Gegensatzes, das in sich selbst befriedigte Privateigentum. Das Proletariat ist umgekehrt als Proletariat gezwungen, sich selbst und damit seinen bedingenden Gegensatz, der es zum Proletariat macht, das Privateigentum, aufzuheben. Es ist die *negative* Seite des Gegensatzes, seine Unruhe in sich, das aufgelöste und sich auflösende Privateigentum“⁴⁴.

Schon in dieser abstrakten Formulierung ist die Einsicht in den Tatbestand der dialektischen Einheit von Bourgeoisie und Proletariat enthalten, die die Träger der im Kapitalismus vorherrschenden und

43 Marx-Engels-Werke, Bd. 23, S. 512.

44 Marx-Engels-Werke, Bd. 2, S. 37.

dessen Charakter bestimmenden Produktionsverhältnisse sind. Im „Kapital“ untersuchte Marx die Entstehung dieser Verhältnisse und ihre Entwicklung dann gründlich und zog aus dem Studium der ihnen eigentümlichen Widersprüche den Schluß auf ihre Vergänglichkeit, indem er die konkreten Ursachen für die Verschärfung der Widersprüche im Kapitalismus aufdeckte, die letztlich zur Sprengung der dialektischen Einheit von Bourgeoisie und Proletariat und zur Herstellung qualitativ neuer Produktionsverhältnisse führen, die der Entwicklung der Produktivkräfte wieder Raum geben.

Auf diese Weise bewies Marx am Beispiel der kapitalistischen Gesellschaftsformation seinen genialen Gedanken, daß jedes Produktionssystem in Abhängigkeit vom Charakter der Produktivkräfte, mit deren Hilfe der Stoffwechsel mit der Natur oder, anders ausgedrückt, die Lösung der äußeren Widersprüche zwischen Gesellschaft und Natur, vollzogen wird, auf besondere Art konstruiert sein muß, um funktionieren zu können, daß also, da es in der Natur des Stoffwechselprozesses liegt, daß sich die Produktivkräfte dabei ständig weiterentwickeln, sich auch die Verhältnisse, die die Menschen in der Produktion eingehen, um sie betreiben zu können, zwangsläufig verändern müssen. Damit fand das empirisch konstatierbare Faktum der Existenz qualitativ verschiedener Arten von Produktionsverhältnissen in der Geschichte erstmalig eine wissenschaftliche Erklärung. „Heute — seit dem Erscheinen „des ‚Kapital‘ — ist die materialistische Geschichtsauffassung schon keine Hypothese mehr, sondern eine wissenschaftlich bewiesene These . . .“⁴⁵

Der Klassenkampf aber wurde als spezifischer äußerer Ausdruck der Existenz von inneren Widersprüchen der antagonistischen Gesellschaften erkannt und gleichzeitig nachgewiesen, daß er sich mit der unvermeidlichen Entwicklung und Entfaltung der inneren Widersprüche des Kapitalismus bis zur sozialen Revolution als der höchsten Form des Klassenkampfes zuspitzen muß, deren Sieg der Beginn der Entwicklung eines neuen, sozialistischen Produktionssystems ist. Der Klassenkampf wurde also nicht nur als äußerer Ausdruck der inneren Widersprüche der antagonistischen Gesellschaften, sondern auch als unumgängliches, notwendiges Mittel ihrer Lösung, d. h. der Ablösung eines sozialen Organismus durch einen andern, höheren erkannt.

Es hieße also die Leistung von Marx auf dem Gebiet der Geschichtsbetrachtung völlig verkennen und die Bedeutung der von ihm entwickelten Theorie für die Geschichtswissenschaft gründlich unterschätzen, wollte man sie lediglich in einer „Erweiterung“ des Horizonts der herkömmlichen idealistischen Betrachtungsweise der Geschichte, in der Entdeckung eines neuen, bislang unbeachteten „Faktors“, des „ökonomischen“, sehen. In seiner Rede am Grabe von Karl Marx hat Friedrich Engels sehr deutlich gezeigt, daß Marx' wissenschaftliches Verdienst auf diesem Gebiet darin bestand, daß er die gesamte bisherige Geschichtsbetrachtung von Grund auf umgewälzt

hat: „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnitts die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt“⁴⁶.“ Denn „die ganze bisherige Geschichtsanschauung beruhte“, wie Engels an anderer Stelle feststellte, „auf der Vorstellung, daß die letzten Gründe aller geschichtlichen Veränderungen zu suchen sind in den sich verändernden Ideen der Menschen, und daß von allen geschichtlichen Veränderungen wieder die politischen die wichtigsten, die ganze Geschichte beherrschenden sind. Woher aber den Menschen die Ideen kommen und welches die treibenden Ursachen der politischen Veränderungen sind, danach hatte man nicht gefragt“⁴⁷ — und wie uns scheint, wirken diese Vorstellungen, wie die Diskussion um die „Krise des Historismus“ zeigt, auch in der Gegenwart — wenn auch nicht unangefochten — weiter.

Es liegt auf der Hand und hat sich in der Tat erwiesen, daß sich von derartigen Vorstellungen ausgehend keine den Forderungen des gesunden Menschenverstands genügende Erklärung für geschichtliche Ereignisse finden läßt, daß sich die Annahme von der Irrationalität des Geschichtsprozesses, von der absoluten „Sinnlosigkeit“ allen Geschehens zwangsläufig aufdrängen muß; wie auch die Auffassung, „wo die Religion als der entscheidende Hebel der Weltgeschichte gilt, schließlich auf reinen Mystizismus hinauslaufen muß“⁴⁸, wie Engels seinerzeit im Hinblick auf Bachofens „Erklärung“ für den Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht sehr treffend bemerkte.

Mit der Begründung der materialistischen Geschichtstheorie wurde sowohl der Verzicht auf Erklärung der geschichtlichen Ereignisse, die Beschränkung auf ihre Beschreibung, als auch der Versuch, die eigentlichen Ursachen für die geschichtlichen Veränderungen, „die bewegenden Mächte“ von außen aus der philosophischen oder religiösen Ideologie etwa in die Geschichte hineinzumportieren (wie er z. B. zuletzt von Toynbee unternommen wurde) zu einem Anachronismus⁴⁹.

46 Marx-Engels-Werke, Bd. 19, S. 335 f.

47 Ebenda, S. 102.

48 Marx-Engels-Werke, Bd. 22, S. 214.

49 Sehr sarkastisch hat sich übrigens bereits Marx zu seiner Zeit über die Auffassung ausgelassen, wonach man in der Gesellschaftswissenschaft, im konkreten Fall der Ökonomie, bei der äußeren Erscheinung der Dinge

Wie die obigen Darlegungen zeigen, schließt die marxistische Theorie die Antwort auf alle Fragen, wie sie in der eingangs erwähnten Diskussion aufgeworfen wurden, faktisch in sich ein. Sie zeigen, daß es in einer Geschichtswissenschaft, die sich von dieser Theorie leiten läßt, keine politische Neutralität, keine Unparteilichkeit geben kann, daß ihre Aufgabe darin bestehen muß, die Möglichkeiten der Beförderung des gesellschaftlichen Fortschritts aufzudecken, die Erfahrungen des Kampfes aller jener Kräfte zu sammeln und zu verallgemeinern, die sich in der Vergangenheit für die Verwandlung dieser Möglichkeiten in Wirklichkeit eingesetzt haben, denn in der Geschichte vollzieht sich nichts automatisch. Sie zeigen, daß die Geschichte sehr wohl einen Maßstab für die Abgabe von Werturteilen darbietet, daß Objektivität und Parteilichkeit keinen Gegensatz bilden müssen, wenn sich der Historiker, sobald er einmal die notwendig zu lösenden Aufgaben der Gesellschaft erkannt hat, im politischen Kampf auf die Seite derer stellt, die bereits aktiv für die Lösung eben dieser Aufgaben kämpfen.

stehenbleiben solle, auf die Enthüllung des inneren Zusammenhangs verzichten, also rein empiristisch, atheoretisch vorgehen solle: „Aber die Sache hat hier noch einen andren Hintergrund. Mit der Einsicht in den Zusammenhang stürzt, vor dem praktischen Zusammensturz, aller theoretische Glaube in die permanente Notwendigkeit der bestehenden Zustände. Es ist also hier absolutes Interesse der herrschenden Klassen, die gedankenlose Konfusion zu verewigen. Und wozu anders werden die sykophantischen Schwätzer bezahlt, die keinen andern wissenschaftlichen Trumpf auszuspielen wissen, als daß man in der politischen Ökonomie überhaupt nicht denken darf? (Marx-Engels-Werke, Bd. 32, S. 533 f. Brief Marx' an Ludwig Kugelmann vom 11. 7. 1868.)

Manfred Busowietz

Gedenkreden deutscher Historiker

Vorbemerkung

Der vorliegende Aufsatz befaßt sich mit drei ausgewählten historischen Gedenkreden, die zwischen 1961 und 1970 in der BRD zu staatsoffiziell bzw. privat für bedeutsam erachteten geschichtlichen Anlässen von bekannten Historikern gehalten wurden¹. Die jeweiligen Anlässe selbst und die Art und Weise, in der gedacht wird, gestatten wichtige Aufschlüsse sowohl über gesellschaftlich relevante geschichtliche Einstellungen als auch, durch diese vermittelt, über herrschende aktuelle politische Haltungen. Bestellt und arrangiert von gesellschaftlich und politisch führenden Gruppen, geben die untersuchten Gedenkreden zahlreiche repräsentative Hinweise auf dominante Aspekte des Geschichtsverständnisses der herrschenden Schichten in der BRD, das, aufgrund ihres Kommunikationsmonopols, für das allgemeine Geschichtsbewußtsein hierzulande zweifellos von erheblicher Bedeutung sein dürfte. Die wissenschaftliche und politische Gewichtigkeit dieser Hinweise korreliert dabei mit der der Redner und Veranstalter. Allerdings deuten die Namen der Vortragenden schon an, daß weniger die noch jungen, von empirischer Soziologie und Politologie beeinflussten Richtungen der bürgerlichen Historiografie zu Wort kommen, als vielmehr traditionalistische Auffassungen, die freilich gegenwärtig noch den Gesamtzustand des bürgerlich-wissenschaftlichen und vor allem des öffentlich-offiziellen Geschichtsbewußtseins entscheidend prägen. Von deren Vertretern wird nach wie vor fast ausschließlich das öffentliche historische Gedenken besorgt. Gewiß ist dieser Gesamtzustand nur über eine gründliche und detaillierte gesellschaftskritische Analyse der repräsentativen Lehrmeinungen bürgerlicher Historie auf seinen Begriff zu bringen. Gegenüber dem Wissenschaftsbereich, der nur wenigen zugänglich ist, haben die Gedenkreden den Vorteil der größeren Nähe zur poli-

1 Hans Rothfels: „Otto von Bismarck — Persönlichkeit und Werk“ (Rede, gehalten am 1. April 1965 im Deutschen Bundestag anlässlich des 150. Geburtstages des Reichsgründers). In: Das Parlament, 1965, Nr. 14, S. 9/10.

Theodor Heuss: „150 Jahre Krupp“ (Rede, gehalten am 20. November 1961 in Essen anlässlich des 150jährigen Bestehens der Firma Krupp), Tübingen o. J.

Golo Mann: „Tradition und Wandel der deutschen Außenpolitik“ (Rede, gehalten am 9. Januar 1970 im Theater der Stadt Bonn anlässlich der 100-Jahr-Feier des Auswärtigen Amtes), in: Das Parlament, 1970, Nr. 3, S. 10/11.

tischen Wirklichkeit. In ihnen und durch sie äußern sich die Herrschenden globaler, konzentrierter, unvermittelter. Gerade ob ihrer gedrängten Form, ob ihrer Allgemeinverständlichkeit und ihres bilanzierenden und offen wertenden Vorgehens besitzen diese Gedenkreden einen relativ hohen Aussagegehalt. Geringer dagegen dürfte ihr direkter propagandistischer Wert sein, wengleich sie mehr sind als bloße Ornamente. Die Tatsache historischer Gedenkreden selbst und der Aufwand, der ihnen zuteil wird, machen deutlich, daß, trotz der fortschreitenden Enthistorisierung des allgemeinen gesellschaftlichen Bewußtseins und dessen massiv betriebener Ausrichtung auf bloße Aktualität, die bestehenden Herrschaftsverhältnisse ohne geschichtliche Legitimation nicht auskommen. Je intensiver aber der Prozeß der Enthistorisierung wirksam wird, desto größer werden die Möglichkeiten herrschaftskonformer Indoktrination in den verbleibenden gesellschaftlich noch notwendigen Bereichen öffentlicher und privater historisch-politischer Diskussion.

Hans Rothfels — Leitbild Bismarck

Als sich am 1. April 1965 Abordnungen der herrschenden Klasse festlich gestimmt zur Gedenkfeier des 150. Geburtstages Otto von Bismarcks versammelten, schienen sie die Gefahr, sich gründlich zu demaskieren, gespürt zu haben. Die prachtvoll hergerichtete Gedenkstunde² für den „eisernen Kanzler“, der aus seiner Verachtung für die parlamentarische Demokratie nie ein Hehl gemacht hatte, im Plenarsaal des deutschen Bundestages konnte unliebsamen Argwohn vor allem des interessierten internationalen Publikums heraufbeschwören. Dem forsch zu begegnen, war denn auch der Festredner allererstes Anliegen. In seiner Eingangsrede gab der damalige Bundeskanzler Ludwig Erhard ohne Umschweife das Leitmotiv des einzusegnenden Bismarck-Verständnisses kund: „Wir wissen auch, daß Otto von Bismarck niemals, wie das zu Zeiten der Weimarer Demokratie versucht worden ist, ein Kronzeuge gegen die deutsche Demokratie sein konnte.“ Behutsamer, gewiefter unternimmt der Festredner Rothfels es, Bismarck und aktuelle Politik zu vereinen. Mit eingängigen Appellen an Bildung und Charakter versucht er zu Beginn, Kritiker in den Bereich bloßer Polemik zu manövrieren. Gegenüber der „staatspolitischen Größe“ Bismarcks fordert er Konzilianz. Auf ihn als „den Vollender der deutschen Einigung“ nur soll sich der Rückblick konzentrieren. Sei doch heute ein „Tiefstand“ des Bismarck-Urteils überwunden, den man allenfalls den gegnerischen parlamentarischen Zeitgenossen zugestehen könnte, die „am 28. März

2 Die Wochenschrift „Das Parlament“ informierte: „Am 1. April 1815 wurde Otto von Bismarck geboren. Um dieses Tages zu gedenken, veranstaltete die Bundesregierung eine Feier im blumengeschmückten Plenarsaal des Bundestages. In der vordersten Reihe hatten Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke, Bundestagspräsident D. Dr. Eugen Gerstenmaier, Mitglieder des Bundeskabinetts, Parlamentarier aller Fraktionen und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Platz genommen.“

1895 dem Präsidenten des deutschen Reichstages die Ermächtigung versagten, dem Fürsten Bismarck zu seinem 80. Geburtstag die Glückwünsche des Parlaments zu übermitteln“. Rückständig und von fragwürdigem Charakter ist mithin, wer von einem kritischen Urteil nicht abrücken will.

Dem subtilen Schema der psychologischen Herabwürdigung des nicht-apologetischen Standpunktes sekundiert geschichtstheoretisch der subjektivistische Maßstab der „historischen Gerechtigkeit“. Dessen endliche Durchsetzung „nach starken Pendelschlägen“ habe dem „Bild Bismarcks Konturen“ verliehen, „die ihn nicht nur als einen großen Gestalter des deutschen politischen Lebens in seiner Zeit charakterisieren, sondern ihn hinausgreifen lassen über das nationalstaatliche Jahrhundert wie über dessen Ende in Weltkrieg und Weltrevolution“. Bismarck zu enthistorisieren, um ihn als einen überzeitlichen politischen Mythos für die Gegenwart geltend zu machen, wie es dieses Zitat andeutet, könnte schwerlich nach Maßgabe „historischer Objektivität“ gelingen. Mittels personengebundener Urteilkriterien wie dem der „historischen Gerechtigkeit“ läßt sich jeder „Tiefstand“ überwinden, denn strenger wissenschaftlicher Kontrolle wird hier aus dem Wege gegangen.

Es wäre diese auch nur hinderlich gewesen, als es galt, die systemkritischen Spitzen der unmittelbar nach der „deutschen Katastrophe“ 1945 einsetzenden Selbstbesinnung von Teilen der konsternierten bürgerlichen Historiografie, die sich insbesondere auch auf den „deutschen Wert“ des Preußentums und auf die Bismarcksche Politik der nationalen Einigung bezog, zu entschärfen. Wegen ihrer großen Anpassungsfähigkeit waren subjektivistische Methoden gut geeignet, die bürgerliche Selbstkritik aufzufangen und das traditionelle Geschichts- und Bismarck-Bild in seinen wesentlichen Elementen zu restaurieren. Ihr hoher Grad an psychologischer und politischer Mobilität gestattete die schadloze Integration einer Vielzahl von einzelnen Momenten der Kritik, denen stattzugeben die veränderten politischen Gegebenheiten nach 1945 erzwangen³.

Ansätze, die geschichtliche Entwicklung des kapitalistischen Deutschland seit spätestens den Einigungskriegen Bismarcks als einen zusammenhängenden Prozeß zu begreifen, mußten und müssen jedoch mit aller Macht eingedämmt werden. Denn der Versuch, die besondere Aggressivität des deutschen Imperialismus, der zwei Weltkriege verschuldet hat, auf die spezifische Verbindung von expandierender kapitalistischer Wirtschaft und preußisch-reaktionärer Unterdrückung der emanzipatorischen Ansprüche und Ziele des Bürger-

3 Als einer der Exponenten der restaurativen bürgerlichen Historiografie sprach Rothfels auf dem westberliner Historikerkongreß 1964 „zwar von der ‚berechtigten(n) Kritik an problematischen Zügen der preußischen Geschichte‘, doch ging es ihm offensichtlich in erster Linie darum, ... daß ‚das vielfach Vorbildhafte des preußischen Staates und der dem Gemeinwohl verpflichteten preußischen Staatsgesinnung als eine gültige Leistung europäischer Zivilisation‘ sichtbar und anerkannt wird.“ In: Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, Köln 1970, S. 146.

tums, von militaristischem, machtpolitischem Denken und liberal-kapitalistischer Produktionsweise als ihrer Grundkonstellation zurückzuführen, stellt in der Konsequenz die Legitimitätsgrundlage der traditionalistischen bürgerlichen Geschichtsauffassungen und darüber hinaus die der kapitalistischen Gesellschaftsordnung selbst in Frage. Bismarck wird darum von den nachfolgenden geschichtlichen Phasen, vor allem von der faschistischen, strikt isoliert. Das dazu probateste Mittel, die Kontinuitätsfrage der neueren deutschen Geschichte in eine falsche, personalistische Beziehung zu setzen, um sie aufzulösen, bringt auch Rothfels zum Einsatz. Die exponierten historischen Persönlichkeiten werden charakterologisch nach „den originalen Dokumenten ihres Wesens“ verglichen, als ob sie die Verhältnisse konstituierten. Nach Rothfels „ragt Bismarck aus jeder auch nur entfernt möglichen Analogie mit einem späteren ‚Führer‘ heraus“, denn „Gedankenreichtum und stilistische Präzision“ (in seinen Botschafterberichten), das „Nicht-Müde-Werden in ständiger Kritik alles Phrasenhaften“ und die Liebe zur Natur, wovon seine „Landschaftsschilderungen“ beredtes Zeugnis ablügen, „hebt seine Figur ab ... von der eifertigen (!) Herstellung angeblicher Kausalketten, als ob 1862 oder 1866 oder 1878 durch ihn entschieden worden sei, was 1914 oder 1918 oder — schlimmer noch — 1933 geschah“.

Fernab der grundlegenden historisch-politischen Fragen, die das Kontinuitätsproblem aufwirft, haben kritische Anmerkungen ihren konzessionierten Platz. Sich an Theodor Heuss haltend, der gleichfalls nichts von jenen „Verbindungslinien zwischen Anfang und Ende“ wissen will, räumt Rothfels ein, daß Bismarck „die ‚Denaturierung der Parteien, die im Vorhof der Macht festgehalten wurden‘“, „die Erhöhung des Anscheins monarchischer Vollgewalt“, „das Beugen von Charakteren und der Verschleiß von Talenten“ zur Last zu legen seien. Die konkrete gesellschaftlich-geschichtliche Bedeutung dieser Feststellungen jedoch, ohnehin ihres kritischen Gehalts durch die Trennung von der Hauptproblematik beraubt, verdeckt der personalistische Interpretationsrahmen, in welchem die obrigkeitliche Repression zum „Verlustsaldo“ des „Bismarckschen Kampfwillens“ und die Folgen zu bloßen „Mißverständnissen“ zwischen Genie und durchschnittlichen Nachfolgern werden.

Neben ausgewählten Vorbehalten der gegenwärtigen bürgerlichen Bismarck-Interpretation referiert Rothfels auch Topoi der zeitgenössischen Kritik. „Den Konservativen war er der Abtrünnige, der Mann ohne Prinzipien, bereit, mit der Revolution zu paktieren oder legitime Fürsten zu entthronen. Den Liberalen war er Autor der Preßordnanz, der Verletzer des geschriebenen Verfassungsrechts und der selbstherrliche Junker. Aber auch unter den Männern des Regierungsapparates oder des Auswärtigen Dienstes gab es nur wenige, die sich nicht gelegentlich, oft in scharfen Worten, über ihren Herrn und Meister ergingen.“ Alle Lager der Kritik unverbunden aneinandergereiht, neutralisieren sie sich selbst. Indem die zeitgenössischen Kritiken als bloße Tatsachen aufgezählt werden, ohne sich auf die politische Wirklichkeit des militärisch-polizeilich erzwungenen und

durch ökonomische Zugeständnisse abgestützten Klassenkompromisses zwischen reaktionärem Adel, preußischer Junkerkaste und liberalkapitalistischer Bourgeoisie zu beziehen, sollen sie die Vorstellung von einer klassenunabhängigen Stellung Bismarcks hervorrufen. Damit Bismarck alle vertrete, läßt Rothfels seine „Politik über jede klassenmäßige Befangenheit hinausgreifen“. In der Außenpolitik wird der preußisch-junkerliche Reichskanzler ebenfalls präpariert, vor allem gegenüber den von Bismarck bekämpften, bedrohten und beargwöhnten Ländern, da sie nun Bündnispartner sind. Damit er nicht der westlichen Europakonzeption entgegenstehe, läßt Rothfels ihn auch über „jede bloß nationale Befangenheit hinausgreifen“. Bismarcks stur auf die Erhaltung und Sicherung der antidemokratischen Bastionen Europas und somit des preußisch-deutschen Obrigkeitsstaates gerichtete Außenpolitik, deren gewaltsame Grundlegung die Gefahr künftiger Konflikte keineswegs beseitigte, vielmehr stets in Latenz hielt, wird zu einer „im eminenten Sinne ‚europäischen‘“ umgedeutet. Indem diese Politik übernationaler Abwehrsysteme gegen die internationalen demokratischen und sozialistischen Bewegungen bedurfte, ging sie sicherlich „über die Verfolgung deutscher Sonderinteressen weit hinaus“. Mitnichten jedoch war Bismarcks Außenpolitik „durch das Ethos einer sich selbst beschränkenden Macht“ bestimmt, die darum „die gegebenen Ausdehnungstendenzen der anderen Mächte“ gebunden haben soll. Vielmehr erkannte Bismarck, darin von großer politischer Klugheit, daß mit der aggressiven preußischen Expansion in den Einigungskriegen die Grenze des Möglichen erreicht war, und nun alles auf die Bewahrung des Geschaffenen ankam. Der mit militärischen Mitteln herbeigeführte Zustand nationaler Größe Preußens war außenpolitisch daher folgerichtig belastet durch die tiefe Feindschaft Frankreichs und das Mißtrauen anderer europäischer Großmächte, insbesondere Englands. Er enthielt eher den Keim neuer militärischer Kontroversen denn „ein Ordnungsprinzip, das Deutschland zum Garanten der europäischen Staatengesellschaft machte“.

Bereits in den einleitenden Bemerkungen Rothfels, die Bismarck neue allgemeingültige Umriss verleihen wollen, wird der Charakter der Revision des spätbürgerlichen Bismarck-Verständnisses (und darüber hinaus der des allgemeinen Geschichtsbewußtseins) nach 1945 sichtbar. Eine wirkliche, gründliche Veränderung ist nicht zu erkennen; Kritik wird nur als begrenzte Konzession zugelassen. Modifikationen des Bismarck-Bildes, die aus politischen Opportunitätsgründen — bei Rothfels „Abstand der Zeit“ — erforderlich wurden, haben kaum mehr als taktische Bedeutung. Sie sollen die Rekonstruktion der Überlieferung, die Rothfels im folgenden en Detail ausführt, unverdächtig machen.

Den zentralen Gesichtspunkt der Rothfels-Rede bildet die Staatsauffassung Bismarcks, deren Grundzüge er zu bleibenden Werten erklärt. Zwar „können weder irgendein Inhalt Bismarckscher Politik noch seine Figur direkt hinübergeworfen werden in unsere Zeit“, „aber sie (die allgemeinen Züge, M. B.) rühren an Grundsätz-

liches und haben etwas Forderndes behalten oder erst recht (!) wieder für uns gewonnen“. Derart von seiner konkreten historischen Funktion abgelöst, bleibt der preußisch-Bismarcksche Staat als Abstraktum zurück, dem Rothfels, ganz in der Tradition des deutschen Historismus, die Bezeichnung „überpersönliche Individualität“ gibt. Gegenüber seinen geschichtlich-gesellschaftlichen Bedingungen, die den Staat erst in seinen Zwecken und Funktionsweisen konstituieren, verabsolutiert, wird er zu einer Einrichtung sui generis. Die individualisierende Auslegung entzieht ihn allgemeiner Kriterien und macht ihn so zu Zwecken von Herrschaft fungibel.

Nur noch immanent interpretierbar, bedarf es zu seinem Verständnis Qualitäten des Gefühls und des Gespürs, die rational nicht mehr kontrollierbar sind. „Einfühlung und Einpassung in den Zusammenhang des Gewordenen mit dem Werdenden ließ ihn (Bismarck, M. B.) den Staat und seine Einrichtungen in allem Wechsel als ‚permanent identische Persönlichkeit‘ sehen“. Irrationaler Ausdruck reaktionärer Herrschaft, die im Interesse der Selbsterhaltung ihr Machtinstrument, den Staat, zu einer autonomen Institution von Ewigkeitswert hypostasiert, „mag dieses Wort“ in der Tat „trotz seines romantischen Klanges für uns gerade mit der Betonung des unaufhebbar (!!) Kontinuierlichen eine sehr reale Bedeutung haben“. Geschichtlich ergänzt Rothfels seine historistische Konstruktion des preußischen Staates an sich, in der ihrer Logik nach machtpolitisches Denken gegen jeden Anspruch gesellschaftlicher Emanzipation steht, durch die Behauptung seiner angeblichen Ideologiefreiheit.

Seine militaristisch-bürokratische, autoritäre Struktur löst Rothfels auf in Grundzüge, die „fernab von jeder Arroganz, die der Vorsehung in die Karten zu greifen sich anmaßt oder das Paradies auf Erden verheißt, fernab von jeder selbstgemachten (!!) Ideologie liegen“. „Bismarck“, so verklärt ihn Rothfels, „tradiert damit eine Auffassung des politischen Berufs, die — frei von weltanschaulichen Sympathien oder Antipathien — mit den Gegebenheiten nüchtern rechnet, ohne auf ihre sinnvolle Gestaltung zu verzichten . . .“ Abgesehen davon, daß die staatspolitisch-ideengeschichtliche Sicht Rothfels' Ideologie von den sie bedingenden gesellschaftlichen Interessenkonstellationen abzieht und auf Fragen der Weltanschauung reduziert, stimmt seine Feststellung keineswegs, denn selbst Bismarcks außenpolitische Haltung war außerordentlich stark von seinem reaktionär-monarchistischen Weltbild beeinflusst, wie das im einzelnen sein Glaube an die Bündnisunfähigkeit der französischen Republik und seine Auffassung, daß man mit einem parlamentarisch regierten Staat wie England kein festes Bündnis schließen könne⁴, belegen.

Aus der Sphäre gesellschaftlicher Interessenlagen herausgelöst verdinglichen die allgemeinen Beziehungen Bismarckscher Politik zum „Konflikt von Politik und Moral“, dem er im Sinne einer „Verantwortungsethik“, die der Tatsache des Kreatürlich-Bösen nicht auswich . . . in seiner vollen Schwere standgehalten hat“. Unter dieser

4 Wilhelm Mommsen, Bismarck, Reinbek 1966, S. 109 f.

nichtssagenden abstrakten Formel verschwindet die Frage nach der Rolle der Gewalt im politischen Konzept Bismarcks⁵. Überdies legt Rothfels den „Konflikt zwischen Politik und Moral“ subjektivistisch aus, wodurch seine ideengeschichtliche Apologetik vollends irrational wird. Nicht etwa an allgemeinen und verbindlichen ethischen Maßstäben mißt Rothfels ihn, vielmehr ist ihm „der Staatsmann Bismarck auf die eigene sittliche Verantwortung gestellt“. Die relativistische Anerkennung individuell bestimmter sittlicher Werte erweitert freilich die Möglichkeiten der Rechtfertigung enorm.

Wie die abstrakt-theoretischen folgen auch die konkret-historischen Ausführungen Rothfels' der psychologistischen Logik des staatsgeschichtlichen Arguments, die Struktur und Qualität des Staates von den individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften seiner Repräsentanten ableiten. „Von der vielschichtigen, immer wieder faszinierenden Persönlichkeit wendet man sich zum Werk, ... zur Gründung des Reiches ...“

Das Problem der nationalen Einheit Deutschlands behandelt Rothfels denn auch statt von seinen eminent gesellschaftlichen Aspekten vom staatspolitischen Standpunkt aus, der seiner Argumentation den Schein kritischer Distanz verleiht. So fragt er, ob „die Gründung des Reiches ... nicht etwa schon ein Irrweg war, den Bismarck mit gewaltsamen Mitteln einer anders angelegten Wirklichkeit aufgeprägt hat?“ und mit Nachdruck stellt er fest: „Aber weder nach innen noch nach außen war der Nationalstaat, geschweige denn die ‚nation une et indivisible‘ für ihn ein höchster und ausschließlicher Wert.“ Denn Bismarck zeichne es aus, stets in „staatlich-geschichtlichen Zusammenhängen“ gedacht zu haben. Mit der Hervorhebung des Staatlichen gegenüber dem Nationalen verfehlt Rothfels jedoch die wirkliche historische Bedeutung der nationalen Frage, die ihrer Entstehung und ihres Inhalts nach als ein zentraler Bestandteil im anti-feudalen Kampf des aufstrebenden Bürgertums gesellschaftlich gesehen werden muß. Gerade durch seine Skepsis gegenüber der nationalen Idee rechtfertigt Rothfels ihre reaktionäre Lösung. Die politische Vormachtstellung der preußisch-feudalen Reaktion konnte nur gesichert werden, indem die progressiven nationalen Bestrebungen des Bürgertums aufgegriffen und „staatlich“ realisiert wurden. Das erkannt und tatkräftig in Politik umgesetzt zu haben, machte eben den politischen Genius Bismarcks aus.

Die historisch relevante Kritik dagegen, die seit eh von links kam, versucht Rothfels lässig auszupendeln. Dem „oft gehörten Einwand: Das Reich ... war nicht das Ergebnis populärer Bewegungen, son-

5 Unfähig, in Kategorien des rationalen Ausgleichs, des demokratischen Kompromisses zu denken, war Gewalt, der eine intrigante Diplomatie assistierte, allerdings das beherrschende Element seiner Politik. War doch ohne sie die politische Macht der preußischen Reaktion in einer Phase des gesellschaftlichen Übergangs gegen die liberalen Bestrebungen des ökonomisch expandierenden Bürgertums und dann gegen die erstarkende Arbeiterbewegung nicht durchsetzen.

dern ein Geschenk (!! von oben, mit den Mitteln der Diplomatie und der Waffen herbeigeführt“, gesteht er „gewiß manches Richtige“ zu, begegnet ihr ansonsten lapidar mit einer vagen, harmonisierenden Aufschlüsselung der jeweiligen Anteile am „Werk“ des Bismarckschen „Alleingangs, der weit überschätzt“ würde, und des „Anteils des Liberalismus . . . , der weit unterschätzt wird“.

„Vollends was die gewaltsamen Mittel betrifft“, auf die sich Bismarck allein verlassen konnte und die er, wenn nicht im Detail geplant, so doch zielstrebig anwandte, so verharmlost Rothfels sie zu einem „Grenzfall, der auch sonst in den nationalen Einheitsbewegungen der Zeit nicht vermieden worden ist“⁶. Für Rothfels zählt nur das Resultat. „Wir haben allen Anlaß, nach der Zerstörung so vieler geschichtlicher Strukturen und nach dem vollen Ausbruch des Unmenschlichen mit dankbarer Bejahung des durch Bismarck in seiner Zeit Erreichten zu gedenken.“ In der Tat, kaum jedoch „mit dankbarer Bejahung“.

Die „durch den Staat gegen die Gesellschaft“⁷ erzwungene Gründung des „Deutschen Reiches preußischer Nation“ (F. Engels) ließ ein höchst widersprüchliches Gebilde entstehen, „in dem die sozioökonomischen und ideologischen Ungleichzeitigkeiten bewahrt und verschärft wurden“⁸. Mit polemischer Schärfe kennzeichnete Karl Marx das „Bismarck-Reich“ als „einen mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter, zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bürokratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus“⁹. Militaristische Arroganz, die sich durchaus mit humanistischer Bildung vertrug, Repression nach innen und Aggression nach außen, nationalistische Überheblichkeit, bürokratisch-polizeilich überwachter Untertanengeist, Herrendünkel und z. T. gewalttätige Feindseligkeit gegen Emanzipation und Intellektualität waren die hervorragenden, zur politischen Norm durchgesetzten Merkmale der Herrschaft im Reich. Nahezu alle wesentlichen Elemente waren angelegt, die später, in der wilhelminischen und mit letzter Brutalität in der faschistischen Ära, zum Durchbruch gelangten und heute kaum als beseitigt gelten können.

Rothfels aber will von alldem nichts wissen. Er fixiert sein Bild des Deutschen Reiches auf die Person Bismarcks, ohne auf die objektiven Voraussetzungen und Auswirkungen seiner Politik irgend zu reflektieren. Einem vermeintlich bescheidenen Bismarck, der „weder

6 Als Beispiele führt er Italien und die Vereinigten Staaten an, deren nationale Vereinigung freilich im Unterschied zur preußisch-deutschen entscheidend mit vom Volk getragen wurden. Frankreich oder England z. B., die zum Vergleich heranzuziehen viel aufschlußreicher wäre, erwähnt er nicht.

7 Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt/M. 1971, S. 69.

8 ebd., S. 69.

9 A. S. Jerussalimski: Bismarck, Diplomatie und Militarismus, Frankfurt/M. 1970, S. 91.

das deutsche Volk noch sein eigenes Werk . . . optimistisch überhört hat“, korrespondiert „eine nationale Gemeinschaftsform, frei von Hybris und Arroganz“. Rabulistisch kombiniert er mit ihm Gegenargumente jeder Provenienz, die immer einen negativen Abhub zu ihm bilden und ihn so als die Verkörperung staatspolitischer Vernünftigkeit schlechthin erscheinen lassen. Weil „Junker genug“, stand Bismarck „nie in der Gefahr einer Neigung zum Totalitären“. „Die antidemokratischen Züge der Verfassung hingen auch . . . mit der Rücksicht auf die Gliedstaaten zusammen“, die freilich monarchistisch regiert wurden und Bismarck im Prinzip also nur entgegenkamen. Aus der historisch bedingten teilweisen Begrenzung der preußischen Hegemonie im Reich wird eine charaktervolle „Zurückweisung straff unitarischer Tendenzen“. Sich der „verhängnisvollen Sprengkraft der Absolutsetzung eines völkischen und erst recht rassischen Prinzips bewußt“, war Bismarck eben „kein Nationalist“. Ein weiterer Beleg dafür sei die „strikte Distanzhaltung“ v. a. gegenüber dem — geschichtlich doch dazugehörigen — Österreich. Hinwiederum sei es ein Zeugnis für „Mannigfaltigkeit, nicht für Einerleiheit“, daß das Bismarck-Reich „zahlreiche nichtdeutsche Staatsbürger einschloß“, denn Bismarck „glaubte . . . , daß nur im Beieinanderwohnen von Deutschen und Slawen eine großräumige Staatsbildung überhaupt möglich sei“.

Was das „Beieinanderwohnen“ betrifft, waren die „Liberalen, insbesondere der Kreis um den Kronprinzen“ diejenigen, die die nationalen Minderheiten, v. a. die Polen, „sprachlich uniformieren“ wollten. Bismarck hingegen, der, wie Rothfels einräumt, „ein scharfer Gegner ihrer (der Polen, M. B.) staatlichen Wiederherstellung . . . war“, „galt es gleich . . . , ob die Bauern und Landarbeiter der Ostprovinzen polnisch oder deutsch sprachen“. Nicht anders als Herrenmoral kann man es nennen, wenn Rothfels in diesem Zusammenhang betont: „Das war ein Standpunkt von altertümlich-patriarchalischer Farbe, und doch wird das Prinzip der Toleranz, um das es hier im Grunde ging, deutlich.“ Und — im bestätigenden Blick auf bundesdeutsche Re-Annexions-Bestrebungen — : es sei heute, „nachdem die nationale ‚Koexistenz‘ (!) aufs gewaltsamste zerrissen ist“, die Bismarcksche Haltung der polnischen Minderheit im Reich gegenüber „als vorwärtstreibend anzusprechen“.

Dienstbar waren die Polen auch als „eine Brücke zwischen Innen- und Außenpolitik“, „als einer der Hebelpunkte . . . , um die drei Ostmächte, die Monarchien, die ‚Komplizen‘ der polnischen Teilungen, zusammenzuhalten“. Mit gesteigerter Einfühlsamkeit widmet sich Rothfels der Bismarckschen Außenpolitik nach 1871. Feinsinnig umschreibt er das antirevolutionäre Selbstschutzbündnis des Drei-Kaiser-Abkommens als „legitimistische Solidarität“. Insbesondere beeindruckt ihn an der Außenpolitik, daß „Bismarck auch im Sieg Maß zu halten wußte und die Idee eines Straffriedens ausdrücklich verwarf“. Gewiß war er ein kluger Sieger, aber man muß bei einer solchen Interpretation, die nur allzu leicht den Eindruck eines friedfertigen Siegers erweckt, z. B. schon die Annexion Elsaß-Lothringens

als „Rückerwerb“ verstehen¹⁰. Über die Qualifizierung der Bismarckschen Außenpolitik als eine „im eminenten Sinne europäische“ wurde bereits gesprochen.

Eher ästhetisch denn historisch-begrifflich wertet Rothfels Bismarcks Außenpolitik. Sie ist ihm „ein sehr kunstvolle(s), vielfältig verschlungene(s) System“, nicht etwa bonapartistisch¹¹. Rothfels harmonisiert Außen- und Innenpolitik zu „gleichgerichteten Bereichen“. Von letzterer handelt er weit weniger einfühlsam. Nicht so sehr auf analytisch-begriffliche Verarbeitung als auf Vollständigkeit bedacht, zählt er ihre einzelnen Stationen auf: vom „Kulturkampf“, den er ideengeschichtlich am „geistig-geistlichen Widerstand“ scheitern läßt, über die Schutzzollpolitik und die Sozialgesetzgebung zu den Sozialistengesetzen, die — „im Kampf mit Überzeugungen“ auch — scheiterten. Zwar verhehlt er nicht, daß Bismarck den „Kulturkampf“ „mit sehr illiberalen Mitteln geführt“ hat und daß die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie „viel menschliche Not geschaffen und viel Erbitterung hinterlassen“ haben. Eigentlich aber waren diese Gesetze „im Ergebnis . . . der Partei, indem sie von Anarchismus sich reinigte und in Opferwillen und Hingabe starke moralische Antriebe erfuhr, nur von Nutzen gewesen“.

Vor allem mißbilligt Rothfels, daß die „repressive Gesetzgebung“ die „positive“ um „ihre integrierende Wirkungsmöglichkeit beraubt“ habe. Auf den „positiven“, den integrativen Aspekt, als dem innenpolitischen Analogon zur stabilisierenden Außenpolitik, lenkt er die besondere Aufmerksamkeit. An der Schutzzollpolitik (die den agrarischen Interessen der ostelbischen Junker und den Absatzproblemen der Schwer- und Rüstungsindustrie Rechnung trug) und an der Sozialgesetzgebung (die als berechnender Teil der antidemokratischen Strategie Bismarcks die deutsche Arbeiterklasse an ihre Unterdrückung positiv gewöhnen sollte) „ist . . . im Grundsätzlichen . . . der große Zug nicht zu verkennen, es ging um ein ordnendes Hineinwirken des Staates in die Spannungsverhältnisse des gesellschaftlichen

10 Auch der Kolonialpolitik Bismarcks attestiert Rothfels das Prädikat „maßvoll“ und will von ihr nicht als von einer imperialistischen Politik sprechen. Wenn man aber, einmal abgesehen davon, daß unter Bismarck bereits der nahezu gesamte deutsche koloniale Besitzstand zusammengegriffen wurde, Imperialismus als „diejenige direkt-formelle (staatliche, M. B.) und indirekt-informelle (freihändlerische z. B.) Herrschaft“ (Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der deutsche Imperialismus, Köln 1969, S. 23) entwickelter Länder über weniger entwickelte definiert, dann war Bismarck nicht erst seit 1884/85 Imperialist. Neigte er doch schon lange freihändlerischen Methoden zu. Jedenfalls ist es historisch unzulässig, wenn, wie das vielfach versucht worden ist und wird, gerade in der kolonialen Frage Bismarck von Wilhelm II. zu trennen.

11 Bewußt lenkte Bismarck das politische Interesse nach außen, in der Hoffnung, dadurch den ungefestigten innenpolitischen Zustand des Reiches zu stabilisieren. Durch den „Primat der Außenpolitik“ sollten die starken inneren Widersprüche und heftigen sozialen und politischen Spannungen ausgeglichen, zumindest aber verdeckt werden. Ihm entsprach eine innenpolitische Taktik begrenzter Zugeständnisse und offener Repression.

Lebens, wie es gleichermaßen vorbeugend auch gegenüber den Spannungen der europäischen Staatengesellschaft geschah“. So stehen denn „unter verwandelten Vorzeichen“ die Prinzipien der Bismarckschen Politik, ihre innen- und außenpolitische Stabilisierungsfunktion und ihr nationales Ergebnis „als unabdingbare Forderung unter uns“.

Gewiß nimmt der sozialstaatliche Kapitalismus bei Bismarck seinen Anfang, doch kann ihn ob seiner Sozialpolitik einen „konstruktiven Staatsmann“ nur nennen, wer statt „Zuckerbrot und Peitsche“ genießerisch „ein Rauschen überm Haupt und ein Wehen an der Wange hin (spürt), so oft seine Gestalt den Gedanken vorübergeht“.

Theodor Heuss — Krupp: deutsch und fremd

Am 20. November 1961 feierte der ehemals größte deutsche Rüstungskonzern Krupp mit seinem 150jährigen Bestehen zugleich die gelungene Instauration seiner im Gefolge des Zusammenbruchs der faschistischen Gewaltherrschaft paralytierten ökonomischen und politischen Potentialen. Vergangene und wiedererlangte Größe angemessen zu demonstrieren, lud der Familienkonzern, seit vier Generationen mit den politisch Herrschenden in Deutschland liiert, den ehemaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss, die festliche Rede zu halten. Daß Heuss bereits zwei Jahre a. D. war, bedeutete kaum mehr als eine Nuance an Einbuße des alten Glanzes, hatte er doch seinem Nachfolger im höchsten Staatsamt, Heinrich Lübke, an Popularität und staatsmännischem Flair einiges voraus. Zweite politische Vaterfigur neben Konrad Adenauer, verlängerte er, wenn nicht so bedeutsam, so doch repräsentativ genug, die illustre Reihe oberster Staatshäupter, die in Essen zu Gast waren. Mit Bismarck nahm sie ihren schon vertraulichen Anfang, setzte sich auf einer Ebene familiärer Herzlichkeit mit Wilhelm II. fort und langte schließlich bei den politisch-wirtschaftlichen Vorträgen Adolf Hitlers an. In Abhebung zu ihnen schien Heuss eine gewisse Distanz doch wahren zu wollen und entschied: „Festrede: nein. Gedenkrede: ja.“

Den Werdegang der Krupps teilt Heuss, in Anlehnung an die Hofbiographen der Familie Wilhelm Berdrow und Gert von Klass, denen er „mit Dank vielerlei Mitteilung und Anregung entnommen“ hat, nach antiquierter Art dynastiegeschichtlicher Anekdotenerzählung mit. Um den Protagonisten Alfred, „den eigentlichen Schöpfer des Unternehmens“, gruppieren sich „starke Frauennaturen, Margarethe Krupp, Bertha Krupp von Bohlen“ und mannhaft, leidgeprüfte Nachfolger, die „das stoßweise Wachstum eines Betriebes, der in einem Jahrhundert das Bild einer beschaulichen Heimat verwandelt und zu einem eigenständigen Machtgebilde wächst“, vorantreiben. Auf die Familienverhältnisse kann hier nicht näher eingegangen werden, wie überhaupt der begrenzte Rahmen dieses Aufsatzes eine Beschränkung auf die historisch-politisch relevanten Aspekte der Heuss-Rede gebietet.

Da wären „im Fall Krupp . . . diese zwei höchst verschiedene(n), ja gegensätzliche(n) Akzentuierungen“ des Urteils. „Die eine wird von

der Heimat geliefert“ und betrifft den „sehr frühe der sozialen Verantwortung bewußt(en)“ Krupp. Sie sei die denkwürdige, im Grunde wahre Seite. Den Empfängern Kruppscher Sozialleistungen gegenüber durchaus wohlmeinend, im Sinne eines paternalistischen Sozialkapitalismus, zählt Heuss die einzelnen Einrichtungen der ersten geplanten „Siedlungspolitik im Interesse kapitalistischen Unternehmertums“¹³ auf: Wohnsiedlungen, Krankenhäuser, Volksschulen, Konsumanstalten, Alterspensionen. Einverstanden mit der kalkulierten ökonomischen und politischen Funktion der zu ihrer Zeit gewiß ungewöhnlichen sozialen Maßnahmen Krupps, die die Kontrolle des Unternehmers über den Betrieb hinaus auf den privaten Bereich der Lohnabhängigen ausdehnte, will es ihm „charakteristisch erscheinen, daß man bei Krupp nicht ‚Angestellter‘, sondern ‚Beamter‘ ist“. Beindruckt durch die sozialen Vergünstigungen, die verlor, wer kündigte oder wem gekündigt wurde, sei es, daß er den Leistungsanforderungen nicht genügen konnte, sei es, weil er sich politisch nach links orientierte, verfielen viele Arbeiter bei Krupp tatsächlich in Beamtenmentalität. Unter dem disziplinierenden Druck der sozialen Sicherungen und der ständigen Gefahr ihres Verlustes entwickelten sie kleinbürgerliche Werthaltungen, die sich vor allem in Reserviertheit gegenüber Streik und politischem Kampf ausdrückte. Solchem Unbill vorzubeugen, war ja die eingestandene Absicht der privaten Sozialpolitik Alfred Krupps. Im Betrieb duldete er keine Sozialdemokraten¹⁴. Von alldem bei Heuss kein Wort. Barer Zynismus ist es darum, wenn er die Arbeiter, für die die Freiheit der Wahl des Arbeitsplatzes praktisch zur Fiktion geworden war, ob ihrer Treue lobt und mit Naumann „das Wort vom ‚Betriebspatriotismus‘ wagt“. Bezeichnend zudem, daß er in diesem Zusammenhang über den unermeßlichen Luxus der „Villa Hügel“, die Alfred Krupp zur gleichen Zeit aus französischem Kalkstein erbauen ließ, über die 160 Räume des pompösen Hauptpalastes — „manche waren größer als ein bescheidener Häuserblock“¹⁵ —, über die Verpflanzung ganzer Alleen prachtvollster Bäume in den riesigen Park usw. kein Wort verliert.

Die andere, negative „Akzentuierung“ ist nicht-deutsch, „Legende der Fremde“. Sie ist die Kritik an Krupp als einer der tragenden wirtschaftlichen Kräfte des deutschen Imperialismus zweier Welt-

13 Joachim Schlandt, Die Kruppsiedlungen-Wohnungsbau im Interesse eines Industriekonzerns, in: Helms/Janssen, kapitalistischer Städtebau, Neuwied 1971, S. 95.

14 Die Tradition des feindseligen Kampfes gegen die legalen Arbeiterorganisationen, die Alfred Krupp begründete, setzten später d. Krupp-Direktor Hugenberg, der in einer von Wilhelm II. gebilligten Denkschrift staatlichen „Schutz vor allen Kampfmaßnahmen der sozialdemokratisch beeinflussten Gewerkschaften forderte“ (Willi A. Boelcke, Krupp und die Hohenzollern in Dokumenten, Frankfurt/M. 1970, S. 187) und Gustav Krupp von Bohlen und Halbach fort, der im Verein mit den Faschisten diese Forderung dann durchsetzte.

15 Norbert Mühlen, Die Krupps, Frankfurt/M. 1960, S. 160.

kriege, aktuell an seinem Bündnis mit dem Faschismus¹⁶. Empört darüber, daß „sie auch ihre Reflexe bei manchen Leuten deutscher Herkunft gefunden hat“ — „ich erhielt selber kürzlich einen Brief, der mir — voll moralischer Vorwürfe — mitteilte, daß ich offenbar nichts davon wüßte, daß ich ein Plädoyer für Kriegsverbrecher plane. Vermutlich hat sich der Mann über meine Antwort nicht gefreut“ — schlägt Heuss sie in vaterländischen Bann. Vor jedem Argument aber: die Diffamierung der Kritik. „Aber es ist nicht zuletzt solche Gesinnung, die es mir zu einem Bedürfnis, wenn Sie es so wollen, zu einer Pflicht machte, ganz freimütig ein paar Worte über das schwer erträgliche Pharisäertum zu sagen, das sich in diesem Bereich festgenistet hat und noch nicht ganz ausgelöscht ist¹⁷.“ Gewiß waren die Strafsanktionen der Alliierten gegen einzelne Vertreter des deutschen Großkapitals im Endeffekt sinnlos, da sie gleichzeitig das Fortbestehen kapitalistischer Produktionsverhältnisse garantierten, sicher ist auch die Verurteilung Alfred Krupps, der erst Mitte des Krieges die Geschäftsleitung übernahm, problematisch — das große Finanz- und Industriekapital insgesamt war „schuldig“; auch andere Betriebe durchbrachen mit der Requirierung von Zwangsarbeitern das kapitalistische Prinzip der Verfügungsfreiheit des Arbeiters über seine Arbeitskraft —, Heuss aber erteilt am Beispiel Krupp allen Generalabsolution. In bewährter Manier der Selbstentlastung zeigt er auf die Fremden: „als ob die Prokura und das Konstruktionsbüro bei Schneider-Creusot, bei Skoda, bei Vickers & Armstrong, bei der Bethlehem Steel Corporation und so fort himmlischen Engeln anvertraut sei, während die entsprechenden Baulichkeiten bei Krupp eine Dependence der teuflischen Hölle seien“. Der Schein von Plausibilität dieser Art Reklamation auf das gleiche Recht verfehlt auf den gesunden Menschenverstand seine Wirkung nie.

Die Schuld auf alle verteilt, ist am Ende keiner mehr verantwortlich. Überdies: von Schuld ist eigentlich gar nicht zu sprechen, denn gegen den Fluch der Erbsünde kann niemand etwas ausrichten. „Herstellung von Waffen ist durch die Jahrtausende der Menschheits-

16 Zwar war der Chef des Hauses, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, bis zur Machtergreifung Hitlers dem NS nicht freundlich gesonnen — er fürchtete die proletarischen Elemente in NSDAP und SA — und neigte eher den Plänen eines Diktatorialregimes zu, wie sie etwa ein v. Seect ausbrütete, doch „nachdem die Würfel einmal zugunsten der Braunhemden gefallen waren (und Hitler erkennen ließ, daß er die Liquidierung der antikapitalistischen Strömungen in den NS-Massenorganisationen als Preis für die Unterstützung des Großkapitals akzeptieren würde, M. B.), hinderte“ ihn nichts mehr, „ein glühender Supernazi zu werden“. George F. W. Hallgarten, Hitler, Reichswehr und Industrie, Frankfurt/M. 1955, S. 116 f.

17 Vermutlich ist die besondere Empfindlichkeit Heuss' in diesem Punkt, wie sie die Heftigkeit seines Ausfalls signalisiert, zu erklären als Verbundenheit im schlechten Gewissen mit dem „Kriegsverbrecher“ Krupp, die ihren Grund in seiner Mitarbeit an der NS-Renommierzeitschrift „Das Reich“ während des Zweiten Weltkrieges haben mag.

geschichte in der die Erbsünde, solange die Erbsünde ihren Platz behauptet, ein ganz einfacher historischer Tatbestand, den man gewiß bedauern mag. Aber man schafft ihn damit nicht aus der Welt¹⁸.“ Waffenproduktion zu untilgbaren menschlichen Grundgegebenheiten erklärt, ist es nur folgerichtig, „daß der, der in solcher Arbeit steckt, ihre Qualität zu bessern sucht, dies teilt er mit jeder im Wettbewerb stehenden Branche, sei es im Inland, sei es im Ausland.“

„Dauer im Wandel“ überschreibt Heuss das, „was ich zu sagen und zu deuten versuchte“; — Dauer von Konkurrenz und Rüstung im Wandel technischer Innovation.

Im Zuge der bundesdeutschen Wiederaufrüstung, der Heuss staatsväterlich bestes Gedeihen wünschte¹⁹, hat die Geschichte Krupps als „eine große und tragische Vergangenheit“ zu gelten. Kann sie auch ob der Nestbeschmutzer im Innern und der Pharisäer draußen nicht direkt fortgesetzt werden, rückt Heuss auch Rourkela, „an dem Krupp . . . entscheidend mitarbeitete“ und die heutige „Villa Hügel“ als dem „für das Ruhrrevier . . . großartigste(n) Zentrum kultureller Leistungsmöglichkeit“ für die Gegenwart und Zukunft des Werkes in den Blickpunkt, die vergangenheitstreue Maxime der „Dauer im Wandel“ erfüllen eben die anderen Vertreter seiner Klasse.

Golo Mann — Deutschlands neue Größe

Der „Machtwechsel“ in Bonn 1969 brachte keine Änderung des traditionellen Rituals staatsoffiziellen historischen Gedenkens. Auch die sozial-liberale Koalition entsinnt sich geschichtlicher Augenblicke in würdigem Rahmen. Am 9. Januar 1970 veranstaltete das Außenministerium unter Vizekanzler Scheel, der die Vorrede hielt, im Theater der Stadt Bonn eine Gedenkfeier zum 100jährigen Bestehen des Auswärtigen Amtes. Als prominentester Gast wohnte ihr Bundespräsident Heinemann bei. Die Feier jedoch sollte, wenn ihr schon

18 Energisch bestreitet Heuss, daß in Krupp „ein Repräsentant des ‚preußisch-deutschen Militarismus‘“ verurteilt worden sei. Alfred Krupp habe vielmehr in den 40er und 50er Jahren große Schwierigkeiten mit den preußischen Ministerien gehabt — „dort versagte man sich dem selbstbewußten Mann, der behauptete, seine Stahlgeschütze seien besser, dauerhafter, zielsicherer als die überkommenen Bronzekanonen“ — und Abnehmer im Ausland suchen müssen. Richtig ist, daß der Hauptanteil der Kruppschen Waffenproduktion exportiert wurde, doch geschah dies mit dem Einverständnis der preußischen politischen Führung. Auf gutes Einvernehmen zu ihr war Krupp stets bedacht, hing doch die ökonomische Machtposition der Rüstungsindustrie von einem überzeugenden Bekenntnis zur Nation oder vielmehr von einer erfolgreichen Identifizierung des eigenen partiellen mit dem nationalen Interesse ab. Zu den einträglichen und einträglichen Beziehungen zwischen Krupp und preußischer Herrscherkaste siehe das informative Werk von Willi A. Boelcke, Krupp und die Hohenzollern, a.a.O.

19 Siehe Theodor Heuss, Soldaten in unserer Zeit, Ansprache des Bundespräsidenten Prof. Dr. Theodor Heuss vor etwa 800 Leutnants u. Fähnrichen d. Führungsakademie zu Hamburg-Blankenese am 12. März 1959. Tübingen 1959.

nicht eine neue Aufmachung angepaßt wurde, anderen Inhalts sein als die bisherigen; denn zum Festredner bestellte man einen Außen-seiter der bundesdeutschen bürgerlichen Historikerkunft, den auf deren Druck hin von Stuttgart nach Zürich ausgewichenen Historiker Golo Mann. Als Lieblingsgeschichtler der gebildeten Liberalen in der BRD trat Golo Mann seit Jahren mit Ansichten zur aktuellen Politik auf, die wesentliche Elemente der „neuen Ostpolitik“ vorwegnahmen. Häufig warnte er vor der Illusion, durch eine Politik der Stärke die Folgen des 2. Weltkrieges revidieren zu können, und verwarf lange vor der Zeit die Hallstein-Doktrin.

Von Wiedergewinnung einstiger nationaler Größe, von bleibenden Werten Bismarckscher Staatskunst ist in seinem Vortrag denn auch nicht die Rede. Vielmehr fordert er, „daß die Bundesrepublik sich selber erkennen muß als das, was sie ist, sich selber anerkennen muß; woraus andere Erkenntnisse und andere Anerkennungen von selber flössen“. „Ihre Erfolge“ habe „die Bundesrepublik ... errungen als der Staat, der sie ist, und nicht als Statthalter des untergegangenen Bismarckreiches“.

In merkwürdigem Kontrast zum Anlaß der Gedenkfeier, der eine 100jährige Tradition anzeigt, teilt Golo Mann diesen Zeitraum in zwei scharf voneinander abgegrenzte Perioden, der Periode der BRD und der davorliegenden Historie. „Die Geschichte des alten Auswärtigen Amtes ist ein Aspekt der Geschichte des Norddeutschen Bundes, des Kaiserreichs, der Ersten Republik und der Zwölf-Jahre-Diktatur, die Geschichte des neuen Auswärtigen Amtes ein Kapitel in der Geschichte der Bundesrepublik.“ Mit der Niederlage des Faschismus ende die *Kontinuität neuerer deutscher Geschichte*. Nicht nur im geopolitischen Bezug ist dieser Neubeginn gemeint, sondern auch und vornehmlich gesellschaftlich-politisch. Aus dem Prozeß der spezifischen geschichtlichen Entwicklung Deutschlands seit der Reichsgründung sei die Bundesrepublik ausgeschert; sie habe, unterstellt die Mannsche Trennung, als ein neuer politischer Ansatz kaum etwas mehr gemein mit der Geschichte des Deutschen Reiches, das einer abgeholten Vergangenheit angehöre. War diese geprägt durch expansionistische Machtpolitik, so gelten nach Mann für die BRD die Prinzipien des Ausgleichs und der Verständigung. Vom Macht- zum Friedensstaat habe sich das neue Deutschland in Gestalt der BRD gewandelt. Der deutsche Diplomat „dient ... nicht mehr der Macht und Größe des Staates, nicht mehr der weltweiten Stellung und Einflußübung der Nation, er dient ... dem Frieden, dem Wohlstand, der Kultur, der Gesellschaft in all ihren Gruppen, im Austausch mit anderen Gesellschaften“.

Das Neue aber mißt sich am Alten, ist nur über Geschichte zu fassen, will es sich er- und anerkennen. Durch Interpretation der Geschichte des alten Deutschland soll die neue Qualität der BRD, über die Mann weiter keine Auskunft gibt, sich zeigen. Über Manns historische Bemerkungen würde dann deutlich, von welchem Charakter seine „Selbsterkenntnis“ ist, welche Wahrheit seine Feststellung von der Neuheit der BRD als des allgemeinen Glückes Schmied besitzt.

Zu erwarten steht, daß er dem Schlechten der Vergangenheit angemessenen Ausdruck verleiht, daß radikale Kritik ihm Anliegen und Methode ist, daß sich in seinem Geschichtsverständnis selbst diese Neuheit dokumentiert.

Den Hauptmangel des „untergegangenen“ Deutschland lokalisiert er im Problem der politischen Führung, mit dem sein Verständnis von Demokratie eng verknüpft ist. Am Faschismus, den er ansonsten übergeht, kritisiert er die zu starke politische Führung „einer gewissen Art“, an der Wilhelminischen Monarchie dagegen Führungslosigkeit. „Das Kaiserreich war weder eine Monarchie noch eine Republik, weder eine Demokratie noch eine Diktatur und darum eigentlich führerlos; eine Anzahl von halblegitimierten oder gar nicht legitimierten Mächten rangen um die Führung.“ Die Weimarer Republik brachte da keine wesentliche Änderung. „Man setzte, um innere Gegenstände wie um solche der äußeren Politik, den alten, aus der Kaiserzeit ererbten Streit fort, nur um vieles wüster.“ Möglichst reibungsarm scheint sie sein zu müssen, die Mannsche Demokratie, frei von unberechenbaren Gegensätzen und Konflikten. Erst angeleitet von der Erfahrung traditioneller Macht, die sich anzupassen hätte, lautet die logische Konsequenz des folgenden Arguments, könne sich gesellschaftliche Rationalität erfüllen. Es „lehrt die Geschichte der Weimarer Republik, daß eine rationale Staatskonstruktion an sich noch keine rationale Erfüllung staatlichen Lebens bedeutet. Man war das vielwinklige Haus des Bismarckreiches los, damit manches verwirrende Hindernis, damit auch die Bindungen und mäßigenden Wirkungen, die bis 1914 die alte Obrigkeit trotz allem bedeutet hatte“. Wie diese Sentenz genau zu verstehen ist, führt er in einem anderen Aufsatz aus²⁰, in dem sein konservatives Mißtrauen vor allzuviel und allzuplötzlicher Demokratie zum Ausdruck kommt. „Die unter dem letzten kaiserlichen Reichskanzler, Max von Baden, im Oktober durchgeführte Parlamentarisierung der Reichsregierung, die Demokratisierung der preußischen Staatsstruktur, hätten vor 1914, selbst nach 1917, die Grundlage für eine organische, kontinuierliche und würdige Entwicklung des deutschen Verfassungslebens geboten²¹.“ Demokratie von unten, die Selbstbefreiung der abhängigen Massen, wie sie im November 1918 und in den folgenden Monaten sich Bahn brach, sind ihm „Nervenzusammenbruch“, „Oberflächensturm von geringem Vernunftgehalt“, „irrationales Ereignis“, denn „im Grunde besaß man seit Oktober das, was die ‚Linke‘ seit Jahrzehnten erstrebt hatte und was auch den ‚Massen‘ durchaus genügt hätte, wenn nur Zeit gewesen wäre, sie die Reformen verstehen zu lassen²²“. Dünkelhafte Ignoranz offenbart sich zumeist, wenn Antisozialisten wie Golo Mann über Ziele der sozialistischen Opposition belehren wollen und demokratisches Verhalten der Massen als Erziehungsaufgabe der Herrschenden betrachten.

20 Golo Mann: Von Weimar nach Bonn, Osnabrück 1970.

21 ebd. S. 14.

22 ebd. S. 14 f.

Wenn den Massen die politische Führung nicht gebührt, so kommt sie doch nicht jedem zu, der herrscht. Mehrfach läßt Mann durchblicken, welche eine bestimmte Qualität die Vertreter der Macht aufweisen müssen, damit sein kritischer Blick sie zur politischen Führung für befähigt hält. Es sollen die klugen Köpfe sein, diejenigen Individuen, die sich durch hohe — bürgerliche — Gebildetheit auszeichnen. Bildung scheint sein Maßstab für die Legitimität von Herrschaft. Gegen die „Dilletanten der deutschen Außenpolitik“ im Kaiserreich, einen Arthur Zimmermann beispielsweise, kaiserlicher Botschafter in Mexiko, der „von grober Bildung“ war, stellt Mann neben Bismarck, an dessen außenpolitischen Reden er „die Geschichtskennntnis und persönliche Erfahrung, die Kraft des Ausdrucks, de(n) tiefe(n) Ernst, de(n) Geist, die Grazie“ bewundert, den kaiserlichen Botschafter Lichnowsky, „ein feiner Herr in der Tat, ... ein kluger Mann auch“, von „überwiegend historischer Bildung“, den Diplomaten Holstein, „für den ein Gleiches gilt“, den „hochbegabten, an Weltkenntnis es mit jedem fremden Partner aufnehmenden“ Kiderlen-Wächter. Allesamt, zumindest zeitweilig, antirussisch und proenglisch eingestellt, gleichwohl emsige Geschäftsführer deutscher imperialistischer Politik. Mit dem Kriterium Gebildetheit für rationale Politik, die seine Protagonisten doch allenfalls als Klugheit des herrschenden Irrationalismus betrieben haben, konstruiert Mann einen falschen Gegensatz zu den „Dilletanten“, die ersteren keineswegs prinzipielle Gegner waren.

Im ganzen war bürgerliche Bildung längst zur pathetischen Rechtfertigung imperialistisch-nationalistischer Machtpolitik herabgekommen. Auch Golo Mann kann nicht umhin, zuzugeben, daß selbst höchste Bildung, Gelehrtheit, und eine rückhaltlose Identifizierung mit dem imperialistischen Irrationalismus einander nicht ausschlossen. Vielmehr war dies die Regel. Damit aber dieser Tiefstand, den bürgerliche Bildung erreicht hatte, nicht allzu kraß zutage trete, ja als ein schlicht menschlicher Tatbestand erscheine, hat er eine generelle Entlastungsformel schnell bei der Hand. Sie äußert sich hermeneutisch als „ein wenig historisches Verstehen“, das alles erkläre. Ihre enge Verwandtschaft zu eben jener Verfallsform bürgerlicher Bildung kann dieses Erklärungsmuster nicht verleugnen. „Kann denn jemand im Ernst behaupten, bedeutende Gelehrte wie Gustav Schmoller, wie Hans Delbrück, wie Max Weber hätten sich von der Rechtspresse manipulieren lassen? Es ist doch aber eine Tatsache, daß auch Max Weber den Bau der Schlachtflotte befürwortete, mit dem Argument, die friedlich-leichten, liberalen Zeiten seien vorbei, nur schwerbewaffnete Macht könnte den Handel der Nation sichern; daß auch er, dieser ganz unabhängige, stolze und bohrende Denker, eine imperiale Politik Deutschlands forderte, oder aber, die Reichsgründung selber hätte keinen Sinn gehabt.“ Nein, daß die Rechtspresse sie manipuliert habe (was sicher falsch ist, aber auch niemand behauptet, M. B.), klingt als Erklärung zu profan, „historisches Verstehen“ hat den gesamten Bezug, das Fluidum des Ganzen, zu erspüren. Was diese Gelehrten beeinflusste, „tief und breit“, war „der Geist der Zeit“²³. Er

ist es, auf den Golo Mann alles zurückführt; durch den „Zeitgeist“ erst würde verständlich, was geschah.

Benennt er auch, wenngleich nur summarisch, einzelne Momente der gesellschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen des deutschen Imperialismus von 1914 — „An den Bau der Schlachtflotte denkt man, der von hohen Beamten des Auswärtigen Amtes beklagt und der forciert wurde durch den starken Leiter des Reichsmarine-Amtes, im Bündnis mit dem Kaiser, im Bündnis mit lautstarken Vereinen: Verein der Alldeutschen, Flottenverein, Kolonialverein, im Bündnis mit der Industrie und mit parlamentarischen Parteien, die ihrerseits der Industrie verbündet waren“ — allein diese Momente bleiben isoliert, ohne direkten Bezug zum „Geist der Zeit“, der eigenen Gesetzen folgend sein Unwesen trieb.

Die herrschende imperialistische Ideologie im Deutschland des Ersten Weltkrieges, der Mannsche „Zeitgeist“, kann nicht unabhängig von den sozio-ökonomischen und politischen Verhältnissen, von den geschichtlichen Entwicklungsbedingungen im Kaiserreich gesehen werden. Mann aber läßt bei der Charakterisierung des „Zeitgeistes“ jeden ideologiekritischen Erkenntnisansatz vermissen. Abgelöst von seinen gesellschaftlichen Ursachen bläht er bei ihm auf zum Dämon, der unterschiedlos alle Klassen und Bevölkerungsgruppen in Bann schlug, zu seinen Instrumenten entmündigte. „Wenn deutsche Großindustrielle vor 1914 auf eine imperiale Politik drängten, im Krieg die verrücktesten Eroberungsziele verfolgten, so taten sie das nicht aus irgendeinem wirtschaftlichen, rationalen, dialektischen oder was noch Zwang heraus; sie taten es darum, weil sie neben dem, daß sie ihrem Beruf nachgingen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Menschen waren und den Verhexungen der Zeit genauso untertan wie Pfarrer, Turnlehrer, Professoren, Zahnärzte, Schriftsteller.“ Die Frage danach, wem dieser Zeitgeist nützte, in welchen spezifischen Interessenbeziehungen Großindustrielle und Turnlehrer zu ihm standen, unterbleibt. Aus der „Normalität“, daß die Inhaber der Herrschaft, die treibenden Kräfte des deutschen Imperialismus, jene Großindustriellen, „ihrem Beruf nachgingen“, folgt für Mann nicht die „Anormalität“ ihres Selbstverständnisses, vielmehr verschiebt er das Problem, indem er ihre Momente voneinander isoliert, statt sie als korrelierende Faktoren eines zusammenhängenden Prozesses zu analysieren. Unkritisch reproduziert er den bloßen Augenschein der Zeit, das harmonisierende Einverständnis eines ganzen Volkes mit den Zielen der Nation; ihre Entstehungsursachen und die zugrundeliegenden Herrschaftsverhältnisse und Interessenkonstellationen taucht der Zeitgeist ins Dunkel. Ihm erlegen gewesen zu sein, wird zum Allzumenschlichen normalisiert, obwohl ihm doch ein grausiges Maß an Unmenschlichkeit entsprang.

23 Bezeichnend für den Grad der Identifizierung Manns mit seinen Gelehrten, daß er andere Gebildete, die der „Geist der Zeit“ nicht erteilte, etwa Rosa Luxemburg, einfach ausläßt.

Indem Golo Mann die ideologischen Erscheinungsformen des deutschen (und internationalen) Imperialismus zu einer universalen, selbsttätigen Schicksalsmacht verabsolutiert, entläßt er die Agenten des Zeitgeistes aus ihrer Verantwortung. Seine Machbarkeit leugnend, verschleiert er mit ihm, was zu erklären er vorgibt. „Hier (zur Erklärung der deutschen Kriegshysterie, M. B.) wird man ohne den Begriff des Zeitgeistes, der nicht von ein paar Interessenten und Bösewichtern gemacht wird, sondern der entsteht, niemand kann sagen wie, schwerlich auskommen.“

Das so recht eigentlich Rätselvolle ist ihm Kompaß im — selbstverschuldeten — Durcheinander der Ereignisse. „Da (im Geist der Zeit, M. B.) liegt die ganze Lösung des Rätsels, wenn man sich ihm unvoreingenommen nähert, und nicht mit geschraubten, mystifizierenden Theorien.“ Mit diesen Theorien sind anscheinend „wirtschaftliche“, „rationale“, „dialektische“ Erklärungsversuche gemeint, die allerdings auf der wissenschaftlichen Interpretierbarkeit des Zeitgeistes beharren.

Die widersprüchliche Argumentation Golo Manns, der das Erkenntnisobjekt „deutscher Imperialismus des Ersten Weltkrieges“ durch etwas Unerklärbares, den Zeitgeist, kennzeichnen will und es so eher verhüllt, in mythischen Dunst auflöst, mündet notwendig in Agnostizismus. Denn das „Eigentliche“, das „Wesentliche“ der Ereignisse, der Zeitgeist, kann sich uns nicht enthüllen, da seine Herkunft und die Gesetze seines Wirkens nicht auszumachen sind. Indem dieser Agnostizismus sich selber nicht durchschaut, sondern für Weisheit nimmt, kann er sich spreizen im Habitus gelehrter Abgeklärtheit, die über Theorien stehend sich wähnt.

Was dann noch zu bestimmen bleibt, das handgreiflich Faktische, die Flotten- und Kolonialvereine, ist nur noch positivistisch festzustellen; die Spaltung des Objekts nachvollziehend sind dafür nicht mehr Fragen des Verstehens, sondern solche nach dem „was war und was ist, was andere getan haben, was man selber getan hat und was daraus resultierte“ zuständig. Genauer bezeichnet Mann diesen Aspekt seiner theorielosen allgemeinen Einstellung zu Geschichte, die sich des Konflikts zwischen mythologischen Interpretationsmustern wie dem des Zeitgeistes und positivistischer Feststellungskribe scheinbar nicht bewußt ist, in der Vorrede zu seiner „Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“: „Der Historiker kann oft keine von der Wirkung abgetrennten Ursachen nennen; er kann dann nur sagen, so kam es und eben darum ist es so gekommen. Beschreibung und Erklärung werden eines. Im Ergebnis selber liegt dann schon sein Grund²⁴.“

Wenn dann allerdings jemand auftritt und quellenkritisch festhält, was war, wie es kam, und sich bemüht, den Hauptinitiatoren des Zeitgeistes auf die Spur zu kommen, erweist sich die Untauglichkeit der „Zeitgeist“-Formel. Als Fritz Fischer Anfang der 60er Jahre eine der

²⁴ Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1958, S. 24.

für die herrschende Klasse der BRD peinlichsten historisch-politischen Fragen, die nach der Schuld am Ersten Weltkrieg, neu aufrollte und das konforme, selbstgenügsame Bild der bundesdeutschen bürgerlichen Historiographie vom Ersten Weltkrieg als eines von allen Hauptbeteiligten gleichermaßen verschuldeten Konflikts, als einer Naturkatastrophe gleichsam, aus der Position bürgerlicher Wissenschaft heraus zu zerstören begann, trat nahezu die gesamte bürgerliche Historikergilde an, ihn fertigzumachen. Mit seiner empirisch erhärteten These: „Das kaiserliche Deutschland führte keinen Verteidigungskrieg, sondern ließ es im Juli 1914 auf einen Konflikt mit Rußland und Frankreich ankommen und sah in der Erreichung positiver Kriegsziele das notwendige Erfordernis seiner Politik“²⁵ traf er sie in ihrer restaurierten Bürgerlichkeit direkt, zumal er, da mit ihren Methoden der Quellenanalyse arbeitend, anders als marxistische Historiker nicht einfach übergangen werden konnte. Das bundesdeutsche Historikerestablishment reagierte mit einem publizistischen Feldzug gegen ihn, der an aggressiver Wucht früheren Disziplinierungskampagnen gegen einzelne unbotmäßige bürgerliche Geschichtswissenschaftler in nichts nachstand²⁶.

Golo Mann setzt deren reaktionäres Geschäft in dieser Feierstunde fort. Den Widerspruch in der Kontroverse überspielend, konstatiert er lakonisch: „Ihre zahlreichen dickleibigen Werke“ (die Publikationen der Hamburger Schule, M. B.) füllten lediglich „ein in seinen Konturen längst bekanntes Bild mit interessanten Details“ aus. Fischers Arbeit als im Grunde beiläufig zu suggerieren, wird schlankweg verwischt, daß er das „längst bekannte Bild“ (Mann meint das der bürgerlichen Historiographie) ausrangiert und ihm ein wirklichkeitsgerechteres gegenübergestellt hat. Diesen taktischen Zug ergänzt Mann, indem er Fischers Grundthese, wonach die geschichtliche Entwicklung in Deutschland vom Sieg der Reaktion über die bürgerliche Revolution bis 1945 als ein zusammenhängender, kontinuierlicher Verlauf zu verstehen sei, zu „einem erfrischenden Diskussionsbeitrag; aber nicht mehr“ abwertet. Erfrischungen, so weiß man, laben nur einen Augenblick, dann sind sie vergessen. Genau darauf kam und kommt es den Fischer-Gegnern an, ihn vergessen zu machen.

Gültig soll weiterhin die selbstentlastende Nichtschuldthese sein, auf die die herrschende Klasse der BRD nach wie vor angewiesen scheint. Da sie eine wirkliche Veränderung des von ihr beherrschten Gesellschaftssystems nicht nachweisen kann, muß sie, um sich dennoch als ein neuer Versuch im Innern wie nach außen, den ehemaligen Gegnern und neuen, traditionell bürgerlich-demokratischen

25 Fritz Fischer: Griff nach der Weltmacht, Düsseldorf 1967, S. 11.

26 Auf Einzelheiten dieses Streits, auf seine Motive, Ziele und Argumentationen kann hier nicht näher eingegangen werden. Siehe dazu den höchst aufschlußreichen, die wissenschaftlichen, politischen und personellen Hintergründe ausleuchtenden Aufsatz G. W. F. Hallgartens: Deutsche Selbstschau nach 50 Jahren: Fritz Fischer, seine Gegner und Vorläufer, in: G. W. F. Hallgarten: Das Schicksal des Imperialismus im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1969.

Bündnispartnern darstellen zu können, ihre spezifischen geschichtlichen Voraussetzungen kaschieren. Von den kritischen Aspekten ihrer Geschichte werden die weniger decouvrierenden zugegeben, die die vom allgemeinen Standard abweichenden, kraß negativen dagegen zu übernationalen historischen Erscheinungen relativiert. Auch für Golo Mann waren die anderen ebenfalls ... nur etwas cleverer. „Wenn ... der Imperialismus Deutschlands durchaus nur auf seiner abnormalen inneren Entwicklung beruht, so wäre doch zu fragen, warum denn die sogenannten normalen Staaten in der gleichen Zeit den gleichen Imperialismus entwickelten, nur ungleich geschickter, nur ungleich erfolgreicher.“

Sicher darf die wissenschaftlich unabweisbare These von der Hauptschuld Deutschlands am Ersten Weltkrieg nicht dazu verleiten, die imperialistische Politik anderer Länder zu verharmlosen; doch ist in jede Imperialismus-Theorie über die politisch-ökonomische Analyse der universal wirksamen Bewegungsgesetze des Kapitals hinaus die Tatsache einzubeziehen, daß eine frühzeitigere Entfaltung demokratischer Prinzipien der Politik in England, Frankreich, Belgien u. a. europäischen Ländern unlegbar rationalere kollektive Einstellungen in diesen Gesellschaften hervorgebracht hat. Die konkreten historischen Unterschiede zwischen dem Deutschen Reich bzw. der BRD und diesen Ländern spielten und spielen eine Rolle. Es war kein Zufall, daß von Deutschland zwei Weltkriege ausgingen.

Golo Mann jedoch reduziert diese Unterschiede zu einer Differenz der taktisch-politischen Klugheit und läßt am Ende nur ein einziges Nivellement übrig: „Druck gegen Druck, Angst gegen Angst, Gier gegen Gier.“ Dieserart Gleichsetzung des Irrationalen, dies nach Mann „eigentlich Geschichtliche“, an das ein Fischer nie herankommt, hatte schon die obsoletere Staats- und Diplomatiegeschichte als ihr Ergebnis. „Ich fürchte, auch die alte, etatistische Geschichtsinterpretation, die nur von Macht unter Mächten wußte, hatte etwas für sich.“

Manns Rückgriff aufs etatistische Argument, das, da es „die volle Wahrheit auch nicht erfaßt“, wie Mann anmerkt, aufgepöppelt wird mit atomisierten ökonomischen und soziologischen Fakten, seine theorieleiose Vermengung von subjektivistischer Hermeneutik und positivistischer Präsentation der historischen Tatsachen, zeigen ein Fortdauern überkommener historischer Sichtweise an, das sich auf die Höhe der Zeit bringen will. Der geschichtlichen Kontinuität eher hängt die Mannsche Argumentation an denn einem Wandel, den er eingangs als die neue Realität der BRD proklamierte. Anzumerken wäre dabei noch, daß der astreine Positivismus, gegenüber dem Mann retardiert, Wandel lediglich als die Modernisierung von Kontinuität betreibt.

Zeugnis eher vom Gegenteil seines anfangs skizzierten euphemistischen BRD-Bildes legen auch die Inhalte seines Geschichtsbildes ab; die konservativ-elitäre Begrenztheit seines Demokratiebegriffs, die Verschleierung der geschichtlichen Wirklichkeit des deutschen Imperialismus. Golo Mann ist durchaus kein Einzelfall, spricht er doch die wichtigsten Klischees des herrschenden Geschichtsverständnisses nur

nach. Insbesondere der Neuheitsmythos selbst, mit dem er die BRD einnebelt, entpricht dem Interesse der Herrschenden, deren propagandistisches Geschäft es war und ist, belastende Vergangenheit abzuschütteln und das Bild des gänzlich Neuen von sich zu suggerieren.

Mannsche Besonderheit mag es dagegen sein, wenn er Konrad Adenauer, unter dem sozioökonomisch und in politischen Teilbereichen, mit z. T. der alten personellen Besetzung, rekonstruiert wurde, was den Faschismus hervortrieb, in seinem Festvortrag zum Genius einer angeblich friedfertigen und humanen Bundesrepublik kürt. Es bedarf freilich schon des Mannschen politisch-historischen Scharfblicks, Adenauers antikommunistische, autoritär-militaristische Politik des Kalten Krieges, die Roll-back-Strategie zur „Rückgewinnung des status quo ante 1938“ als ein bloß „rhetorisch angespieltes Ziel“ zu durchschauen.

Resümee

Es ist sicherlich kein Zufall, daß Golo Manns Verkündigung des Endes „deutscher Kontinuität“ als bloßer Schein sich herausstellt, daß er einen Neubeginn rein bundesdeutscher Geschichte durch seine historischen Betrachtungen eher widerlegt. Mit obsoleten Methoden und Inhalten läßt sich Neues schwerlich belegen. Vielmehr macht seine Argumentation, der repräsentatives Gewicht zukommt, deutlich, daß das Neue sich erst noch vollziehen muß, daß die Gesetzmäßigkeiten des Alten weiterwirken. Sie zu überwinden, so kann indirekt gefolgert werden, wird nur mit Hilfe der Entwicklung eines wirklich kritischen Bewußtseins gerade der eminenten Vergangenheitsbestimmtheit des Neuen möglich werden.

Alle drei Gedenkreden sind sich darin einig, das Kontinuitätsproblem zu bestreiten, das Fortwirken sozioökonomischer und politischer Grundlagen der vergangenen Entwicklungsphasen des deutschen Kapitalismus zu leugnen bzw. nur die Gültigkeit bestimmter Traditionsbeziehungen zuzulassen. Während Mann schlicht den Abbruch des geschichtlichen Zusammenhangs des kapitalistischen Deutschland nach 1945 behauptet, wollen Rothfels und Heuss gewisse Überlieferungen gewahrt sehen. Sie verfahren dabei nach einem Selektionsprinzip, das aus dem geschichtlichen Gesamtkomplex politisch Anstößiges austrennt und ihn mit vermeintlich Tragbarem und -fähigem als positive Werte von Dauer identifiziert. Erklärt Heuss die Bezeichnung Krupps als imperialistisch und antidemokratisch einfach zur Feindpropaganda und hebt statt dessen die Sozialpolitik Krupps als fürsorgenden Fortschritt hervor, so isoliert Rothfels personalistisch zusammenhängende geschichtliche Phasen voneinander, trennt Blütezeiten reaktionärer Politik von ihren Baissen. Um jene in die Gegenwart einzubringen, reduziert er ihre geschichtliche Wirklichkeit auf abstrakte Prinzipien, die Leitlinien sein sollen für aktuelle Politik. Entgegen dem Selbstverständnis der Gedenkredner, von denen sich gewiß keiner die von ihnen aus dem Geschichtsbild verdrängten barbarischen Züge der deutschen Vergangenheit zurückwünscht, bestätigt die Art und Weise ihrer Argumentation das Fortwuchern von

wesentlichen Momenten der ideologischen Konzepte, die Abschnitte der zurückliegenden Perioden interpretatorisch betreuten. Daß die Inhalte der Vorträge nicht als unwirklich gewordene Residuen der Vergangenheit dastehen, bezeugt die Prominenz der Auftraggeber.

Die Differenz zwischen den Festrednern ist, sieht man von den persönlichen Eigenheiten einmal ab, keine prinzipielle; Bewahrung der Tradition, die nur die vermeintlich positiven Faktoren für geschichtsbestimmend nimmt und Neuheitsmythos, der kaum etwas mehr vom Alten will, gleichwohl in ihm steckenbleibt, sind komplementäre Erscheinungsformen der herrschenden Ideologie. Sie verzerren, je auf ihre Weise, die gegenwärtige Realität und ihre geschichtlichen Bezüge, spiegeln lediglich verschiedene Konzepte desselben Systems wider.

In den Inhalten der Reden dokumentiert sich die breite Basis ihrer Gemeinsamkeit. Sie alle verschleiern mehr oder minder geschickt die antidemokratischen Tendenzen in der Geschichte des kapitalistischen Deutschland, ohne aber zugleich den demokratischen Spuren besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Kritik an einzelnen „unvertretbaren“ Erscheinungen haben daher nur den Charakter von Konzessionen. Gemeinsam ist ihnen auch eine heimliche Verachtung gegenüber der Masse der unterprivilegierten Gesellschaftsschichten, ein autoritärer Argwohn gegenüber dem Volk. Es soll integriert werden per Verfügung von oben, bei Rothfels sind es die Bismarckschen Sozialgesetze, bei Mann die Pädagogik der wissenden Macht, bei Heuss die soziale Privatinitiative des Kapitalisten. Gleichklang herrscht im konservativen Mißbehagen an wirklicher Demokratie, die staatliche bzw. städtliche Autorität erfährt ihre Reverenz. Kritikern wird nicht argumentativ Paroli geboten, sondern sie werden herabgewürdigt, als rückständig und engstirnig bei Rothfels, als Schwätzer („dickleibige Werke“) und Angeber (bloß „interessante Details“) bei Mann und am größten bei Heuss als Nestbeschmutzer und Heuchler.

Auffallend ist überdies die Einigkeit in der Abneigung gegen Theorien; statt dessen findet sich bei allen Autoren ein kriterienloser Subjektivismus. Der Zusammenhang von ideologischen Inhalten und Theorielosigkeit, von Rechtfertigung statt Kritik und „historischer Gerechtigkeit“, „historischem Verstehen“ ist offenkundig. Kaum bedenkenloser als mit personalisierenden Beschreibungen und Interpretationen lassen sich geschichtliche Strukturen verwischen, geschichtliche Komplexionen auf Einzelnes verringern, das dann beliebig in Widerspruch gebracht werden kann. Die individualisierende Geschichtsbetrachtung kennt zwar Objektivität, doch erscheint sie als verselbständigtes, nicht identifizierbares Rätsel, unerreichbar dem menschlichen Zugriff, und schafft dadurch erst Platz für die Feier des historischen Subjekts, sei es als staatsmännisches Genie, sei es als Monument „stoßweis wachsender“ Tatkraft, sei es als „bohrende“ Bildung. Forderte einst die bürgerliche Individualisierung des Subjekts die Realisierung der Autonomie der Person, so besorgt sie heute deren Verhinderung, indem sie sich flexibel hält zu Zwecken der Legitimation von bürgerlicher Herrschaft.

Alexander Decker, Gerhart Gradenegger, Horst Thum

Kritik der Einführungen in die bürgerliche Geschichtswissenschaft

In diesem Aufsatz soll untersucht werden, mit welchem Selbstverständnis des Faches Geschichte der Studienanfänger konfrontiert wird. Greifbar war dieses Selbstverständnis für die Autoren nur insoweit, als es sich in der einschlägigen Literatur manifestiert. Ausgewählt wurden solche Bücher, die sich entweder ausdrücklich mit dem Standort der Geschichtswissenschaft beschäftigen oder Hilfen für den Studienanfänger sein wollen; ergänzend soll anhand von für den Studienanfänger sein wollen. Es war allerdings nicht möglich, Anwendungs- und Verbreitungsgrad der verwendeten Literatur zu ermitteln.

Die Ideologie einer empirisch hinreichend erfassbaren „Objektivität“ als Rechtfertigung von Theorielosigkeit

A. v. Brandt zeichnet mit erfreulicher Ehrlichkeit schon im Titel seines Buches das schöne Bild des handwerkenden Historikers¹, B. Scheurig und P. Kirn - J. Leuschner behaupten dagegen, Einführungen in die Geschichtswissenschaft zu geben²; dennoch bieten die vier Autoren dasselbe: Hilfswissenschaftliche Informationen, mehr oder weniger verbrämt mit allgemeinen Darlegungen über Sinn und Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft. Hinter der Konzeption dieser Bücher steht gleichermaßen die Auffassung, daß die eigentliche Problematik des Faches in der korrekten Auswertung des vorgefundenen empirischen Materials liegt: „Daher soll den eigentlichen Mittelpunkt des Studiums das Lesen von Quellen und das Erlernen der Methode bilden. Die Methode lernt man am besten durch Besuch von Seminarübungen, Durcharbeiten der dort gestellten Aufgaben und Befolgen der dort gegebenen Anregungen³.“ Was hier unter Methode verstanden wird, zeigt folgendes Zitat: „Da der Vergleich nahe verwandter Stücke den Hauptinhalt der historischen Methode ausmacht, steht sie überall da auf unsicherem Grunde, wo sie über Vergleichsstücke nicht oder nicht in genügender Zahl verfügt⁴.“

1 von Brandt, Ahasver: Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 4 1962 (195 S., kart., 4,80 DM).

2 Scheurig, Bodo: Einführung in die Zeitgeschichte. Sammlung Göschen, Bd. 1204, Berlin 1962 (101 S., Tb., 4,80 DM).

Kirn, Paul, und Joachim Leuschner: Einführung in die Geschichtswissenschaft. Sammlung Göschen, Bd. 270, Berlin 1968 (134 S., Tb., 4,80 DM).

3 Kirn-Leuschner, S. 22.

4 a.a.O., S. 13.

Bei Kirn-Leuschner wird die Reduzierung des Methodenbegriffes am deutlichsten; v. Brandt beschränkt sich von vornherein auf die Hilfswissenschaften, und Scheurig beschäftigt sich in seinem methodologischen Teil⁵ in erster Linie mit der Frage, ob bzw. wie Zeitgeschichte überhaupt betrieben werden könne. Außer diesen speziellen Fragen und den oben angesprochenen quellenkundlichen Problemen gibt es für ihn keine methodischen Schwierigkeiten. Dies wird deutlich an der unkritischen Übernahme der Tradition deutscher Geschichtsschreibung („Leopold von Ranke, der überragende Meister der Geschichtsschreibung“)⁶. Zugleich muß diese Berufung auf die Tradition als Alibi für die eigene Theorielosigkeit erhalten. Die vermeintliche Idylle wertfreier Geschichtserkenntnis durch fleißiges Quellenstudium hat sich am ungetrübtesten in dem Büchlein von Kirn-Leuschner erhalten. Da wird die Wichtigkeit des Meisters (in den Seminaren) und des Wanderns (in jeden Winkel Deutschlands) ausdrücklich betont⁷. Unruhe wird in diese heile Welt offensichtlich nur durch den Lamprechtstreit (1894 ff.) getragen; auch in diesem Zusammenhang bleiben wirtschafts- und sozialgeschichtliche Problemstellungen unberücksichtigt. Dagegen wird das Verhältnis zur Kulturgeschichte engagiert diskutiert.

Bei Scheurig ist die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre nicht ganz so unbemerkt geblieben: „Wir [!] haben Männer und Welten stürzen sehen, die in ihrer Macht unerschütterlich schienen. Wir erlitten politische und weltanschauliche Katastrophen, deren Ausmaß selbst dort kaum faßbar ist, wo wir ihre Konsequenzen zu erkennen beginnen“⁸. Die Hilflosigkeit gegenüber dem Faschismus, wie sie in der Darstellung des Menschen als wehrlosem Objekt „kaum faßbarer“ Katastrophen zum Ausdruck kommt, demonstriert das Dilemma dieser Art von Geschichtsschreibung: Das Fehlen rationaler Kriterien bei der Analyse gesellschaftlich-historischer Prozesse führt zur Dämonisierung, mit der man sich über unbequeme Fragestellungen hinweghelfen kann. Dieses Verfahren wird unkritisch auf den jetzigen politischen Gegner übertragen; der eigene Standpunkt erschöpft sich dabei in unverbindlichen moralischen Appellen: „Niemals würde uns auch offenbar, daß Demokratie und Rechtsstaatlichkeit — unsere sittlichen Aufgaben! — die einzigen Alternativen zu dem Totalitarismus darstellen, der Reiche, Menschen und Seelen verwüstete“⁹. Für die Methodik der Geschichtswissenschaft bleibt freilich all dies ohne Konsequenzen. Kirn-Leuschner beschreiben die Aufgabe des Historikers mit unbeeindruckter Naivität: „Denn jeder, mag er der Geschichtswissenschaft noch so fern stehen, bildet sich eine Meinung vom Ablauf der Volksgeschichte und der Völkergeschichte, von ihren bewegenden Kräften, ihren glücklichen und

5 1. Kp.: „Grundlegung der Zeitgeschichte“, Scheurig, S. 4—32.

6 a.a.O., S. 13.

7 Kirn-Leuschner, S. 21, S. 26.

8 Scheurig, S. 25 f.

9 a.a.O., S. 27.

beklagenswerten Ereignissen. Entweder begnügen sich alle mit ungezügelter Einfällen, oder der Laie vertraut dem Fachmann, dessen Pflicht und zugleich größte Freude es ist, um die beste für Menschen mögliche Erkenntnis des Geschichtsverlaufs zu ringen¹⁰."

Aus der offensichtlichen Theorielosigkeit folgt notwendig ein Nicht-Verhältnis zu allem, was mit Strukturen, Typologien, Gesetzmäßigkeiten und Kausalzusammenhängen zu tun hat. Kirn-Leuschner ignorieren derartige Kategorien vollständig. Für Scheurig sind Typologien heuristische Hilfsmittel; die inhaltliche Bestimmung solcher Typologien ist für ihn ohnehin irrelevant: „Mag die Geschichte auf das individuelle, in seiner Art unwiederholbare Leben zielen: Sie kann auch die Typologie als ein heuristisches Prinzip bejahen, mit dem das zeitgeschichtliche Material geordnet wird¹¹.“ Dieses Zitat demonstriert zugleich das Verhaftetbleiben in der Vorstellungswelt des Historismus. Historische Ereignisse werden als einmalig und unwiederholbar dargestellt. Die Tradition von Ranke und Meinecke lebt ungebrochen weiter.

Das Dilemma einer theielosen Geschichtsschreibung spiegelt sich in der Willkürlichkeit der Anforderungen wider, die an den „idealen Historiker“ gestellt werden. Scheurig verlangt vom Historiker: Er muß „innere Distanz“ nachweisen, „er hat sich mit Takt, Ernst und Würde in der Kunst des Fragens zu üben“, er „muß durch Objektivität bestechen“, und schließlich: „Vorurteile oder Tagesmeinungen dürfen den Historiker weder anrühren noch beirren; er darf sich nur vom sachlich Richtigen und sittlich Rechten lenken lassen¹².“ Kirn-Leuschner: „Das Reisen und Wandern muß man dem Historiker aus vielen Gründen auf das dringendste empfehlen.“ Man rät ihm, „schon in den früheren Semestern sich im Schreiben eines guten Stils zu üben“. „Das Wichtigste ist, daß man so früh als möglich Föhlung mit den Quellen sucht und sie sein Leben lang aufrechterhält.“ „Der ideale Historiker muß schon viel in sich aufnehmen¹³.“

A. v. Brandt erwartet vom Historiker folgende Voraussetzungen: „Den inneren Trieb, Fragen an die Vergangenheit zu stellen.“ „Die natürliche Begabung und den Sachverstand, die Erkenntnisquellen aufzuspüren, die zur Beantwortung der gestellten Fragen verhelfen können.“ „Die kritische Fähigkeit, die gefundenen Quellen fehlerfrei auszuwerten.“ Schließlich sollte „der echte Historiker mit einem Tropfen antiquarischen Öls gesalbt sein¹⁴“.

Diese absurde Charakteristik des Historikers zeigt, was den Studienanfänger erwartet, wenn er in Einführungskurse oder Proseminare gerät, die sich an diesen Vorstellungen orientieren: Patriarchalisches Verhältnis zwischen Lehrendem und Lernenden, unkritische Übernahme von Traditionen, unreflektierte Anpassung an Bestehen-

10 Kirn-Leuschner, S. 6.

11 Scheurig, S. 32.

12 a.a.O., S. 25, S. 28.

13 Kirn-Leuschner, S. 26, S. 29, S. 21, S. 24.

14 v. Brandt, S. 9, S. 189.

des. Daß es sich hier nicht nur um Relikte aus der Universitätspraxis des 19. Jahrhunderts handelt, läßt sich an den Repetitorien erkennen, die das Prüfungsniveau des Staatsexamens widerspiegeln. In ihrer kruden Faktenanhäufung sind sie eine konsequente Fortführung der Theorielosigkeit der Einführungen ^{14a}.

Standortbestimmung bürgerlicher Historiker

Im Gegensatz zur ersten Gruppe der eher auf die Hilfswissenschaften ausgerichteten Einführungen handelt es sich bei den folgenden Büchern um ausdrückliche Standortbestimmungen bürgerlicher Historiker ¹⁵. Was veranlaßt diese Autoren, den sicheren Boden üblicher Standortlosigkeit zu verlassen und sich durch den Versuch einer Positionsbestimmung womöglich Blößen zu geben? Ein Grund für das Überprüfen der eigenen Position ist die „elementare Sinniskrise dieser Zeit“ ¹⁶. Während es bei Meier vor allem ein wortreich artikuliertes Unbehagen an der Gegenwart ist, das ihn an der Berechtigung herkömmlicher Geschichtsbetrachtung zweifeln läßt, wird Schieder durch die Erfahrung des Nationalsozialismus verunsichert. „Ungeheures und Ungeheuerliches war seit den Tagen von Burckhardt und Bernheim geschehen. Der Glaube an ein Ziel der Ge-

14a Als Beispiel dient hier: Büssem, Eberhard, und Michael Neher (Hrsg.): Repetitorium der deutschen Geschichte. Mittelalter. Neuzeit 1. Verlag Akademische Buchhandlung, München 1969 (2 Bd., 169 u. 189 S., kart., 14,— u. 16,— DM).

Bei Büssem-Neher werden Wirtschaftsgeschichte und politische Geschichte getrennt behandelt. Dabei ist der wirtschaftsgeschichtliche Teil im Band Neuzeit 1 durchaus diskutabel, bleibt jedoch wegen seiner Isolierung ein funktionsloses Anhängsel. Die Reduzierung von Geschichte auf „historisches Grundwissen“, das nur umfangreiche Faktenkenntnis meint, ist den Verfassern selbst suspekt: „... das Hemd unserer heutigen Staatsexamensordnung ist uns näher als der Rock des reformierten Studiums“ (Mittelalter, S. 5). Hier wird sichtbar, wie die oft bemühte akademische Freiheit jedenfalls für Studenten durch staatliche Eingriffe in Form von Prüfungsordnungen eingeschränkt wird. Studenten, die bei dem Verständnis von Wissenschaft, das ihnen in den Einführungen vermittelt wird, stehenbleiben, werden solche Einengungen widerspruchlos hinnehmen. In der Tradition einer unkritischen Rezeption von Faktenwissen erzogen, werden sie jedem beliebigen System als programmierbare Fachkräfte zur Verfügung stehen.

15 Carr, Edward Hallet: Was ist Geschichte? Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1963 (168 S., kart., 4,80 DM).

Meier, Christian: Entstehung des Begriffs „Demokratie“. Vier Prolegomena zu einer historischen Theorie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1970 (220 S., kart., 6,— DM).

Schieder, Theodor: Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung. Oldenbourg Verlag, München ²1968 (247 S., Ln., 16,80 DM).

Wittram, Reinhard: Das Interesse an der Geschichte. Zwölf Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen ³1968 (178 S., kart., 4,80 DM).

16 Meier, S. 195.

schichte, ja an ihre Kontinuität, ihren inneren Zusammenhang und schließlich sogar an den Sinn der Geschichte war erschüttert¹⁷.“

Neben dieser zeitgeschichtlichen Erfahrung veranlaßt auch der Rückstand in der wissenschaftstheoretischen Diskussion anderen Disziplinen gegenüber ein Überdenken der eigenen Position. Stein des Anstoßes ist in erster Linie die wachsende Bedeutung der Sozialwissenschaften. Das trifft vor allem auf Schieder zu, der die schwächste Position gegenüber der theoretisch gesicherter erscheinenden Soziologie durch verbale Aggression kompensiert: „Ideologieverdacht‘ wird heute gegen jeden ausgesprochen, über uns allen schwebt die Anklage des soziologischen Staatsanwalts¹⁸.“ Andere, wie Carr und Meier, sehen dagegen in der Soziologie eher eine Ergänzung denn eine Bedrohung des eigenen Faches¹⁹.

Merklich geringer werden die Unterschiede zwischen den Autoren bei der Auseinandersetzung mit dem Historischen Materialismus. Da die bisherige Praxis des völligen Ignorierens die Rezeption marxistisch orientierter Geschichtsschreibung nicht verhindern konnte, versucht man jetzt, eine sachliche Auseinandersetzung durch Difamierungen zu umgehen. Zu diesem Zweck wird ein vulgärmarxistischer Popanz aufgebaut, der nach Belieben abqualifizierbar ist. Das kommt schon in den Benennungen zum Ausdruck. Der historische Materialismus wird bezeichnet als „Fortschrittsglaube“, „materialistisch-progressivistische Geschichtsauffassung“, „große Denkfigur des 19. Jahrhundert“²⁰, „Derivat des alten Idealismus“, „Enthüllungshistorie im Dienste der Revolution“²¹. Zwei Argumentationsarten sind besonders evident. Dem scheinbar unabhängigen und objektiven bürgerlichen Wissenschaftler wird der von „sachfremden“ Interessen bestimmte marxistische Historiker gegenübergestellt, der die Vergangenheit nur mit den Scheuklappen eines teleologischen Determinismus sehen kann. „Ohne Zweifel, der Unterschied ist fundamental und unübersehbar — der Unterschied zwischen der parteilichen Willensstellung des vom Fortschrittsbefehl ergriffenen Historikers und der für jede Antwort offenen Fragehaltung des aus einer anderen Situation aufgebrochenen Forschers²².“ Oder anders: „Wer sie [die Epochen der Geschichte] nur von einem vorausgesetzten Ziel her betrachtet, versündigt sich an einigen Grundtatsachen der Geschichte²³.“

Die zweite, geschicktere Argumentationsweise, die bei Schieder und Wittram nur marginal vorkommt, wird vor allem von Carr kultiviert. Dieser nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er in der ungebrochenen Tradition des englischen Liberalismus steht und

17 Schieder, S. 11. Vgl. dazu auch Wittram, S. 133.

18 Schieder, S. 58.

19 Carr, S. 65: „Je soziologischer die Geschichte und je historischer die Soziologie wird, desto besser für beide Teile.“ Vgl. auch Meier, S. 205.

20 Wittram, S. 6, S. 45, S. 7.

21 Schieder, S. 92, S. 56.

22 Wittram, S. 9.

23 Schieder, S. 26.

auf eine Festigung der eigenen Position durch wütende Ausfälle gegen den Marxismus verzichten kann. Carr stellt Marx in die bürgerliche Tradition des 19. Jahrhunderts („Marx, ein Schüler von Adam Smith und Hegel“) ²⁴; dessen Relevanz für die Gegenwart wird dadurch gemindert. Teile der Marxschen Aussagen zur Geschichte gibt er korrekt und unpolemisch wieder, ignoriert jedoch dessen Analyse der Produktionsverhältnisse und die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Nur so kann er die ökonomische Entwicklung der letzten Jahrzehnte charakterisieren als „Übergang von der freien Wirtschaft zur gelenkten Wirtschaft — gleichgültig, ob es sich dabei nun um kapitalistische oder sozialistische Planwirtschaft, um staatliche Planung oder um Lenkung durch großkapitalistische und nominell private Konzerne handelt“ ²⁵. Damit wird die Marxsche Theorie endgültig in das Zeitalter des Frühkapitalismus verbannt, denn die von Carr als eine qualitativ andere beschriebene gesellschaftliche Wirklichkeit ist dann mit den Kategorien von Marx nicht mehr adäquat zu erfassen. Ihre Realität wird bei Carr durch das Prinzip einer absolutgesetzten, zweckungebundenen Rationalität bestimmt, der sich alles unterordnet. „Die Rationalisierung der Produktion ist Zeichen für noch viel Wichtigeres — für die Rationalisierung des Menschen. Heute lernen primitive Menschen auf der ganzen Welt komplizierte Maschinen bedienen und dadurch denken, sich ihrer Vernunft bedienen“ ²⁶. Dieser pervertierte Vernunftbegriff ist die Grundlage von Carrs unerschütterlichem Fortschrittsglauben.

Versuch einer Modernisierung der traditionellen Geschichtsschreibung

Die Verunsicherung, die sich für Wittram, Meier und Schieder aus dem wissenschaftstheoretischen Vorsprung anderer Fächer und dem offenbar gewordenen Versagen der eigenen Disziplin in der Vergangenheit ergibt, führt zu einem Unbehagen an der bisher angewandten Geschichtsmethodik und zu dem Versuch, diese zu modifizieren. Ein Mittel dazu ist die stärkere Betonung des Strukturbegriffes. „Der Strukturbegriff ist nicht nur eine Spiegelung der zeitgeschichtlichen Erfahrung von dem verstärkten Gewicht, das gesellschaftlichen Prozessen und Gebilden im technisch-industriellen Zeitalter zukommt, er ist auch Ausdruck gewandelter Wissenschaftstheorie, namentlich soweit sich diese mit dem Versuch abgibt, Erkenntnisse von relativer Allgemeinheit als Typen oder Modelle zu gewinnen“ ²⁷. Um eine Konkretisierung des Strukturbegriffes drückt sich Schieder allerdings durch kommentarloses Zitieren anderer Autoren. Seine eigenen Ausführungen sind umfangreich, aber verschwommen. Wittram unterscheidet sich hiervon nur unwesentlich ²⁸. Daß hinter der Fassade

24 Carr, S. 134.

25 a.a.O., S. 138.

26 a.a.O., S. 142.

27 Schieder, S. 171.

28 Wittram, S. 46 ff.

des Strukturbegriffes alles beim Alten geblieben ist, zeigt deutlich folgendes Zitat: „Aus dieser Einteilung Braudels [ökonomische, politische, kulturelle und gesellschaftliche Strukturen] wird bereits deutlich, daß historische Epochen nicht einfach aus ihrer sozialen Verfassung abzuleiten sind, sondern eine besondere geistige Struktur zeigen, deren Züge der Historiker von jeher unter dem Begriff des Zeitgeistes zu fassen versucht hat²⁹.“ Strukturen werden also in den Überbau verlegt; im ökonomischen Bereich werden sie (hier am Beispiel des Historischen Materialismus) abqualifiziert: „Das Handeln der Menschen als einzelne Menschen erscheint höchstens noch unter verschleiernnden Strukturbegriffen wie denen der Produktivkräfte³⁰.“ So nimmt es am Ende nicht wunder, daß die Katze wieder auf ihre alten personalgeschichtlichen Füße zurückfällt. Entscheidend für den Geschichtsverlauf bleibt für Wittram weiterhin „die geniale und alle Zeitgenossen überragende Person³¹“; ebenso betont Schieder „die Möglichkeit der Struktur Begründung und die der Strukturhaltung durch große Einzelmenschen³²“. Beispiele hierfür sind bei ihm Lenin, Bismarck und Hitler als Begründer, Erhalter und Zerstörer von Strukturen³³. Aus solchen Formulierungen wird deutlich, daß die Einführung eines neuen Begriffes nicht über unveränderte Inhalte hinwegtäuschen kann.

Neben der Geschichte als Geschichte großer Persönlichkeiten ist auch der Verstehensbegriff suspekt geworden. Dieser wird nicht mehr mit dem „unendlichen Verstehen“ Droysens gleichgesetzt: „Hält man heute für die moderne Geschichtswissenschaft an einem modifizierten Verstehensbegriff fest — und ich glaube, man muß es, selbst wenn die Verlagerung des Interesses in soziale, statistisch erfassbare und erklärbare Fakten weitergehen sollte —, dann muß man sich allerdings freimachen von der naiven Vorstellung des frühen Historismus, daß dem Historiker durch Verstehen gleichsam eine völlige Ineinsetzung mit der Einsicht in die göttliche Vorsehung gelingen könne³⁴.“ Schieder vermeidet unter Berufung auf Rickert, Max Weber, Gadamer und andere auch in dieser Frage eine eindeutige Festlegung. Faßbar ist nur das Eingeständnis der Standortgebundenheit jeglicher Geschichtsbetrachtung. Ähnlich auch bei Wittram: „Alle wissenschaftliche Überlieferung verschmilzt mit unserer unweigerlich gegenwartsgebundenen Schweise³⁵.“ Diese Modifizierungen können jedoch keine weiterreichenden Konsequenzen haben, da der Erkenntnisanspruch der Wissenschaft von vornherein begrenzt wird. „Die Geschichtsforschung ist blind, wenn sie nach Gottes Absichten im Vergangenen fragt. [...] Gott hat sich in der

29 Schieder, S. 173; in der 1. Aufl. (1963), S. 165 noch: „... gefaßt hat“.

30 a.a.O., S. 164.

31 Wittram, S. 21.

32 Schieder, S. 190.

33 a.a.O., S. 190, S. 191, S. 188.

34 a.a.O., S. 40.

35 Wittram, S. 10.

Geschichte verhüllt³⁶." Weniger christlich, aber genauso irrational äußert sich H. Rothfels hierzu im Vorwort zum Fischer Lexikon Geschichte: „Die Ehrfurcht vor der Unerforschlichkeit des Ziels, zu dem wir hingeführt werden, ist ein unabdingbares Element geschichtlichen Denkens, das kein noch so eindrücklicher Nachweis typischer Verläufe oder statistischer Regelmäßigkeiten, keine Zyklen-theorie, kein biologischer oder materialistischer Determinismus aufzulösen vermag³⁷." Hier wird offenkundig, welcher Stellenwert den Modernisierungsversuchen außer bei Rothfels auch bei Schieder und Wittram beigemessen werden muß. Methodologisches Unvermögen hat seine Entsprechung in der Flucht in Mythen. Das gilt nicht nur für allgemeine und weihevollte Darlegungen über Sinn und Zweck der Geschichte, sondern auch für die Beschreibung gesellschaftlicher Realität: „Wir sehen die gesellschaftliche Entwicklung im Zeichen der industriellen Revolution nicht mehr nur als Bedrückung oder menschliche Selbstentfremdung, aber auch nicht mehr als unausweichliche und notwendige Vergesellschaftung alles individuellen Lebens einschließlich des Eigentums, sondern als die *uns* aufgegebenen Begegnungsform des Einzelnen mit den überindividuellen Mächten³⁸." Dem Integrationsappell an den einzelnen und der harmonisierenden Betrachtungsweise kommt die Funktion zu, die Realität der Klassengesellschaft zu verschleiern.

In der Geschichte manifestiert sich das Eingreifen „überindividueller Mächte“ in der dominierenden Rolle des Zufalls: „Im Zufall tritt uns die Unberechenbarkeit in der Geschichte in ihrer absolutesten Form als das völlig Unerwartete, Regelwidrige, als die Entscheidung durch Kräfte entgegen, die außerhalb einer großen Kontinuitätsreihe an der Peripherie fallen oder diese Kontinuitätsreihe plötzlich abreißen lassen³⁹." Bei Wittram wird der Zufall als Lückenbüßer ersetzt durch das unerforschliche Walten Gottes: „Es ist auch keine geringe Sache, die Gletscher der Geschichte auf und nieder zu schreiten und etwas von der Furchtbarkeit und Herrlichkeit der Werke Gottes zu ahnen⁴⁰." Diese metaphysische Schwärmerei, die, ernstgenommen, die Aufgabe des Anspruches auf Wissenschaftlichkeit bedeutet, setzt sich fort in der Suche nach individueller Schuld in der Geschichte, so als ob sich alle Gegensätze auf moralisches Gut oder Böse reduzieren ließen: „Immer aber geht es in der Geschichte um Schuld, sie ist der geheime Motor, der das Getriebe in Gang hält, meist verborgen, immer tätig, das eigentliche perpetuum mobile der Weltgeschichte⁴¹." Der Mensch wird dargestellt als „ein in Schuld verstricktes, aber von Gott angerufenes und ausgezeichnetes Ge-

36 a.a.O., S. 30 f. Vgl. dazu Schieder, S. 114: „Der Mensch bleibt das größte Rätsel in der Geschichte.“

37 Fischer Lexikon Geschichte. Hrsg. von W. Besson, Frankfurt a. M. 1970, S. 8 f.

38 Schieder, S. 20.

39 a.a.O., S. 51.

40 Wittram, S. 18.

41 a.a.O., S. 17.

schöpf⁴².“ Auch bei Schieder ist das handelnde Individuum, insbesondere der Staatsmann, „in Schuld verstrickt“⁴³.

Im konkreten Fall des Nationalsozialismus allerdings wird die Frage nach der Schuld der Beantwortung dadurch entzogen, daß die Verantwortung auf die erwähnten „überindividuellen Mächte“ abgewälzt wird. „Wie in der Orestie die Verstrickung der Angehörigen des fluchbeladenen Atridenhauses in ihr furchtbares Geschick sich zu ihrem Schauer und Entsetzen enthüllt, so sahen wir uns in Verschulden und Verbrechen verwickelt, aus denen kein Ausweg zu führen schien“⁴⁴. „In der Tat hat die Geschichte ja so Furchtbares mit uns und an uns veranstaltet, daß die Scheu, an sie und insbesondere ihre jüngste Epoche zu rühren, im Sinne des Selbstschutzes nicht unbegreiflich ist“⁴⁵.“ Solche Darstellungsweise — der Mensch als Objekt eines nichtfaßbaren Bösen — entzieht den Nationalsozialismus und seine Ursachen der Analyse; die Unzulänglichkeiten bürgerlicher Faschismustheorien werden vor diesem Hintergrund verständlicher.

Liberales Dilemma: Moralische Appelle als Ausweg

Von den bisher besprochenen deutschen Autoren unterscheidet sich Christian Meier schon durch seine kritische Distanz zur Tradition. Er verneint nicht nur die Möglichkeit wertfreier Geschichtsschreibung, sondern lehnt auch die Beschränkung der Geschichte auf eine Archivarwissenschaft ab: Kritik der Überlieferung, d. h. Quellenauswertung, sei nicht die einzige Aufgabe der Geschichte. Den Verstehensbegriff greift er ebenfalls an, da durch ihn Verbrechen auf Naturvorgänge reduziert würden und sich der Historiker damit zum Komplizen der Herrschenden mache. An dieser Stelle setzt er Verstehen und Erklären gleich und qualifiziert so auch den Versuch ab, Begründungen zu finden. Dadurch kommt er in seinen Beispielen zu falschen Alternativen: „Der ‚Fall Hitler‘ ist dann am Ende [wenn man ihn versteht oder erklärt] nicht mehr der Gegenstand von Haß, Abscheu, härtester Kritik, sondern eine historisch notwendige, durchaus verständliche Erscheinung“⁴⁶.“ Meier spricht sich für die erste Möglichkeit aus und bleibt damit bei emotionaler Reaktion stehen. Das Mißtrauen gegen umfassende Erklärungsversuche ist durchgehend: „Das ist, daß kein Mensch heute weiß, woran wir sind. Wer es zu wissen glaubt, ist mindestens auf einem Auge blind und kann keine Perspektiven wahrnehmen“^{46a}.“ Hier deutet sich das Dilemma des liberalen Skeptikers Meier an: Durchgehende Erklärungsmodelle sind ihm so suspekt, daß er sich lieber gleich in moralisierende Kritik

42 a.a.O., S. 31.

43 Schieder, S. 97.

44 a.a.O., S. 31.

45 Rothfels, Fischer Lexikon Geschichte, S. 9; ähnlich auch Wittram, S. 16.

46 Meier, S. 208.

46a a.a.O., S. 183.

zurückzieht. Im Versuch, sich gegen „rechts und links“ abzugrenzen⁴⁷, gerät ihm die eigene Position oft zum Allgemeinplatz: „Vielmehr kann der Historiker seiner Verpflichtung gegen seine Gegenwart nur gerecht werden, indem er seine Wissenschaft recht treibt: Frei von Druck und Versuchung und Rücksichten auf Erwägungen, die nicht seines Berufes sind“⁴⁸.

Doch auch, wenn er seinen Standpunkt präziser bestimmen will, bleibt vor lauter Absicherungsversuchen wenig Substanz: Historie werde sich als die Wissenschaft behaupten, „die auf das Individuelle gerichtet ist (das freilich bis in die einzelnen Sätze hinein immer in einer Dialektik zum Allgemeinen steht), die es primär mit der zeitlichen Dimension zu tun hat, die das Vergangene liebt und verwaltet“⁴⁹. Eine der wenigen konkreteren Bestimmungen ist neben der Forderung des moralischen Engagements des Historikers die nach „Verselbständigung der Perspektiven, das gesonderte Durchspielen jeder einzelnen samt einem Bemühen um ihre sinnvolle In-Verhältnis-Setzung“⁵⁰. Die Formel des sinnvollen Verhältnisses der Perspektiven wird von Meier nicht inhaltlich bestimmt, und so ist seine „multiperspektivische“ Geschichtsschreibung ein nur formaler Fortschritt. Damit bleibt am Ende nur der idealistische — und folgenlose — Appell übrig: „Dabei ist Verantwortung [des Historikers] — wie immer in solchen Fällen — nach einem Als-Ob zu bestimmen: Als ob es vom einzelnen abhinge, wie die Zeit weitergehe“⁵¹.

47 a.a.O., S. 188, 195, 198, 205, 221.

48 a.a.O., S. 189.

49 a.a.O., S. 205.

50 a.a.O., S. 215.

51 a.a.O., S. 186.

Michael Nerlich

Die Darstellung der Kommune in französischen Enzyklopädien bis 1900

Prämissen

Für die Untersuchung der Darstellung der Pariser Kommune von 1871 in bürgerlichen Nachschlage-Werken¹ lagen folgende Gedanken zugrunde: 1. In Nachschlage-Werken ist mit ziemlicher Sicherheit die Quintessenz der bürgerlichen Wissenschaft, im Fall der Pariser Kommune von 1871 der bürgerlichen Geschichtsforschung zu erblick-

1. Folgende Nachschlage-Werke wurden hierfür gesichtet (der abgedruckte Text ist eine gekürzte Fassung des Aufsatzes; nicht alle aufgeführten Nachschlagewerke sind daher erwähnt):

a) Mehrbändige Nachschlage-Werke

1. Pierre Larousse, **Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle**, Paris, Larousse, 1865—1876, 15. Bde. 1. Supplementband 1878, 2. Supplementband 1888.
2. Marcelin Berthelot, **La Grande Encyclopédie. Inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts par une société de savants et de gens de lettres**, Paris, Société anonyme de la Grande Encyclopédie, 1885—1892, 31 Bde.
3. Jules Troussel, **Nouveau Dictionnaire encyclopédique universel illustré**, Paris, Librairie illustrée, 1885—1891, 6 Bde.
4. Camille Flammarion, **Dictionnaire encyclopédique universel, contenant tous les mots de la langue française et résumant l'ensemble des connaissances humaines à la fin du XIX^e siècle**, Paris, Flammarion, 1894 bis 1898, 8 Bde.
5. E. R. Blanc, **Grande Encyclopédie populaire ou Dictionnaire répertoire universel**, Paris, Bruller et Politzer, 1897—1898, 3 Bde.
6. Claude Augé, **Nouveau Larousse illustré**, Paris, Larousse, 1897—1904, 6 Bde. Supplement 1907.
7. **Lettres, sciences, arts. Encyclopédie du XX^e siècle**, Paris, Librairie Nationale, 1912, 12 Bde.
8. Paul Augé, **Larousse du XX^e siècle**, Paris, Larousse, 1928—1933, 6 Bde. Supplement 1953.
9. Raoul Mortier, **Dictionnaire encyclopédique Quillet**, Paris, Quillet, 1939, 6 Bde.
10. Paul Augé, **Larousse universel. Dictionnaire encyclopédique**, Paris 1948, 2 Bde.
11. Raoul Mortier, **Dictionnaire encyclopédique Quillet**, Paris, Quillet, 1955, 6 Bde. + 2 Supplementbände.
12. **Grand Larousse Encyclopédique**, Paris, Larousse, 1960—1964, 10 Bde.
13. **Encyclopédie internationale Focus**, Paris, Bordas, 1967, 4 Bde.
14. Raoul Mortier, **Dictionnaire encyclopédique Quillet**, Paris 1968, 8 Bde.
15. **Nouveau Larousse universel**, Paris, Larousse, 1969, 2 Bde.

ken, zumal gerade die bekannteren Nachschlage-Werke von mehr oder weniger großen Redaktionskollektiven herausgegeben werden und wurden, in denen sich — je nach Finanzkraft des jeweiligen Verlages — die renommiertesten bürgerlichen Fachwissenschaftler befinden und befanden. 2. Dieser erste Gedanke unterstellt keineswegs, daß sich alle Forschungsergebnisse der bürgerlichen Wissenschaft in den Nachschlage-Werken niederschlagen, sondern im Gegenteil, daß die *Quintessenz* dieser Wissenschaft zum Ausdruck kommt, das heißt: ihre Intention, ihre Interessen, ihr Klassencharakter. Mit anderen Worten: das bürgerliche Nachschlage-Werk ist der Ort, an dem die Präsentation der bürgerlichen Wissenschaft ihren deutlichsten Umschlag in aggressive, weil notwendigerweise konzentrierte Propaganda erlebt, das heißt: ihren wahren Charakter enthüllt. 3. Gleich-

b) Nachschlage-Werke in einem Band

16. D'Ault-Dumesnil, Louis Dubeux, L'Abbé A. Crampon, **Nouveau dictionnaire d'histoire et de géographie anciennes et modernes**, Paris-Lyon, 3. Edition, 1874.
17. M. N. Bouillet, A. Chassany, **Dictionnaire universel d'histoire et de géographie**, Paris, Hachette, 1878, 27. Edition.
18. Pierre Conil, **Encyclopédie populaire**, Paris, Librairie Poussielgue Frères, 1880.
19. Ch. Dezobry, Th. Bachelet, **Dictionnaire général de biographie et d'histoire, de mythologie et géographie ancienne et moderne** (usw., usf.), Paris 1883, 9. Edition.
20. **Dictionnaire encyclopédique illustré**, Paris, Armand Colin, 1905.
21. Claude Augé, **Petit Larousse illustré**, Paris, Larousse, 1906.
22. P. Commelin, E. Rittier, **Nouveau Dictionnaire encyclopédique illustré**, Paris, Garnier, 1910.
23. Paul Guérin, G. Bovier-Lapierre, **Nouveau Dictionnaire universel illustré. Contenant langue française, histoire, biographie, géographie, sciences et arts**, Tours, Mame, 1921.
24. **Nouveau Dictionnaire illustré Simon. Dictionnaire encyclopédique français**, Paris 1947.
25. **Petit Larousse**, Paris, Larousse, 1959.
26. **Dictionnaire usuel Quillet**, Paris, Flammarion-Quillet, 1963.
27. **Nouveau Petit Larousse en couleurs**, Paris, Larousse, 1968.
28. **Nouveau Petit Larousse**, Paris, Larousse, 1970.

c) Nachschlage-Werke für Kinder und Jugendliche

29. E. M. Campagne, **Dictionnaire universel d'éducation et d'enseignement**, Bordeaux 1874.
30. **Petit Larive & Fleury. Dictionnaire français encyclopédique**, Edition scolaire, Paris 1902.
31. Elie Blanc, Prêlat de la Maison de S. S. (usw., usf.), **Dictionnaire alphabétique et logique de la langue, de la géographie et de l'histoire à l'usage des écoles**, Librairie catholique Emmanuel Vitte, Lyon-Paris, 1912.
32. **Encyclopédie pour les enfants de France**, Paris, Librairie Hachette, 1954.
33. Michel de Toro, **Dictionnaire de débutants**, Paris, Larousse, 1949.
34. B. M. Parker, **Encyclopédie du livre d'or pour garçons et filles**, préface d'André Maurois, présentation J.-B. Piobetta, Paris, Editions des deux coqs d'or, 1960, 16 Bde.

zeitig ist das Nachschlage-Werk als Ware auf dem kapitalistischen Buchmarkt der Ort, an dem Wissenschaft und Kapitalisteninteresse ihren gemeinsamen Ausdruck als Propaganda finden. 4. Darüber hinaus ist das Nachschlage-Werk auf Grund seiner Verbreitung einer der zentralsten Faktoren der ideologischen Massenbeeinflussung, zumal die Verlage aus unter Punkt 1 und Punkt 2 vermerkten Bedingungen zusätzliche Propaganda- bzw. Reklamewirkung erzielen: mit dem Verweis auf die Wissenschaft, auf die Konzentration der jüngsten Forschung der Wissenschaft, auf die Bedeutung der herausgebenden und mitarbeitenden wissenschaftlichen Koryphäen destillieren sie den Anspruch auf Qualität (verbürgt in Namen und vor allem im Titel der in langen Mitarbeiterlisten aufgezählten Gelehrten) und auf wissenschaftliche Wahrheit bzw. „Objektivität“, die wiederum in der Betonung der Qualität ihre sicherste Stütze findet: der Mythos der Allwissenheit, Unfehlbarkeit und Wahrheit, mit dem die bürgerlichen Lexikon-Verlage unablässig Reklame betreiben, ist eine Art Prostitution der bürgerlichen Wissenschaft, bei der die Verlage die Zuhälterrolle innehaben.

Das Ende einer Tradition

1. Pierre Larousse: Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle

Vergleicht man die Lexikonproduktion in Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert, dann fällt sofort auf, daß viel mehr große, mehrbändige Nachschlage-Werke im 19. Jahrhundert produziert wurden, im 20. Jahrhundert hingegen eine deutliche Verlagerung der Produktion weg von der großformatigen und vielbändigen Enzyklopädie hin zum einbändigen, zweibändigen, allenfalls dreibändigen Nachschlage-Werk stattfindet. Die Gründe dafür sind vielfältig und bedingen sich wechselseitig, der wichtigste Grund jedoch, der die anderen überhaupt erst hervorbringt und beeinflusst, ist die industrielle Entwicklung Frankreichs während des Second Empire und vor allem nach der Beendigung des deutsch-französischen Krieges und dem Sieg der Bourgeoisie über das revolutionäre Proletariat der Kommune von Paris. Kommt bis weit hinein in das 19. Jahrhundert überhaupt nur ein Teil der Bevölkerung als eventueller Konsument von Geschriebenem bzw. Gedrucktem in Frage, da der Prozentsatz der Analphabeten z. T. den der Schreib- bzw. Lesekundigen übertraf², so als Käufer von Büchern sogar nur eine verschwindend kleine Schicht der Bourgeoisie, als Käufer von repräsentativen Riesen-Enzyklopädien auch von dieser nur eine Minorität.

Doch die industrielle Entwicklung schaffte auch ein qualifizierteres Proletariat, oder anders ausgedrückt: um entsprechend der technischen Entwicklung und dem ständig steigenden Konkurrenzdruck produzieren (und verdienen) zu können, benötigt der Kapitalist ein wenigstens rudimentär ausgebildetes Proletariat. Es entstehen daher ungefähr in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts „Berufsschulen,

2 Cf. J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 32, 176.

vielfach auf Unternehmerinitiative, um für den ausgedehnten und in der Handhabung komplizierter gewordenen Maschinenpark das notwendige Personal heranzuziehen... Entsprechend wächst auch der Verkauf von populärwissenschaftlichen Werken und ‚Lehrlingsbüchern‘, und die Bücher der ‚Bibliothèque Utile‘ haben einen guten Absatz³“.

Wenn auch 1901 noch 19,4 % der Frauen und 13,5 % der Männer Analphabeten sind⁴, so entstehen doch gerade in der hier interessierenden Zeit nach dem Untergang der Kommune neue Käuferschichten, an denen auch die Produzenten von Nachschlage-Werken interessiert sind und auf die sie ihre Produktion (z. B. mit dem *Petit Larousse*) einstellen.

Zunächst aber findet das Zeitalter der repräsentativen bürgerlichen Enzyklopädie, die noch vom Vorbild der Diderotschen *Encyclopédie* beeindruckt und von einem Rest des bürgerlichen Forschungselans, einer Art rücksichtslosen Positivismus getragen ist, seine relativ bescheidene Fortsetzung und seinen definitiven Abschluß: 1878 erscheint der erste Supplementband zu Pierre Larousses *Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle*, in dem sich auf 23 vierspaltigen Seiten im Folio-Format (565—587) die ausführlichste Darstellung der Pariser Kommune findet. So ausführlich diese Darstellung (die längste aller französischen Enzyklopädien überhaupt) auch sein mag, so ist doch nicht zu übersehen, daß sie völlig an der Oberfläche der Ereignisse haften bleibt, womit sie im übrigen dem gesteckten Ziel einigermaßen nahekommt (572 c): „... nous tenons à donner une photographie aussi complète que possible de la Commune, envisagée sous ses divers aspects...“

Die angewandte Methode ist die der möglichst lückenlosen Aneinanderreihung von Fakten, die chronologische Nacherzählung der Vorgänge, der Tage, Stunden, der Zufälle und vermuteten oder tatsächlichen Mißverständnisse, usw. usf. Der Vorstellung von positivistischer Objektivität entsprechend ist der Verfasser des Artikels bemüht, Dokumente anzuhäufen und diese durch sich selbst sprechen zu lassen. Der Artikel selbst ist ohne sichtbare äußerliche Strukturierung in vier Teilen angelegt. Bei dieser Einteilung ist bemerkenswert, daß der dritte Teil ausschließlich und ohne Kommentar von seiten des Verfassers als Dokument wiedergegeben ist, und zwar (580 b) „in extenso“ im wortwörtlichen Abdruck des offiziellen Kriegsrapportes von McMahon, dessen „modération“ gerühmt wird. Aus diesem Grund lassen wir diesen Teil in unserer Analyse unbeachtet, halten die Tatsache jedoch bereits als charakteristisch für die Gesamtrichtung des Artikels fest.

Die Kommune entstand nach Meinung des Verfassers aus der Enttäuschung über den Kriegsverlauf zwischen Frankreich und Preußen: die Pariser Bevölkerung hatte während der Belagerung viele Entbehrungen auf sich nehmen müssen (565 b—c), ihr Verhalten war

3 Cf. ib., Bd. 33, 35.

4 Cf. ib., 109.

heroisch gewesen, Gewehr bei Fuß und im Schutz der Kanonen war sie unbesiegt geblieben — konsequenterweise mußte die Kapitulation der Regierung gegen den Willen der Pariser Bevölkerung zu einer „explosion de colère“ führen, zumal die „population“ „avec tant d'insistance“ „le combat suprême“ forderte (565 c): „Ce peuple, qui avait été admirable de constance et d'énergie, s'abandonna alors à une irritation qui était comme la réaction obligée de ses déceptions et de ses misères.“ Damit ist das Problem der tatsächlichen Gründe psychologisch weitgehend eskamotiert (568 b): „Il fallait que Paris fût bien troublé pour qu'il remit ainsi ses destinées aux mains d'inconnus que rien ne pouvait recommander à sa confiance . . .“

So weit die (für die bürgerliche Geschichtsschreibung typische) Begründung des Entstehens der Pariser Kommune. Der Verfasser aber, bemüht, möglichst viele Fakten zusammenzutragen, ohne sie zu interpretieren, gibt unfreiwillig Material an die Hand, seine eigene Erklärung ad absurdum zu führen. Solange er ganz allgemein von „parisiens“, „population“ und „peuple“ spricht, läßt sich die emotionalistische These leicht verteidigen, zumal nicht zu leugnen ist, daß *Emotionen* im Klassenkampf eine wichtige Funktion ausüben. Daß an der Basis jedoch der Klassenkampf selbst und nicht die Wut über eine unpopuläre Kapitulation stand, muß der Verfasser des Artikels — ohne freilich das Kind beim Namen zu nennen — in dem Augenblick zugeben, da seine „photographische“ bzw. positivistische Methode die Präzisierung der Begriffe „parisiens“, „population“ und „peuple“ notwendig macht: hinter diesen Begriffen versteckt sich die „garde nationale“, die sich daran erinnert, daß die herrschende Klasse in Frankreich den Krieg begonnen hat, und die nun unbesiegt kapitulieren soll, um die Reparationsforderungen der Preußen zu bezahlen. Sie entschließt sich, die Waffen zu behalten: „Ce grand corps de la garde nationale parisienne attachait une importance capitale à son organisation et à son armement; c'était pour elle la meilleure garantie du maintien de la République.“ Statt also die — was in diesem Artikel verschwiegen wird — z. T. selbstbezahlten Kanonen abzuliefern, sicherte die „garde nationale“ sie in Waffenparks.

Angesichts der Tatsache, daß Paris nur von einigen zweihunderttausend preußischen Soldaten belagert, aber von einigen vier- bis fünfhunderttausend Nationalgarden verteidigt wurde, wird freilich nur noch rätselhafter, warum die offizielle Regierung gegen Paris und die „garde nationale“ den Bürgerkrieg führte. Der Verfasser des Enzyklopädie-Artikels sieht das genau und bekennt an dieser Stelle das erste Mal Farbe: „population“ und „population“ sind genauso wenig ein und dasselbe wie „parisiens“ und „parisiens“ (565 c): „Placés sur les buttes et braqués du côté de Paris, ces canons inquiétaient vivement et l'autorité et la partie bourgeoise de la population . . .“, die nichts dringlicher herbeiwünschte als die Entwaffnung ihrer Knechte.

Aus der Tatsache, daß der Verfasser des Artikels die Provokationen des Pariser Proletariats durch die Regierung Thiers mißbilligt

und darüber hinaus einräumt, daß auf der Seite der Kommune auch anständige Menschen gestanden haben (cf. z. B.: 566 c—d; 570 b—c, usw.), daß das Zentralkomitee an der Erschießung der Generale Lecomte und Thomas nicht beteiligt war (566 a), daß er die Existenz von „pétroleurs“ und „pétroleuses“ entschieden in das Reich der Fabel verweist (585 d), daß er sogar die Anhänger Napoleons für die Brandstiftungen in Paris verantwortlich macht (586 a), aus der Tatsache endlich, daß er obendrein die blutige Repression, die Erschießungen ohne Urteilsspruch (585 c ff.) und das Ausbleiben der Generalamnestie (587 c—d) verurteilt, zu folgern, der Verfasser des Enzyklopädie-Artikels sei ein Anhänger der Pariser Kommune gewesen, wäre ein entscheidender Irrtum. Sein Liberalismus hat genau definierbare Grenzen in den Interessen seiner Klasse, und diese Interessen sind identisch mit denen der von ihm kritisierten Regierung Thiers. Was er ihr zum Vorwurf macht, das ist eine falsche Strategie: die für die Bourgeoisie positive Lösung ist für den liberalen Bourgeois-Intellektuellen zu blutig. Wenn schon Blut vergossen werden muß, dann muß es angemessen sein, darf keine Unschuldigen treffen, mit einem Wort: korrekt wie der von ihm akzeptierte Bericht des Versailler Heerführers McMahan. Er kritisiert nicht die Grundsätze der Versailler Politik, er verurteilt Details der von diesem „gouvernement“ eingeschlagenen Strategie (586 a): „Pourquoi donna-t-il l'ordre d'enlever les canons de Montmartre en plein jour, alors qu'il eût été si facile de procéder à cette mesure nuitamment et sans esclandre?“

Man muß sich den Liberalismus des Autors und ganz besonders die Grenzen dieses Liberalismus vor Augen halten, wenn man den wichtigen zweiten Teil seines Artikels verstehen will, in dem er die einzelnen Dekrete und Handlungen der Kommune aufzählt und immer wieder mit negativen Kommentaren versieht, die von der Belustigung über die Uniform-Probleme der Kommune (576 a—b) bis zur moralischen Denunziation der kommunalistischen Kriegspropaganda reicht, deren Erfolgsnachrichten er kommentiert (580 b): „C'est avec ces affirmations mensongères et odieuses qu'on poussait aux dernières extrémités de malheureux égarés.“

Am schärfsten aber sind seine Kommentare, wenn die Fragen des Verdienens und Besitzens zur Debatte stehen. Auf die Stundung der Mieten für die Monate Oktober 1870, Januar und April 1871 antwortet er (568 a): „Ici, la Commune dépassait évidemment la mesure et dévoilait trop clairement son désir de conquérir à tout prix les sympathies, nous ne dirons pas de la classe ouvrière, mais celles de certaines catégories de gens appartenant à toutes les classes possibles, car nous nous rappelons fort nettement avoir entendu de braves et honnêtes ouvriers s'écrier qu'ils ne bénéficieraient jamais d'un tel décret⁵.“ Der Kommentar zur Unterbindung des Pfandhausgeschäf-

5 Es gibt kaum ein belletristisches Produkt gegen die Kommune, in dem nicht der ordentliche Arbeiter gegen den meist alkoholischen Anhänger der Kommune ausgespielt wird.

tes heißt (ib): „Toutes ces mesures radicales creusaient un abîme de plus en plus profond entre le gouvernement régulier et le pouvoir insurrectionnel . . .“

Furchtbar wird der Zorn des Enzyklopädisten, wenn die Arbeiter sich erkünnen, mehr zu fordern als nur geduldet zu werden, wenn sie der Bourgeoisie die „gestion“ der öffentlichen und privaten Unternehmen, die in ihrer Sicht freilich ebenfalls öffentliche sind, aus der Hand nehmen wollen, so wie 82 Jahre zuvor die Bourgeoisie die „gestion“ aus der Hand des Adels nahm, wenn sie nämlich feststellen, daß eine Reihe von Fabrikbesitzern Paris verlassen haben, um nach Versailles zu fliehen und Thiers zu unterstützen, wenn sie dabei feststellen, daß in den geschlossenen Fabriken nicht gearbeitet wird und daß dadurch die gesellschaftlichen Interessen, genauer: die Interessen der Kommune beeinträchtigt und die Existenz vieler Arbeiter kompromittiert sind, wenn sie endlich beschließen, die im Stich gelassenen Fabriken an Arbeiterassoziationen zu übergeben und nach Wiederherstellung des Friedens den ehemaligen Besitzern eine angemessene Entschädigung zukommen zu lassen. Dann wird der Ton des liberalen Bourgeois ausgesprochen zynisch⁶. Dabei ist durchaus plausibel, was der Verfasser hier nur insinuiert: daß im Fall einer militärischen Niederlage Versailles' und eines Sieges der Kommune das kapitalistische Ausland den kommerziellen, ökonomischen Krieg gegen die Kommune mittels Sabotage und Handelsboykott geführt hätte, und zwar im Namen der Freiheit (wie bislang noch immer nach jeder erfolgten sozialen Revolution), denn wie der Enzyklopädist entsetzt feststellt, ist bereits das Verbot der Nachtarbeit (572 a): „une grave atteinte à la liberté du commerce et de l'industrie“ und die Verstaatlichung des Privatbesitzes von Thiers, die Zerstörung seines Hauses und die Übergabe seiner Kunstschatze in staatliche Museen eine (576 c) „mesure odieuse“.

Die treibende Kraft, die hinter diesen Maßnahmen der Kommune steht, ist für den Verfasser ohne Zweifel die Internationale. Freilich ist die Argumentation hinsichtlich der Internationale (wie in der gesamten bürgerlichen Kommune-Geschichtsschreibung) nicht frei von Widersprüchen: wird einmal der Einfluß der Internationale auf die Pariser Kommune hoch eingeschätzt (568 a), so wird ein anderes Mal betont, daß nur 17 Kommune-Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation angehörten (568 b). Als den konsequentesten, geschultesten und der Bourgeoisie gefährlichsten Vertretern der Arbeiterklasse

6 „Mettons à part, si l'on veut, le caractère de révoltante injustice que renfermait cette brutale expropriation; n'envisageons que le côté pratique. Est-ce par de telles mesures que les hommes de la Commune entendaient révéler leurs connaissances et leurs principes en fait d'économie sociale, commerciale, industrielle? Est-ce que l'on décrète les capitaux? Est-ce que l'on décrète le travail? Est-ce que l'on décrète la confiance [bürgerlicher Käufer in proletarische Produzenten]? De quelle manière alimenter ces ateliers? La Commune espérait-elle que les cinq parties du monde allaient inonder ses ateliers de commandes pour articles d'exportation? . . . [usw., usf.] . . .“

aber gebührt ihnen der ganze Haß des liberalen Intellektuellen, und so urteilt er über den Aufruf der Pariser Sektion der Internationalen, die Kommune als Produkt der proletarischen Revolution zu unterstützen: „La pensée secrète qui en ressort, c'est celle de s'emparer exclusivement du mouvement progressiste, de lui imprimer sa direction et d'asseoir la suprématie des classes ouvrières sur l'effacement complet des autres.“ Daß der entschiedene Vertreter der Interessen der Bourgeoisie diesen Gesichtspunkt nicht teilen mag, ist nicht überraschend, wichtig aber (und hier wird seine Divergenz von der offiziellen Strategie der republikanischen Bourgeoisie unter Thiers' Führung am deutlichsten), daß er das (heute noch „aktuelle“) Angebot der angemessenen „Mitbestimmung“ macht⁷.

2. Marcelin Berthelot/Louis Lucipia: La Grande Encyclopédie

Vergleicht man den (ausnahmsweise gezeichneten) Artikel *Commune de Paris en 1871* von Louis Lucipia auf den Seiten 139—145 des zwölften Bandes der von Marcelin Berthelot seit 1885 herausgegebenen *Grande Encyclopédie* mit dem Artikel in Pierre Larousse *Grand Dictionnaire universel*, so fällt zunächst einmal der außerordentlich (von 90 auf 10 Spalten bei größerer Letter) reduzierte Umfang auf. Das ist um so erstaunlicher, als die *Grande Encyclopédie* im Jahr 1902 immerhin auf 31 Bände gewachsen war. Die zweite, auffällige Unterscheidung betrifft die Bibliographie: war Pierre Larousse noch mit der Erwähnung des offiziellen Rapportes von McMahon ausgekommen, so zitiert Lucipia in einer eigenen bibliographischen Übersicht immerhin 35 Titel. Die Bibliographie ist im übrigen recht aufschlußreich: abgesehen von eigenen Arbeiten zitiert er sowohl reaktionäre Pamphlete vom Typ der *Convulsions de Paris* von Maxime Du Camp als auch Erinnerungen und Darstellungen der Ereignisse durch ehemalige Mitglieder der Kommune wie Cluseret, Lissagaray, Malon. Marx bzw. die Stellungnahmen der Internationale bleiben dagegen ebenso unerwähnt wie — der Lexikonartikel von Pierre Larousse, den er zweifellos kennt, und dem auch die mechanistische Einteilung der Geschichte der *Commune de Paris* in drei Perioden zu danken ist (140 a): vom 18. bis zum 28. März (gleichzeitige Verwaltung von Paris durch das Zentralkomitee der Nationalgarde und die im November 1870 gewählten Gemeindevertreter); vom 28. März bis zum 21. Mai (Regierung der Commune); vom 21. bis zum 28. Mai (Militärregierung).

7 „Que les ouvriers demandent à prendre part à la gestion des affaires publiques, auxquelles ils sont intéressés comme le reste des citoyens, ils restent dans la plénitude de leurs droits. Qu'ils envoient au parlement beaucoup d'ouvriers comme M. Tolain, assez compétents pour traiter les questions industrielles et commerciales qui ont conquis tant d'importance dans la société moderne, nous serons les premiers à y applaudir. Mais il faut que les ouvriers se pénètrent bien de cette pensée qu'il ne suffit pas d'être maçon, charpentier ou peintre en bâtiments pour faire un excellent député, un habile administrateur municipal. Des connaissances spéciales, des études approfondies sont indispensables...“ (567 d).

War Pierre Larousse noch um eine Erklärung für die Entstehung der Pariser Revolution und die Einrichtung der Kommune bemüht gewesen, in der doch bei aller Verschleierstaktik der Klassenkampf als Motor von Revolution und Bürgerkrieg noch zu ahnen und unfreiwillig-indirekt zu erkennen gegeben war, so verliert Lucipia seine Zeit weder an einen Versuch der Erklärung noch an einen Versuch der Verschleierung. Er berichtet (140 a), daß eine der Bedingungen des Waffenstillstandes zwischen Preußen und Frankreich die Entwaffnung der Nationalgarde war und daß man zu diesem Zweck auch die Kanonen der Stadtbefestigungen übergeben wollte, unter denen sich auch Kanonen der Nationalgarde befanden: „Là se trouvaient en outre des canons achetés au moyen de souscriptions ouvertes dans les bataillons de la garde nationale, ou avec le produit de fêtes organisées pendant l'investissement. Beaucoup d'habitants crurent que dans le désarroi et l'effarement qui régnait alors, on allait aussi livrer ces pièces aux Prussiens.“

Obwohl es sich lediglich um „beaucoup d'habitants“ handelt, ist es doch die „garde nationale“, die (auch nach Lucipia) geschlossen und entschlossen die Kanonen vor dem Zugriff der kapitulierenden Regierung Thiers nach der Place des Vosges, dem Marais, nach Belleville, der Place Saint-Denis und dem Montmartre in Sicherheit bringt und Tag und Nacht bewacht. Und hier vollbringt der Historiker Lucipia eine gedankliche Leistung, die — wenn sie keine beabsichtigte Schelmentat sein sollte — ein Spitzenprodukt bürgerlich-wissenschaftlicher Geschichtsnaivität darstellt: fühlten sich bei Larousse der historischen Realität entsprechend: „l'autorité et la partie bourgeoise de la population“ durch die Kanonen des Proletariats, der Nationalgarde bedroht, so ist bei Lucipia daraus die Beschwerde Pariser Bürger über nächtlichen Lärm geworden (140 a): „Une certaine partie de la population parisienne voyait là une menace constante pour la tranquillité de la rue et sommat le gouvernement d'avoir à mettre fin à cette situation.“

In der Darstellung der von Lucipia „Zweite Periode“ genannten Zeit der Regierung von Paris durch die gewählten Mitglieder der Kommune ist ein erster, ausführlicher Teil der Beschreibung der ersten feindlichen Auseinandersetzungen zwischen Kommune und Versailles gewidmet (141 b—142 a). Dabei wird Wichtiges (Besetzung des Forts von Mont-Valérien durch Versailler Truppen) mit Anekdotischem vermengt (Rossels berühmter Brief an den „citoyen Leperche“), und das Anekdotische nimmt obendrein mehr Platz ein.

Die gleiche Mischung von Wichtigem und Nebensächlichem findet sich in der Darstellung der administrativen Tätigkeit der Kommune (142 a—143 b), wobei zusätzlich noch die ununterbrochene Erwähnung aller möglichen und unmöglichen Namen auch unbedeutender Nebenfiguren viele Zeilen füllt (cf. 143 b: 37 Zeilen: „la liste des membres de la Commune“). Während soziale Maßnahmen wie die Stundung der Mieten und die Auslösung verpfändeter Werkzeuge kommentarlos in einem Nebensatz erledigt werden (142 a), füllt die Aufzählung der Ausweise und Abzeichen der Kommune-Delegierten

und der Mitglieder des Zentralkomitees, ihre Bezahlung, ihre Sonderzulagen, ihre Speisung im Rathaus, usw. 16 Zeilen! Das gleiche gilt für die Darstellung und Analyse sozialer Maßnahmen wie dem Verbot der Nacharbeit, dem Verbot von Lohnabzügen usw. und der Zerstörung der Vendôme-Säule, der 10 Zeilen (143 a) gewidmet sind.

Die Tatsache, daß Lucipias Sympathie ganz augenscheinlich der Kommune und nicht der Regierung von Versailles gehört, ändert nichts an der Irrelevanz seines Kommune-Artikels. Dennoch sei nicht unterschlagen, daß Lucipia alle Anstrengungen unternimmt, das offizielle (negative) Kommune-Bild zu korrigieren. Da sich ihm die eigentliche Bedeutung der proletarischen Revolution von 1871 jedoch nicht eröffnet, und er dadurch nicht in der Lage ist, tatsächliche Propaganda für die Ideen und Handlungen der Kommune zu betreiben, bleibt ihm nur die Möglichkeit der menschlichen Empörung und moralischen Stellungnahme: er verurteilt rückhaltlos und ununterbrochen den blutigen Terror der Versailler Regierung und ihrer Truppen: die Ermordung des Kommune-Generals Duval „sans jugement“ (141 b), die Ermordung von Flourens durch einen Offizier der Versailler Truppen, ebenfalls ohne Urteil: „d'un coup de sabre“ (ib), die unberechtigten „exécutions sommaires“ der siegreichen Versailler Truppen in Paris (143 b), die Ermordung Millières, „représentant du peuple à l'Assemblée nationale“, „sans jugement“ (144 a) usw., wobei sein Hinweis auf die Gesetzwidrigkeit selbst der von den Militärgerichten ausgesprochenen Todesurteile von besonderem Interesse ist (144 a).

3. Jules Troussel: Nouveau Dictionnaire encyclopédique universel

1885—1891 gab Jules Troussel den sechsbändigen *Nouveau Dictionnaire encyclopédique universel illustré* heraus, zu dessen Mitarbeitern u. a. Louis Blanc, Elie und Elisée Reclus gehörten. Im Gegensatz zu den Enzyklopädie-Artikeln von Larousse und Lucipia ist in dieser Darstellung gar kein Versuch unternommen, zwischen Innen- und Außenpolitik der Kommune zu unterscheiden oder auch nur die Handlungen und Maßnahmen, Dekrete und Gesetze einigermaßen genau aufzuzählen — genau genommen erfährt der Leser so gut wie gar nichts über die Kommune. Neben der Freilassung der politischen Gefangenen (160 c), der Verkleidung einiger Kommune-Mitglieder nach revolutionärem Vorbild von 1789 (ib), der Wiedereinführung des revolutionären Kalenders (ib), der Ersetzung der Trikolore durch die rote Fahne (ib), der Verbrennung der Guillotine (161 b), der Zerstörung der Vendôme-Säule (161 c, 162 b), teilt der Verfasser dieses Artikels lediglich mit: die Kommune (160 c): „décréta la remise d'une partie des termes des loyers dus par les locataires; abolit toute armée permanente autre que la garde nationale; ordonna la gratuité et la laïcité de l'instruction primaire, etc.“ Das sind 5 von rund tausend Zeilen über die Geschichte der Kommune.

Diese Darstellung unterstellt als Geschichte der Kommune eine ununterbrochene militärische Auseinandersetzung zwischen Paris und dem Rest Frankreichs: der Verfasser, leidenschaftlicher Republi-

kaner, ist von glühendem Haß auf die Regierung Thiers beseelt. Sozialistische Ideen scheinen ihn überhaupt nicht zu interessieren, und die Mitglieder der Kommune sind offensichtlich lediglich bessere Republikaner, wenn nicht ganz einfach bessere Menschen für ihn. Die politischen Verhältnisse bieten sich seinem Auge in der gleichen Simplizität dar wie die Gründe, die zur Ausrufung der Kommune geführt haben. Der Feind der wahren, urbanen, aufgeklärten Freiheit ist die Nachfolge-Regierung des Kaiserreiches, die Regierung von Bordeaux mit dem ererbten militärischen Apparat. An die Stelle des Klassenkampfes setzt er den Kampf der verschiedenen politischen Parteien.

Um die genauen Gründe für den Bürgerkrieg zu kennen, so meint er, müsse man ausführliche Darlegungen geben: „Nous rappellerons seulement que la guerre de 1870 avait été entreprise dans un but de politique intérieure, si bien que Bazaine put, sans aucun scrupule, offrir aux Allemands de s'associer à eux pour venir châtier les Parisiens.“ Doch das, was an dieser Stelle statt der Analyse der Klassen und ihres Kampfes folgt, verwischt lediglich die Konturen und verhilft dem Verfasser zu seiner eigenwilligen Geschichtskonstruktion (160 a): „L'ennemi avéré, c'était Paris.“

Diesem Feind hatte die Regierung durch den Leichtsinns Jules Favres Waffen zur Verfügung gestellt, die er nach Abschluß des Waffenstillstandes zwischen deutscher und französischer Regierung nicht mehr herausgeben will.

Mit den Enzyklopädie-Artikeln von Pierre Larousse und Louis Lucipia teilt die Darstellung in Jules Troussets *Nouveau Dictionnaire encyclopédique universel* den Abscheu und die Empörung über den Terror der siegreichen Versailler Regierung, und die Verurteilung dieses Terrors übertrifft an polemischer Schärfe noch die durch Louis Lucipia. Das wichtigste Motiv aller Handlungen Versailles ist der Haß: „la haine des *ruraux* contre la capitale.“ Der Verfasser findet es bezeichnend, daß es gerade der General Vinoy ist, der mit dem Mord an wehrlosen Kriegsgefangenen beginnt, ist er doch nicht nur der Vertreter der Reaktion, der *ruraux* (160 a), sondern auch ein ausgemachter Feigling (160 b), der in Wahrheit die Erschießung von Lecomte und Thomas zu verantworten hat. Als die Versailler die ersten Gefangenen machen, erschießen sie sofort („séance tenante“) ungefähr sechzig (161 b).

Der Verfasser betont, wie oft Thiers bewußt jede Möglichkeit zur Versöhnung ungenutzt ließ (162 a), und er berichtet, daß die Versailler Truppen systematisch ihre Gegner zu vernichten begannen (162 a), in „massacres en masse, qui resteront la honte éternelle des vainqueurs“ (162 c): „il est bien prouvé que plus de la moitié des gens fusillés ou mitraillés sans jugements étaient absolument innocents . . . On fusilla une demi-douzaine de Billioray et autant de Jules Vallès.“, und obwohl die Truppen der Versailler Regierung aus Deutschland kamen, wo sie gefangen gewesen waren, „préparées de longue main à la haine de Paris“ (161 c), verweigern sie doch bisweilen die Befolgung der Mordbefehle (162 c): „repus de sang.“ Die größte Empö-

rung des Verfassers ruft jedoch die Tatsache hervor, daß noch Jahre später Todesurteile ausgesprochen und vollstreckt werden (163 c): „La terreur avait régné depuis le 22 mai 1871 jusqu'à la démission du maréchal [McMahon], le 29 janvier 1879. C'est la plus longue et la plus sanglante de l'histoire de France.“

Zwischenbilanz

Vergleicht man die drei Artikel über die Kommune von Pierre Larousse, Louis Lucipia und Jules Troussel, so kann man nicht umhin, die Arbeit von Larousse trotz seiner deutlichen Ablehnung und Verurteilung der Kommune als die beste zu bezeichnen: die Sammlung der Dokumente ist geschickt präsentiert und da, wo es Larousse notwendig schien, in seinem Sinn angemessen kommentiert. Er gibt deutlich zu verstehen, daß die Arbeiterklasse die Bourgeoisie bedroht, also deren Feindin ist, und daß er selbst auf der Seite der Bourgeoisie steht, doch er zögert nicht, dem Klassenfeind intellektuellen Respekt zu zollen und seine moralische Integrität anzuerkennen (cf. z. B. *Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle*, 1. Supplementband, 568 b; 567 c; u. ö.). Die positivistische Methode der möglichst größten Faktenvollkommenheit Larousses ermöglichte grundsätzlich eine Weiterarbeit und eine Vertiefung, was man von den Kommune-freundlichen Enzyklopädie-Artikeln Troussets und Lucipias nicht behaupten kann. Der Artikel in Troussets *Nouveau Dictionnaire encyclopédique* trägt alle Merkmale eines feuilletonistischen Essays und ist in dieser Eigenschaft als Ausdruck eines Individuums an dieses gebunden: er ist selbst in bürgerlichem Verstande weitgehend unwissenschaftlich. Der Artikel von Lucipia in der *Grande Encyclopédie* hingegen zeigt deutlich das Dilemma einer positivistischen Wissenschaft, die auf Faktenanhäufung (aus räumlichen Gründen) verzichten muß: die in der Faktenanhäufung intendierte Rekonstruktion der Realität erweist ihre Unmöglichkeit und ihre Aussagelosigkeit. Trotz seines Engagements für die Kommune ist der Artikel belanglos und Zeugnis der Ratlosigkeit einer zur Aussage gezwungenen bürgerlichen Wissenschaft.

Wie radikal sich alle drei Arbeiten jedoch von allen nachfolgenden enzyklopädischen Darstellungen in französischen Lexika unterscheiden und positiv abheben, mag ein Detail zeigen. Larousse (*Grand Dictionnaire* 566 a) teilt mit, daß die Versailler Regierung in Frankreich keine Truppen gegen die Kommune aufbringen konnte und sich (ib. 568 c) kriegsgefangene Soldaten vom nationalen Feind, den Preußen, zur Verfügung stellen lassen mußte, woraus sich immerhin ergibt, daß die französische Bourgeoisie mit der deutschen gegen das französische Proletariat konspirierte.

Gibt Larousse die Zahl der zum größten Teil aus kriegsgefangenen Franzosen rekrutierten Versailler Truppen mit 100 000 an, so ist die Angabe des Verfassers des Kommune-Artikels in Troussets *Nouveau Dictionnaire* mit 150 000 höher und genauer: wie wir sahen, versäumt er auch nicht, zu berichten, daß die neu-rekrutierten Kriegsgefangenen

durch die Versailler Greuel-Propaganda gegen die Kommune verhetzt gewesen sind, was ebenfalls den Tatsachen entspricht. Lucipia verzichtet in der *Grande Encyclopédie* (141 b) seiner oben skizzierten Methode entsprechend auf genaue Zahlenangaben, bemerkt aber, daß die Versailler Truppen partiell aus Kriegsgefangenen zusammengesetzt waren, die aus Deutschland zurückkamen, zu einer Zeit, da deutsche Einheiten Frankreich besetzt hielten und Paris belagerten: diese Information ist dem französischen Enzyklopädie- bzw. Lexikon-Publikum (von anderen Institutionen wie Schule oder Universität ganz abgesehen) von diesem Zeitpunkt an vorenthalten und bis in die 60er Jahre dieses Jahrhundert unterschlagen worden!

Die Reaktion

1. Ch. Dezobry/Th. Bachelet: Dictionnaire général de biographie et d'histoire, de mythologie et de géographie ancienne et moderne

Wie hoch bei aller Zurückhaltung und bei allen Vorbehalten sowohl die wissenschaftliche als auch die moralische Qualität der untersuchten Artikel in den Enzyklopädien von Larousse, Berthelot und Troussel einzuschätzen ist, ergibt sich bei einem Blick in andere Nachschlage-Werke der Epoche. Einer der wichtigsten Trends der bürgerlichen Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts zeichnet sich z. B. in dem *Dictionnaire général* von Dezobry und Bachelet ab, in dem man das Stichwort *Commune* vergeblich sucht. Erst im Anhang findet man unter dem Stichwort *Frankreich* Bemerkungen aufschlußreicher Art zur Pariser Kommune von 1871 (in anderen Nachschlage-Werken sind jedoch selbst an diesem Ort keine Auskünfte über die proletarische Revolution von Paris zu finden): die „garde nationale“ ist (2951 a) nicht mehr als ein Haufen von Arbeitern, die seit sechs Monaten bereits das Arbeiten verlernt haben. Arbeitsentwöhnt, lassen sie sich natürlich schnell einlullen von den (ib.) „déclamations haineuses des agitateurs“. „Sous le prétexte insensé“, die Regierung wolle den Preußen die Kanonen der Nationalgarde ausliefern, bemächtigt diese sich der Waffen und transportiert sie nach Montmartre. Zunächst läßt die Regierung das ruhig geschehen, dann aber zwingt ein unvorhergesehenes Ereignis sie zum Eingreifen (2951 b): „le 15 mars, un Comité central de 20 délégués s'étant formé de membres de l'Internationale, le danger devint imminent . . .“

In derartigen Machwerken geht es überhaupt nicht mehr um eventuelles Verständnis einer noch aktuellen Vergangenheit oder gar um wissenschaftliche Erkenntnis und Wahrheit, sondern um Hetze, Propaganda, Verleumdung: das Zentralkomitee war nicht zufrieden damit, sich aller Gebäude in Paris bemächtigt zu haben, heißt es bei Dezobry/Bachelet (2951 b), es wollte obendrein den Bürgerkrieg (warum und wozu es diesen wollte, wird freilich verschwiegen): „... le Comité central ne voulait pas de réconciliation, et une manifestation sans armes, faite le 22 mars, fut reçue à coups de fusil par les gardes — nationaux du Comité . . .“ „Rien ne fut respecté: des prêtres, entr'autres l'archevêque de Paris, furent emprisonnés comme otages,

les églises profanées et transformées en clubs, tous les citoyens sous le coup d'arrestations arbitraires . . . les propriétés privées violées comme la propriété publique, les journaux modérés suspendus et remplacés par des feuilles odieuses (*le Cri du peuple, le Vengeur, le Père Duchêne, l'Affranchi*) qui prêchaient la guerre civile et le meurtre.“ So sah der Redakteur die innenpolitische Tätigkeit der Kommune, ihre soziale Gesetzgebung und ihre Administration. Die Außenpolitik gefiel ihm keineswegs besser (2951 b): die Regimenter der Kommune blähten sich „de la lie de la populace et de soldats déserteurs“, die Befehlshaber waren Gescheiterte und kosmopolitische Abenteurer: „déclassés et d'aventuriers cosmopolites, Italiens, Belges, Roumains et Polonais.“ Neben der Verfolgung und Einkerkierung von Geiseln und der Zerstörung der Vendôme-Säule erregt die Sicherstellung von Petroleum und allen anderen brennbaren Stoffen die Empörung des Verfassers: „L'insurrection eut . . . recours au plus horrible des forfaits“, behauptet er (2952 a), „incendiant les points qu'elle ne pouvait plus défendre . . .“ Die Chefs der Kommune waren im allgemeinen große Feiglinge: „Un assez grand nombre de chefs parvinrent à s'enfuir, entre autres Félix Pyat, abandonnant au peloton d'exécution les malheureux qu'ils avaient égarés . . .“

2. D'Ault-Dumesnil, Louis Dubeux, L'Abbé A. Crampon: Nouveau Dictionnaire d'histoire et de géographie anciennes et modernes

Der *Nouveau Dictionnaire* der D'Ault, Dubeux, Crampon unterscheidet sich vom *Dictionnaire général* Dezobrys und Bachelets im Grunde nur durch eine Intensivierung der Haßausbrüche und der Verdrehungen historischer Fakten und dadurch, daß er im Anhang (25⁺—26⁺) ein eigenes Stichwort *Commune* aufweist. Hatten diese lediglich das Zentralkomitee der Nationalgarde zu Mitgliedern und Agenten der Internationale ernannt, so ernennt das Redaktionskollektiv des *Nouveau Dictionnaire* gleich die ganze Nationalgarde zu Mitgliedern der Internationale. Die Kanonen werden von der Nationalgarde nun nicht einmal mehr über den Umweg der Regierung Thiers vor den Preußen gerettet, sondern den Preußen direkt entzogen (25⁺a). Die Generale Lecomte und Thomas werden feige ermordet (25⁺b), und Scheinwahlen werden abgehalten, die zu einer Kommune führen, zu der Feinde der Religion und der Gesellschaft gehören wie Delescluze, Félix Pyat, Vermorel, Ferré (ib.): „capables de tous les forfaits pour satisfaire leur ambition et leurs passions.“

3. Pierre Conil: Encyclopédie populaire

Im Tenor wie der *Dictionnaire général* und der *Nouveau Dictionnaire*, unterscheidet sich Pierre Conils Lexikon — Artikel (454—456: 4^{1/4} Spalten) in zwei Punkten von ihnen: 1. gibt es eine kleine bibliographische Notiz, und 2. konzentriert sich sein Interesse neben dem militärischen Ablauf des Bürgerkrieges auf die Zeitungspolitik der Kommune und das sukzessive Verbot der konterrevolutionären Blätter. Auch der Anfang unterscheidet sich ein wenig von den anderen Lexika: Conil teilt kurz und streng mit, daß die erste Handlung der

Kommune bereits ein Verbrechen gewesen sei (am 21. Februar), die zweite Handlung ebenfalls und die dritte nichts anderes (454 b). Von den Maßnahmen der Kommune interessiert ihn nur die Frage der Rekrutierung der männlichen Einwohner und die Geiselfrage (ib.), die Kostümierung der Kommune-Mitglieder (455 a), die Zerstörung der Vendôme-Säule, die angebliche Besprengung öffentlicher Gebäude mit Petroleum (455 b), die Vorbereitung zur Sprengung der Stadt (ib.), die mit allen Einzelheiten bis hin zum benötigten elektrischen Draht angegeben wird.

Allein der eigenwillige Schluß macht ein wenig aufmerksamer: Pierre Conil kennt Zahlen, die sonst in keiner Enzyklopädie stehen. Er ist der einzige, der die Verluste der Versailler Truppen, die in der Enzyklopädie von Troussel z. B. mit 877 Toten angegeben werden (*Nouveau Dictionnaire encyclopédique*, I. c., 163 a), mit 18—20 000 höher angibt als die der Kommune mit 17 000, was so ziemlich als Spitzenleistung bourgeoisen Zynismus' anzusehen ist. Aber er ist mit Zahlen ohnehin großzügig, und mehr als die Toten interessieren ihn schon allein umfangmäßig die entstandenen Kosten, die er mit 63 409 691 fr. 98 centimes an Schaden für die Privatbesitzer angibt, die zusätzlich noch die Rückeroberung der Stadt 26 643 685 fr. 04 cent. gekostet habe.

Angst und Propaganda

Von 1894 bis 1898 gibt Camille Flammarion den achtbändigen *Dictionnaire encyclopédique universel, contenant tous les mots de la langue française et résumant l'ensemble des connaissances humaines à la fin du XIX^e siècle* heraus. Die im Band II (683 a) enthaltene Darstellung der Pariser Kommune von 1871 ist die Grundlage für die enzyklopädische Darstellung in französischen Lexika des 20. Jahrhunderts, die nicht ausschließlich feindlich und verleumderisch ist. Die ausschließlich feindliche und verleumderische Darstellung der Kommune wird für die enzyklopädische Information des 20. Jahrhunderts mit dem Band II des von Claude Augé von 1896 bis 1907 herausgegebenen, mit Supplementband siebenbändigen *Nouveau Larousse Illustré. Dictionnaire universel encyclopédique* geliefert (148). Von diesen beiden prinzipiellen Tendenzen der Darstellung abweichende Informationen über die Kommune gibt es in französischen Lexika bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht. Freilich muß zunächst einmal einschränkend bemerkt werden, daß die Darstellung in Flammarions *Dictionnaire* auch nicht im geringsten Kommune-freundlich ist. In der Tat unterscheiden sich die Artikel von Flammarion und Augé weder in der Präsentation noch in der Tendenz der totalen Ablehnung der Kommune und der Verleumdung ihrer Absichten und Handlungen. Dabei ist besonders beachtenswert, daß beide Artikel im Unterschied zu den Enzyklopädie-Artikeln von Larousse, Lucipia, Troussel, ja selbst noch Conil, Dezobry, Bachelet, D'Ault-Dumesnil, Dubeux und Crampon gar keinen Versuch zu einer eigenen Interpretation der Kommune, geschweige denn zu eigener

Forschung mehr unternehmen. Konnte man aus den Polemiken der Conil und Konsorten noch die (verleumdeten und in Abrede gestellten) Intentionen oder Handlungen der Kommune ablesen, so beschränken sich Flammarion und Augé auf Behauptungen, die durch keinerlei Gegenbehauptung relativiert oder durch angemessene Formulierung als persönliche Stellungnahmen gekennzeichnet werden.

Das Ergebnis einer solchen Darstellungstechnik ist, daß Behauptungen, Verleumdungen und Lügen als unbetrittene Fakten vorgestellt, als wissenschaftlich bewiesene Tatsachen präsentiert werden. Da die Mühe jeglicher Beweisführung unter den Tisch fällt, kann auch die Dimension der Darstellung reduziert werden. Tatsächlich legen Flammarion und Augé auch die Artikellänge für die Lexikon-Redaktionen des 20. Jahrhunderts fest: statt der rund 10 500 Zeilen bei Larousse, der 1000 Zeilen bei Troussel, der 700 Zeilen von Lucipia, ja der noch immerhin 150 Zeilen im einbändigen *Nouveau Dictionnaire* von D'Ault-Dumesnil, Louis Dubeux und A. Crampon finden sich gerade noch 87 Zeilen im siebenbändigen, großformatigen *Nouveau Larousse Illustré* von Claude Augé und noch ein paar Zeilen weniger im achtbändigen, ebenfalls großformatigen *Dictionnaire Flammarions*.

Diese Entwicklung zur Überkürze der Darstellung (der Überlängen auf anderen Gebieten gegenüberstehen) und der radikale Verzicht auf Wissenschaftlichkeit und Aufarbeitung der Forschung erklären sich gewiß auch aus dem Dilemma der positivistischen Geschichtsforschung, das wir bei Lucipia bereits konstatierten, entweder viel Fakten anzuführen oder aber nichts zu sagen zu haben: Kürze impliziert gleichzeitig immer Reduzierung (nicht auf das Wesentliche, sondern) auf wenige Fakten und damit eine entsprechende Simplifizierung. Es liegt nahe, zu vermuten, daß auf Grund des (durch den lexikalischen Rahmen gegebenen) Zwanges zur Kürze auch diese Tendenz zur Simplifizierung eine Rolle gespielt haben mag.

Sie ist jedoch ganz und gar sekundär: als Pierre Larousse den Supplementband seines *Grand Dictionnaire* herausgibt, da weiß sich die Bourgeoisie im vollen Besitz ihrer Macht, die sie gerade eben durch einen spektakulären Sieg über das Proletariat, die Niedererschlagung der Kommune demonstriert hat. Die triumphierende Meute der schriftstellernden Intellektuellen und Priester nimmt kein Blatt vor den Mund: die Kommune, so sagen und schreiben sie, das war die „populace“, das gemeine Volk, genauer (und auch das sagen sie): die Arbeiter, das Proletariat, angeführt von der Internationalen Arbeiterassoziation. Das Triumphgeheul ist unvorsichtig, denn es bezeugt, was die Bourgeoisie überhaupt nicht gern zur Kenntnis nehmen möchte: daß die Niederlage des Proletariats, der Sieg der Bourgeoisie vorläufig ist. Denn wenn es sich tatsächlich um einen Sieg über die Arbeiterklasse gehandelt hat, dann ist mit Sicherheit die Fortsetzung der Auseinandersetzung zu erwarten, es sei denn, man rottete das Proletariat gleich ganz aus, was aus naheliegenden Gründen nicht gut möglich ist. Auf das Triumphgeheul folgt der Kater, auf den Kater die Angst.

Dasselbe gilt für den bürgerlichen Historiker, der wie Pierre Larousse zwar als Parteigänger der Bourgeoisie, als liberaler Intellektueller und positivistischer Wissenschaftler, aber gleichzeitig auch mit dem Anspruch auf rücksichtsloses Suchen nach Wahrheit den Ereignissen der Kommune zu nahe tritt: er mag sich noch so sehr winden, er wird an der Tatsache des Klassenkampfes nicht vorbeikommen, er wird — widerwillig wie Larousse — von den Arbeitern, vom kämpfenden Proletariat sprechen müssen. Weniger intelligente Herausgeber — Kollegen wie die D'Ault-Dumesnil, Dubeux, Crampon, Conil, usw. tun das nicht einmal widerwillig, weil bei ihnen die Erkenntnis der Gefahr später einsetzt: „Les gardes nationaux des quartiers excentriques, Belleville, Montmartre, la Chapelle etc., presque tous ouvriers et affiliés à l'Internationale, s'étaient emparés de nombreux canons et de mitrailleuses . . .“, beginnt die Schimpfkanonade im *Nouveau Dictionnaire d'histoire et de géographie anciennes et modernes* (ed. cit. 25^a), so als hätten inzwischen nicht bereits tausende und abertausende Arbeiter lesen und schreiben gelernt: die Wahrheit des Klassenkampfes mußte sie ihrer Lage noch deutlicher eingedenk werden lassen. Es war keineswegs klug, den Ausgebeuteten darauf aufmerksam zu machen, daß man selbst der Ausbeuter und Feind war und ist: so hektisch das Triumphgeheul zunächst gewesen war, es machte bald der entgegengesetzten Tendenz Platz. Seit beinahe hundert Jahren bemüht die bürgerliche Geschichtsschreibung sich, in Verleugnung ihrer eigenen, unmittelbar auf die Ereignisse folgenden, freudigen Einsicht, nachzuweisen, daß der Bürgerkrieg in Frankreich zwischen Versailles und Paris kein Klassenkampf gewesen sei. Die Wahrheit könnte gefährlich sein, also lügt man oder schweigt: erst in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts finden sich wieder zaghafte Hinweise darauf, daß die Kommune vom Proletariat getragen wurde, eingerichtet vom Proletariat, verteidigt vom Proletariat und zerstört von der vereinten deutsch-französischen Bourgeoisie.

Liegt die Erklärung für die Natur der Kommune-Darstellungen in den Enzyklopädiën von Flammarion und Augé einerseits in der Angst vor der Wahrheit, so andererseits in der Aggressivität der Bourgeoisie im Rahmen des permanenten Bürgerkriegs (oder Klassenkampfes) gegen das Proletariat: statt Information, Fakten, Wissenschaft und eventuell sogar Wahrheit liefert der französische Enzyklopädist des 20. Jahrhunderts nur mehr Propaganda. Die Verbindung zur Vergangenheit, zur *Encyclopédie* der Aufklärung ist endgültig abgerissen.

So sind z. B. die Quellen, aus denen Flammarion schöpft, der *Nouveau Dictionnaire* von D'Ault-Dumesnil, Dubeux und Crampon und (durchaus nicht überraschend) die *Grande Encyclopédie*, der Kommune-freundliche Artikel von Lucipia, dessen methodische Fragwürdigkeit wir kennengelernt hatten. Flammarion zögert nicht, ganze Sätze und Satzfragmente bei Lucipia abzuschreiben. Das Abgeschriebene versieht er mit gehässigen Kommentaren über die Kom-

mune und verfälscht so die moralische Tendenz des Original-Autors in ihr Gegenteil.

Hat erst einmal ein Abschreiber einen Kommune-freundlichen Text in einen Kommune-feindlichen verwandelt, stellt sich auch der zweite ein, der den negativ-verfälschten Text in einen halbwegs positiven zurückabschreibt und dem Publikum erneut verkauft. Das ist um so leichter, als die eigene Leistung Flammarions sich ja nur auf polemische Zusätze zu Lucipias Text beschränkte und dieser, einmal von Flammarions Zusätzen befreit, wiederum als positiver verwendet werden kann wie in der 1934 erschienenen ersten Ausgabe des speziell naturwissenschaftlich orientierten *Dictionnaire Encyclopédique Quillet*, der von Raoul Mortier herausgegeben wurde und bis heute verschiedene Auflagen erlebte⁸.

Tradition verpflichtet

Wenn der Verlag Larousse in seiner Reklame immer wieder auf die seit über einem Jahrhundert in seinem Haus betriebene enzyklopädische und lexikalische Forschung verweist, dann kann eine eventuelle Kommune-Forschung kaum gemeint sein, denn von der Forschung Pierre Larousses ist in den Enzyklopädiën des Verlags seit seinem Tod und seit der Herausgebertätigkeit zunächst Claude Augés, dann Paul Augés auch nicht eine Silbe verwendet oder bewahrt worden. Der Text im *Nouveau Larousse Illustré*, der kurz vor der Jahrhundertwende von Claude Augé herausgegeben wurde, stützt sich nicht auf seine Vorarbeit. Er unterscheidet sich in der Tendenz nicht wesentlich von Flammarions Text, ist aber im Sinne der bourgeoisen Propaganda geschickter angelegt. Im Gegensatz zu Flammarion, der möglichst viele Maßnahmen der Kommune zitiert und dadurch seine Version des Kommune-Artikels, an den so viele Hand angelegt haben, „umfunktionabel“ macht, zitiert Claude Augé ausschließlich die Maßnahmen, die ohne den historischen Kontext und als ausschließliche Maßnahmen ohne relativierende andere geeignet sind, ein Bild von der Kommune entstehen zu lassen, das ganz von der Tendenz beherrscht ist, die Kommune als eine Veranstaltung von Verbrechern zu charakterisieren. Da dieser Text nicht nur im *Nouveau Larousse Illustré*, sondern auch mit kleinen Variationen, die hier nicht aufgezählt werden sollen, in dem von Paul Augé herausgegebenen siebenbändigen *Larousse du XX^e siècle* (1928—1953) und im ebenfalls von Paul Augé herausgegebenen *Larousse universel* in 2 Bänden (1948) verwendet wird und angesichts des Verkaufserfolges von Larousse-Enzyklopädiën wahrscheinlich die (neben dem Text des *Petit Larousse*) bekannteste und am weitesten verbreitete Darstellung der Pariser Kommune ist und die öffentliche Meinung in Frankreich weitgehend mit-manipuliert hat, soll er hier ganz zitiert werden:

⁸ Vgl. dazu die Texte von Lucipia (*Grande Encyclopédie*, Bd. XII, 139 bis 145), Flammarion (*Dictionnaire encyclopédique*, Bd. II, 683a) und Quillet/Mortier (*Dictionnaire encyclopédique*, ed. 1939, Bd. II, 930 c).

COMMUNE DE PARIS DE 1871. La révolution d'où sortit la Commune eut pour cause lointaine et prédisposante la propagande collectiviste⁹ de „l'Internationale“ après le congrès de Lausanne en 1866, et pour causes immédiates les souffrances physiques et morales du siège de Paris, et surtout l'imminence du désarmement de la garde nationale. La crainte, d'ailleurs assez justifiée, d'une restauration royaliste par l'Assemblée de Bordeaux servit de prétexte aux gardes nationaux pour refuser de déposer les armes. Un grand nombre de bataillons se constituèrent en Fédération républicaine de la garde nationale, sous la direction d'un Comité central . . . La journée du 18 mars 1871 inaugura la guerre civile: Thiers, chef du pouvoir exécutif, se retira sur Versailles avec l'armée régulière¹⁰, et le Comité central s'empara du pouvoir. Il fit procéder à des élections pour constituer un conseil communal de Paris. Elles eurent lieu le 26 mars et le 16 avril. Les membres de la Commune furent au nombre de soixantequinze. Des „délégués“ furent chargés du pouvoir exécutif. Les principaux membres de la Commune étaient: Amouroux, Arthur Arnould [usw. usf.]. Voici quels furent les principaux actes de la Commune: 29 mars. Abolition de la conscription. — 5 avril. Suppression du budget des cultes; décret sur les otages, suivi de l'arrestation de l'archevêque de Paris, Mgr Darboy, de M. Deguerry, curé de la Madeleine, du premier président Bonjean et de plus de six cents prêtres, gendarmes, etc. — 7 avril. Enrôlement forcé dans les compagnies de guerre de tout citoyen de dix-neuf à quarante ans¹¹. — 12 avril. Décret relatif à la démolition de la colonne Vendôme (exécuté le 16 mai). — 27 avril. Nomination de Raoul Rigault comme procureur de la Commune, avec Dacosta comme substitut. — 1er mai. Création d'un Comité de salut public. — 10 mai. Décret ordonnant la destruction de la maison de Thiers. (Ajoutons que la plupart des journaux furent supprimés successivement.)

Le gouvernement de Versailles, préoccupé de rentrer dans Paris, constitue une armée de cent mille hommes aux ordres de Mac-Mahon. Il y avait près de deux cent mille fédérés . . . (folgt Beschreibung der Kämpfe: 14 Zeilen) . . . la guerre des rues commença. Elle dura toute une semaine, cette rouge¹² „Semaine de mai“, dont chaque jour est resté marqué en traits de sang et de flamme. Les Versaillais purent prendre à revers toutes les barricades des insurgés. Mais, en se retirant, ceux-ci mettaient le feu aux monuments, après les avoir aspergés de pétrole. Ainsi flambèrent, le 23, les Tuileries,

9 Unter „collectivisme“ versteht der Larousse im Gegensatz zu „communisme“ so etwas wie Marxismus, wissenschaftlicher Sozialismus etc.

10 An kaum einer Stelle wird die unverschämte Lüge so offenbar wie an dieser: daß Thiers sich seine Armee erst von Bismarck geben lassen mußte . . . Troussel und Lucipia waren die letzten Enzyklopädisten, die dies in Frankreich sagten.

11 Gemeint ist die Bürgerwehr bzw. garde nationale: der Ausdruck compagnie de guerre ist eine subtile Erfindung des Verlages Larousse.

12 Auch dies ist eine Perfidie des Verlages Larousse: durch das Epithet „rouge“ wird der Mord an tausenden und abertausenden Pariser Arbeitern zum Selbstmord, man braucht nur noch die Zahlenangaben wegzulassen, und die Lüge ist perfekt.

la Cour des comptes; le 24, les Finances, le Palais-Royal, l'Hôtel de Ville; le 25, les docks de la Villette et le grenier de l'abondance. Après les incendies, vinrent: 24 mai, premier massacre des otages à la Roquette (Darboy, Deguerry, Bonjean etc.); 25 mai, massacre d'otages à la Roquette et rue Haxo, à Belleville. Enfin, le 28 mai, la guerre civile était terminée. Près de 11.000 prisonniers passèrent en conseil de guerre, certains furent fusillés, d'autres furent pour la plupart déportés à la Nouvelle-Calédonie, d'où les ramenèrent les deux amnisties du 17 janvier 1879 et du 14 juillet 1880.

Daß dieses Pamphlet auch noch mit einer „Bibliographie“ versehen ist, um den Eindruck der Wissenschaftlichkeit zu erwecken, sei noch am Rande erwähnt.

Klaus Bergmann, Volkmar Preisler, Detlev Wischniowski

Geschichtsunterricht - Relikt oder Notwendigkeit

Unmittelbar nach 1945 konnte der Geschichtsunterricht noch in ganz Deutschland auf großes Interesse rechnen. Der Geschichtsunterricht war ein Hauptgegenstand der gesamten Diskussion um „education“ und „reeducation“, und die Forderung nach einem „Geschichtsunterricht im neuen Geist“ oder nach „Neuen Wegen im Geschichtsunterricht“ beherrschte die Diskussion über politische Erziehung. Während der Geschichtsunterricht in der DDR auch weiterhin ein zentrales Fach im formal und inhaltlich revidierten Fächerkanon der Schule blieb, führt der Geschichtsunterricht in der Bundesrepublik bereits seit Jahren ein Kümmerdasein und wird weithin eher als ein noch bestehendes Relikt eines an sich überholten Fächerkanons denn als notwendiges Fach oder Element eines Lernbereichs angesehen. Die seit einigen Jahren verstärkte geführte Diskussion über einen Lernbereich „Politische Bildung“ hat den Geschichtsunterricht keineswegs aufgewertet. Im Gegenteil: gerade die Diskussion um Politische Bildung hat den Geschichtsunterricht erstmalig ernsthaft in Frage gestellt.

Politische Bildung ist vom theoretischen Anspruch her ein Lernbereich, in dem vor allem die bisher eigenständigen Fächer Sozialkunde, Geschichte und Geographie als integrierte Bestandteile zusammenwirken¹. Realiter wird die Diskussion um Politische Bildung allerdings von Vertretern sozialkundlicher Konzeptionen beherrscht, in denen Geschichte allenfalls als Datenlieferant und damit subsumptiv erscheint. Die Diskussion geht weitgehend darum, welche Intentionen politischer Bildung mit welchen Bildungsinhalten realisiert werden sollen, welche Elemente fachdidaktischer Konzeptionen als integrierte Elemente Politische Bildung ausmachen sollen. Didaktische Konzeptionen können jedoch nicht an ihrem Anspruch, an ihren Intentionen gemessen werden, sondern nur daran, welche Auswirkungen die Vermittlung der intendierten Bildungsinhalte auf das Bewußtsein der Schüler und welche Funktion dieses angestrebte Bewußtsein innerhalb der Gesamtgesellschaft hat. Es genügt also nicht,

1 Zwei grundsätzliche und gegensätzliche Positionen zur Frage der Integration aus geschichtsdidaktischer und sozialkundlicher Sicht: F. J. Lucas, Der Beitrag des Geschichtsunterrichts zur politischen Bildung, in: GSE 11 (1966), 5, S. 381 ff.; K. G. Fischer, Einführung in die Politische Bildung, Stuttgart 1970, S. 32 ff., Kapitel „Politische Bildung durch Geschichtskunde und geschichtliche Bildung“ als eine der von Fischer kritisierten „Patentlösungen der Politischen Bildung“.

Bildungsinhalte auf ihre bloße Machbarkeit im Lernprozeß hin zu untersuchen, vielmehr muß die Analyse von Bildungsintentionen deren Realisierung als Bewußtsein beim Schüler und deren gesellschaftliche Funktion zum Gegenstand haben.

Festzustellen ist, daß Politische Bildung Geschichtsunterricht und eigenständige geschichtliche Inhalte verdrängt. Die vom Verband der Geschichtslehrer Deutschlands bereits beklagte „Verdrängung“ der Geschichte aus der Schule, der die Forderung nach Beibehaltung eines eigenständigen Geschichtsunterrichts entgegengestellt wird², wäre nur dann kritisch zu beurteilen, wenn damit ein wesentliches Element verlorengehe, das die Notwendigkeit und Möglichkeit von Veränderungen im Bewußtsein der Schüler verankert. Es ist also zu untersuchen, wie dieser „eigenständige Geschichtsunterricht“, auf dem so beharrt wird, aussieht, und wie sich Konzeptionen Politischer Bildung dagegen absetzen. Wird Schule als hauptsächliche Vermittlungsinstanz ideologischer Inhalte³ begriffen, dann bestimmen sich die Eigenständigkeit eines Unterrichtsfaches und die Anerkennung fachspezifischer Inhalte am Grad der ideologischen Aktualität. Demnach weist die Verdrängung der Geschichte darauf hin, daß der herkömmliche Geschichtsunterricht seine ideologische Effizienz weitgehend verloren und u. U. an Sozialkunde abgegeben hat.

Dieser angenommene Funktionsverlust von Geschichtsunterricht korrespondiert mit einem weitgehenden Funktionsverlust von Geschichtswissenschaft, der ablesbar ist am Desinteresse der Gesellschaft an Geschichte und einem Desinteresse der Geschichtswissenschaft an Gesellschaft⁴. Die Bedeutung, die Geschichte in der Aufstiegsphase des Bürgertums als Legitimierung der angestrebten Herr-

2 Presseerklärung des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands, in: GWU 21 (1970), 5, S. 313.

3 vgl. etwa H.-J. Heydorn, Ungleichheit für alle, und G. Koneffke, Integration und Subversion. Zur Funktion des Bildungswesens in der spätkapitalistischen Gesellschaft, beide in: Das Argument 54, 11. Jg. (1969); Zur Definition „Ideologie“: „Ideologie soll verstanden werden als gesellschaftliche Rechtfertigungslehre. Ideologische Urteile wollen soziale Gegebenheiten absichern, legitimieren, aufwerten. Sie sind von konservierender Natur“ (W. Hofmann, Wissenschaft und Ideologie, in: ders., Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt 1968, S. 54).

4 Zur Frage des Desinteresses der Gesellschaft an Geschichte wird auf die Zusammenstellung von Äußerungen über den „Verlust der Geschichte“, „Geschichtsmüdigkeit“, „Geschichtsfeindschaft der heutigen deutschen Schicksalsgemeinschaft“ etc. in dem geschichtsdidaktischen Standardwerk von W. Marienfeld/W. Osterwald, Die Geschichte im Unterricht, Düsseldorf 1966, S. 7 ff. verwiesen; zum Desinteresse der Historie an Gesellschaft vgl. W. Hofmann, die Krise der Universität, in: ders., Universität, Ideologie, Gesellschaft, S. 16 f.; W. Alff, Der Begriff Faschismus und andere Aufsätze zur Zeitgeschichte, Frankfurt 1971, S. 9 ff.; Ch. Meier, Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen, in: ders., Entstehung des Begriffs „Demokratie“. Vier Prolegomena zu einer historischen Theorie, Frankfurt 1970, S. 182 ff.

schaft hatte, sank nach Erreichung und Konsolidierung der bürgerlichen Herrschaft, da mit ihr zugleich das Interesse an emanzipatorischer Geschichte verlorenging⁵.

Bürgerliche Geschichtswissenschaft wurde zu einer Status-quo-Wissenschaft, repräsentiert durch Spezialisten für Detailfragen, die durch Konzentrierung ihrer Forschungstätigkeit auf die Geschichte und Vorgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft zu Apologeten bürgerlicher Herrschaft wurden.

Geschichtsdidaktik als die vom Anspruch her wissenschaftliche Theorie des Unterrichtsfaches Geschichte stellt sich sowohl in ihrer Entwicklung nach 1945 als auch in ihrem gegenwärtigen Zustand weithin als Reflex der Geschichtswissenschaft dar. Im Rahmen einer Untersuchung, deren Aufgabe die Feststellung der ideologischen Funktion von Geschichtsunterricht ist, muß die Untersuchung von Konzeptionen sich auf die Standardliteratur und die gültigen amtlichen Bildungspläne der Länder beschränken, da diese unmittelbar in die Praxis des Geschichtsunterrichts eingehen. Die Neukonzeptionen, wie sie in der Diskussion um das Selbstverständnis des Geschichtsunterrichts ansatzweise auftauchen, beschränken sich weitgehend auf eine Optimierung des Lernprozesses⁶, bieten aber nur wenige inhaltliche Alternativen⁷. Die Konzentration der Untersuchung auf die Standardliteratur und die Bildungspläne ist um so notwendiger, als sie nicht nur das Selbstverständnis einer vorgeblich

5 vgl. Hofmann, Die Krise der Universität, S. 16: „Die zünftige Geschichtswissenschaft hat längst ihren Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie gelöst. Dem redlichen Verzicht auf Spekulation ist auch die Idee des geschichtlichen Zusammenhangs, der großen historischen Tendenzen, der gesellschaftlichen Totalität, vollends des geschichtlichen Fortschritts anheimgefallen“; in diesem Zusammenhang ist bezeichnend, wie die Geschichtsdidaktik zum Fortschritt Stellung nimmt, typisch etwa Erhard Schmidt, Grundriß des Geschichtsunterrichts, Bochum o. J. (1964), S. 58, mit dem für die Geschichtsdidaktik bezeichnenden Rückgriff auf Ranke: „Allerdings hat schon Ranke darauf hingewiesen, daß eine unterschiedene Steigerung nur im Bereich der materiellen Interessen, nicht aber in moralischer Hinsicht zu verfolgen sei. Die Weltkatastrophen des 20. Jahrhunderts haben den Fortschrittsoptimismus tatsächlich bitter gedämpft, denn die Menschheit mußte erfahren, wie inmitten eines ungeahnt stürmischen, atemberaubend grandiosen Aufstiegs von Naturwissenschaft und Technik plötzlich das Böse im Menschen und in der Geschichte aufbricht.“

6 So etwa Rolf Schörken, Lerntheoretische Fragen an die Didaktik des Geschichtsunterrichts, in: GWU 21 (1970), 7; H. D. Schmid, Zur Reform des Lehrplans in Geschichte, in: Zur Lehrplandiskussion. Probleme und Modelle, hrsg. v. S. Weinmann, Stuttgart o. J. (1970), S. 34 ff.; H. D. Schmid, Entwurf einer Geschichtsdidaktik der Mittelstufe, in: GWU 21 (1970), 6.

7 So vor allem F. J. Lucas, Zur Geschichts-Darstellung im Unterricht, in: GWU 16 (1965), 5; Lucas, Der Beitrag des Geschichtsunterrichts zur politischen Bildung; Lucas, Drei akute Fragen zum Geschichtsunterricht, in: GWU 21 (1970), 7; K. Holl, Geschichtsunterricht für eine demokratische, zukunftsorientierte Gesellschaft, in: GWU 21 (1970), 8.

wissenschaftlichen Theorie eines Unterrichtsfaches Geschichte spiegeln, sondern auch Alibi und oftmals unbestritten oberste Instanz für Lehrende sind, die ohne eigenes Verschulden wissenschaftlich nicht ausreichend qualifiziert sind und sich darum offiziellen oder offiziellen Postulaten verschreiben oder die Aussagen der Standardliteratur unbesehen und reflexionslos übernehmen — als Rettung in theoretischen wie praktischen Notsituationen.

Die Untersuchung hat also anzusetzen mit einer Analyse der in den Bildungsplänen und in der Standardliteratur formulierten Aufgaben und Ziele des Geschichtsunterrichts, die mit den Aussagen über den Bildungswert von Geschichte korrespondieren. Sie sind zumeist als Globalziele formuliert, als Möglichkeiten, an die die Verfasser, alle von einem bildungstheoretisch-didaktischen Ansatz ausgehend, in pädagogischem Optimismus glauben. Sie lesen sich zuweilen wie persönliche Glaubensbekenntnisse und Danksagungen der Verfasser an die Geschichte, der sie das verdanken, was sie „Bildung“ nennen würden. Sie spiegeln letztlich den Bildungsbegriff deutsch-humanistischer Provenienz und einer sich unpolitisch begreifenden akademischen Mittelschicht.

Begrifflichkeit der gegenwärtigen Geschichtsdidaktik

„Der Bildungswert der Geschichte kann in folgendem liegen:

1. Geschichtliche Bildung erweitert wie jede andere Form von Bildung unseren Horizont.
2. Wir werden in die Tradition und die Verbundenheit mit dem eigenen Volk und Staat gestellt und erkennen die Zusammenhänge und Wurzeln unserer Kultur.
3. Historische Bildung als ‚gewußte Geschichte‘ ist politisches und historisches Orientierungswissen.
4. Geschichtliche Bildung ermöglicht das Nacherleben konkreter Situationen, das Erkennen des Menschlichen als Sittliches in der Entscheidung, aber auch des ‚Allzumenschlichen‘ oder gar des Bösen im Menschen. Dadurch wird der Begriff der ‚Verantwortlichkeit‘ zu einem Grundbegriff in der geschichtlichen Erkenntnis.
5. Erweiterung und Bereicherung unseres Ichs über seine engen Grenzen hinaus werden durch diesen Bezug zu Gesellschaft und Gemeinschaft als neue seelische und ethische Dimensionen erlebt.
6. Der formale Bildungswert wächst in dem Maße wie eine eigene Betätigung in geschichtlicher Erkenntnis durch Erlernung der Methoden ... angestrebt wird. ... Wichtige Tugenden werden in Anspruch genommen und vertieft: Treue zum Kleinen, sachgebundene Hingabe an das geschichtliche Zeugnis, das von etwas Vergessenem zeugt (oder auch von etwas, das vom Vergessen bedroht wird), das Wissen um die Vergänglichkeit, aber auch um die Endlichkeit alles menschlich-irdischen Lebens überhaupt, die Möglichkeit dieses Vergessen zu verhindern, indem die Zeugnisse und Fakten durch Wis-

sen dem Vergessen entrissen werden, wodurch Geschichte ‚zeitlich fixierter Wandel‘ wird⁸.“

Wie repräsentativ dieses ausführliche Zitat für den gegenwärtigen Stand der geschichtsdidaktischen Standardliteratur und der amtlichen Richtlinien ist, zeigt die bei Döhn im Anschluß an eine Systematisierung der Bildungsplanforderungen formulierte Wunschliste der Aufgaben und Zielsetzungen. Danach soll der Geschichtsunterricht der „Volksschule“:

- „a) Freude, Interesse und Liebe für die Vergangenheit wecken; ...
- b) geschichtliche Kenntnisse und Begriffe vermitteln; ...
- c) den Zeitsinn entwickeln und Zeitvorstellungen schaffen; ...
- d) Verständnis für die politischen, sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Gegebenheiten der Gegenwart wecken; ...
- e) einfache Zusammenhänge sehen lehren; ...
- f) die Bedeutung der Gemeinschaftsbildungen, der sozialen Gemeinschaftsformen und der gesellschaftlichen Einrichtungen aufzeigen; ...
- g) die Bedeutung der Persönlichkeit und der menschlichen Tat herausstellen; ...
- h) zur Ehrfurcht erziehen; ...“, wobei der letzte Punkt wie folgt begründet wird:

„Fehlt aber die Pietät, diese Ehrfurcht vor dem Gewordenen, vor den Taten und Leistungen des eigenen Volkes und der anderen Völker, vor den großen Gestalten vergangener Zeiten und vor Gott als dem Lenker der Völkerschicksale, dann bedeutet dies einen großen Mangel im Persönlichkeitsbild des jungen Menschen und eine Gefahr für das Volksganze, denn es wird dann auch an der heute so notwendigen Gelassenheit und Besonnenheit; sowie am richtigen Verständnis an der positiven Haltung gegenüber den Erscheinungen der Gegenwart fehlen. Der Willens- und Wertbereich wird nicht die notwendigen geistigen, sittlichen und sozialen Kräfte bereitstellen können⁹.“ Das ist nicht die Sprache und Argumentation der Geschichtsdidaktik schlechthin, aber doch eines wesentlichen und vor allem einflußreichen Teils der Geschichtsdidaktik. In solchen Forderungen wird zugleich der Funktionsverlust von Geschichte offenbar.

8 W. Schlegel, *Geschichtsunterricht in der Volksschule*, 2., umgearbeitete und erweiterte Auflage, München 1964, S. 33 f.; vgl. dazu die auch auf das Folgende zutreffende Sprachglosse von Lucas, *Über den Sinn des Geschichtsunterrichts — Oder: Unsinn über den Geschichtsunterricht*, in: *betrifft: erziehung* 3 (1970), 6, S. 12.

9 H. Döhn, *Der Geschichtsunterricht in Volks- und Realschulen. Didaktisch-methodische Grundfragen*, Hannover 1967, S. 50 ff.; vgl. ebenda S. 46 ff. die Zusammenstellung der Richtlinienforderung der Bundesländer; zum letzten Punkt vgl. besonders Richtlinien für die bayerischen Volksschulen (= Amtsblatt des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, Jg. 1966, Nr. 15, ausgegeben in München am 15. Juli 1966, S. 224) und Lehrplan für die Hauptschule in Rheinland-Pfalz, Grünstadt o. J. (1968), S. 44.

Die von dieser Seite nicht mehr zu erbringende Legitimierung des Geschichtsunterrichts führt zu einem Katalog unerreichbarer, unpräzise formulierter möglicher, aber nicht überprüfter Bildungsaufgaben statt zu theoretisch fundierten und präzise abgeleiteten Lernzielen, wie sie etwa in der neuen Curriculumliteratur gefordert werden. Die Globalforderungen werden zusätzlich legitimiert mit dem Hinweis auf subjektive, angeblich entwicklungsbedingte Interessen der Schüler, ohne die realen objektiven Interessen und Bedürfnisse schichtenspezifisch vorgeprägter Schüler zu beachten¹⁰.

Dabei erweist sich die Diffusität der Terminologie als nicht zufällig: Die Sprache der hier kritisierten Geschichtsdidaktik ist die Sprache einer bildungsbürgerlichen Schicht, die auf der einen Seite Auschwitz und Klassenkampf, Reaktion und faschistische Barbarei aus ihrem Bewußtsein verdrängt und diese historischen und gesellschaftlichen Realitäten mit präfaschistischen Begriffen zu leugnen versucht und auf der anderen Seite Klassen- und Schichtenunterschiede sowie daraus resultierende klassen- und schichtenspezifische Vorprägungen bei den Adressaten des Geschichtsunterrichts nicht in ihr Bewußtsein aufgenommen hat.

Systematik geschichtsdidaktischer Ansätze

Der Versuch einer stärker systematischen Kritik setzt wieder bei den Globalforderungen der Standardliteratur und der amtlichen Bildungspläne ein. Aus ihnen lassen sich mindestens vier Problemstellungen aussondern, die als konstitutiv für das Selbstverständnis der gegenwärtigen Geschichtsdidaktik gelten können, soweit diese durch die Standardliteratur und die Bildungspläne repräsentiert ist:

1. Der Geschichtsunterricht soll den Schülern zeigen, „was der Mensch ist, was er vermag, wo seine Grenzen liegen und wie er ständig zwischen Freiheit und Verantwortung gestellt ist“¹¹: Wir bezeichnen diese Position hier als den statisch-anthropologischen Ansatz.
2. Der Geschichtsunterricht hat die Aufgabe, „einen Maßstab für Recht und Unrecht, für Sitte und Unsitte zu finden, ... gültige

10 Die Legitimation erfolgt mit Hinweis auf die längst durch die neuere Sozialisationsforschung überholten Bücher von H. Roth, *Kind und Geschichte*. Psychologische Voraussetzungen des Geschichtsunterrichts in der Volksschule, München 1955 und W. Küppers, *Zur Psychologie des Geschichtsunterrichts*, Bern/Stuttgart 1961; Differenzierungsversuche sehen so aus: „Die Schüler in den einzelnen Schulgattungen haben jeweils eine andere Begabungshöhe und -richtung; entsprechend unterscheiden sich Bildungsziel und Stoffanordnung ... Die Schüler des Gymnasiums sind aus einer Begabungs- und Leistungsauslese hervorgegangen. ... Die Schüler der Realschule sollen praktische Veranlagung und ausreichende theoretische Begabung in sich vereinen. ... Bei den Schülern der Hauptschule handelt es sich ... um eine vorwiegend negative Auslese“ (G. Bürck/F. Kaiser, in: *Das Lehren der Geschichte*. Methoden des Geschichtsunterrichts in Schule und Universität, hrsg. v. R. Mielitz, Göttingen 1969, S. 9 ff.).

11 Döhn, S. 53.

Maße des Menschlichen . . .¹²“: Wir bezeichnen diese Position hier als den statisch-normativen Ansatz.

3. Der Geschichtsunterricht habe den Schülern ein historisches Orientierungswissen zu vermitteln, das es ihnen ermögliche, in der Gegenwart und Zukunft sinnvoll zu handeln¹³: Wir bezeichnen diese Position hier als den pragmatistischen Ansatz.
4. Der Geschichtsunterricht habe die großen Persönlichkeiten „zum Medium des sich anbahnenden Geschichtsverständnisses zu machen¹⁴“: Wir bezeichnen diese Position hier als den personalisierenden Ansatz.

Die Analyse dieser vier Ansätze, die selten isoliert bei den einzelnen Autoren zu finden sind, kann zur Erkenntnis ihrer Funktionen in der gegenwärtigen historisch-politischen Situation führen und die Frage beantworten, ob die hier kritisierte Geschichtsdidaktik ideologisch noch funktional oder einfach in jeder Hinsicht anachronistisch ist.

Der statisch-anthropologische Ansatz

Der anthropologische Ansatz scheint den Geschichtsdidaktikern am geeignetsten, Geschichte als eigenständiges und notwendiges Unterrichtsfach oder als wesentliches Element in einem Lernbereich „Politische Bildung“ zu begründen. Dieser anthropologische Ansatz steht sowohl in der geschichtsdidaktischen Standardliteratur als auch in den Bildungsplänen der Länder im Mittelpunkt: „Der Geschichtsunterricht will zeigen, was der Mensch ist, was er vermag, wo seine Grenzen liegen, wie er ständig zwischen Freiheit und Verantwortung gestellt ist . . .¹⁵.“ In den Empfehlungen der Ständigen Konferenz der Kultusminister vom 17. 5. 1953 hieß es noch deutlicher: Der Geschichtsunterricht „soll zur Erkenntnis der Vielschichtigkeit des menschlichen Lebens und der Vielfalt der wirkenden Kräfte führen und damit sachlich begründete Einsichten in das Wesen des Menschen und der menschlichen Gemeinschaften und in die Motive ihres Handelns erschließen¹⁶“. Der Geschichtsunterricht habe — wie es noch in den Richtlinien des Saarlandes von 1969 heißt — „dem Jugendlichen die Welt zu erschließen, indem er sachlich begründete Einsichten in den Ablauf der Geschichte, in das Verhalten des Menschen und der menschlichen Gemeinschaften sowie in die Motive

12 Schlegel, S. 38.

13 etwa H. Fiege, *Geschichte*, Düsseldorf 1969, S. 36 ff.

14 Schmidt, S. 99.

15 Döhn, S. 53; ähnlich *Handbuch des Geschichtsunterrichts*, Bd. I: Aufgabe und Gestaltung des Geschichtsunterrichts, hrsg. von W. Kleinknecht, H. Krieger, W. Lohan, 3. Aufl., Frankfurt/Berlin/Bonn 1963, S. 6: „Aber auch die Jugend muß lernen, . . . die Grenzen der menschlichen Natur und ihr tragisches Verstricktsein zu erkennen und mit der Problematik unseres irdischen und geschichtlichen Lebens vertraut zu werden.“

16 hier zitiert nach Döhn, S. 49.

ihres Handelns ermöglicht¹⁷“, wobei diese Motive in der Psyche „des Menschen“ angesiedelt sind.

Der anthropologische Ansatz in der Geschichtsdidaktik betrachtet also Geschichte als Anthropologie, als Lehre vom Menschen und als Beweisfeld für die Behauptung von der unwandelbaren und ungewandelten „Natur des Menschen“: Er schreibt dem Geschichtsunterricht die Funktion zu, die „Einsicht in die Stärken und Schwächen der menschlichen Natur¹⁸“ zu vermitteln. Diese Geschichtsdidaktik begreift Geschichte als einen unerschöpflichen Fundus von Manifestationen des Menschen oder der Natur des Menschen, und der Geschichtsunterricht wird darum auch aufgefaßt als „erziehender Unterricht im ausgezeichneten Sinn, ist doch sein Hauptgegenstand der Mensch, so wie er leibt und lebt, glaubt und hofft, liebt und haßt, aufbaut und zerstört . . . , denn wir sind, was wir waren, von Urbeginn der Menschheit an¹⁹“.

Nach Ebeling und Fiege „fassen wir den Menschen in der Verantwortung vor seinem Schicksal, nur das Kostüm wandelt sich, die besondere Situation, die individuelle Ausprägung²⁰“. Die Schüler sollen durch diesen „menschkundlichen“ Ansatz erfahren, „wessen Menschen im Guten und im Bösen fähig sind, sie sollen Bilder vom Menschentun und Menschentum in sich aufnehmen, um zu ahnen und zu erkennen, was der Mensch ist²¹“.

Die Geschichtsdidaktik recurriert bei ihrem anthropologischen Ansatz, der immer ein statisch-anthropologischer Ansatz ist, auf eine lange Tradition in der Geschichtswissenschaft und vor allem auf die Auffassung des Historismus²². Gerade der Historismus sah im Gegensatz zu seinen ansonsten historisierenden Grundtendenzen ein

17 Richtlinien und Stoffpläne für das Fach Geschichte, hrsg. vom Minister für Kultus, Unterricht und Volksbildung des Saarlandes, September 1969 (hektographiert), S. 1.

18 Handbuch I, S. 134; vgl. auch S. 13: „Aus dem Doppelbild der großen, imposanten und der kleinen, menschlich-allzumenschlichen Züge entsteht im Gange unseres Unterrichts eine Einsicht in die menschliche Natur, der wir charakterbildenden Wert zusprechen dürfen“; die Umsetzung für die Praxis — in einem verbreiteten Lehrerhandbuch — zeigt sich etwa bei der Interpretation der Frühphase der industriellen Revolution: „Während die ersten Erfinder noch bis zur Opferung ihres Vermögens gingen, um ihre Ziele zu verwirklichen, benutzten nun die Geldverdiener die Maschine in ihrem egoistischen Sinne — eine menschliche Eigenschaft, die nun einmal im Wesen des Menschen liegt“ (W. Schlegel, Handbuch für den Geschichtsunterricht an Volks- und Realschulen, Bd. 2, Weinheim 1961, S. 270).

19 S. Metzger, Die Geschichtsstunde. Anregungen in Theorie und Praxis des Geschichtsunterrichts, Donauwörth 1970, S. 17/19.

20 Fiege, S. 53; Ebeling, Didaktik und Methodik eines kind-, sach- und zeitgemäßen Geschichtsunterrichts, Hannover 1965, S. 86.

21 Fiege, S. 115.

22 Die Tradition des Historismus liegt nicht allein dem statisch-anthropologischen Ansatz zugrunde, sondern auch den übrigen Ansätzen, ohne daß dies im folgenden ausführlich expliziert wird.

unhistorisches, statisches Element in der Geschichte: die sich angeblich immer gleichbleibende Natur des Menschen in ihren vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten und Erscheinungsformen: „Was der Mensch sei“, heißt es etwa in der arg strapazierten Passage bei Dilthey, „das erfährt er nicht durch Grübeln über sich, auch nicht durch psychologische Experimente, sondern durch die Geschichte“²³ — eine Aussage, die sich bei Geschichtsdidaktikern ähnlicher Beliebtheit erfreut wie die Rede Jakob Burckhardts „vom dulddenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und immer sein wird“²⁴.

Erkenntnistheoretisch war der Historismus auf die behauptete konstante Natur des Menschen angewiesen, denn die Möglichkeit des historischen „Verstehens“ ist weitgehend an die Konstanz der menschlichen Natur gebunden; anders wäre ein Verstehen historischer Einzelpersonen und Gruppen durch den Historiker nicht denkbar. Folglich hat der Historismus „zu der eigentlich unhistorischen, anthropologischen und erkenntnistheoretischen Auffassung hingeneigt, eine Gleichartigkeit der Denkmuster und Reaktionsweisen über die Jahrhunderte und gar Jahrtausende hinweg unterstellen zu können“²⁵. So wie im Historismus hat eine solche Anthropologie auch in anderen konservativen und konservativ-bürgerlichen Ideologien ihren festen, unaufgebbaren Stellenwert schon von dem Bestreben her, „eine verändernde Praxis bereits im Ansatz abzuschneiden“²⁶. Die Geschichtsdidaktik greift also eine Ideologie der Herrschaftslegitimierung auf, wenn sie in ihrer Standardliteratur den statisch-anthropologischen Ansatz als für den Geschichtsunterricht wesentlich und unverzichtbar herausstellt und die Forderung erhebt, der Schüler solle im Geschichtsunterricht „dem Menschen begegnen, in der reinen Höhe edlen Bemühens, aber auch im Abgrund seiner Verirrungen“²⁷.

Mit dem statisch-anthropologischen Ansatz vermeint die Geschichtsdidaktik einen Wunderschlüssel zur Legitimierung ihres Faches gefunden zu haben; hier wird die Sprache blumig und wolkig, pathetisch und diffus, und selbst Theologismen durchdringen sie; so

23 Schlegel, S. 55; Christmann, *Geschichtsunterricht in der Hauptschule*, Bonn 1967, S. 21; Döhn, S. 20; Fiege, S. 19.

24 etwa Fiege, S. 18, S. 54.

25 H.-U. Wehler, *Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse*, in: HZ, Bd. 209 (1969), S. 534.

26 W. Lepenies und H. Nolte, *Kritik der Anthropologie. Marx und Freud. Gehlen und Habermas. Über Aggression*, München 1971, S. 9: „Der Entwurf einer jeden Anthropologie hat politische Konsequenzen. Was einer vom Menschen glaubt, wird nicht ohne Einfluß bleiben auf seine Auffassung von den Bedingungen und Zielen menschlichen Zusammenlebens. Umgekehrt rechtfertigen sich politische Theorie und Praxis durch bestimmte anthropologische Grundannahmen. Dabei werden die anthropologischen Prämissen so gefaßt, daß sie geplanten soziostrukturellen Veränderungen eine Möglichkeitsgarantie bieten oder eine verändernde Praxis bereits im Ansatz abschneiden.“

27 Schmidt, S. 49.

wenn es etwa heißt, im Unterricht bleibe „aussichtsreichster Standpunkt, den Menschen als ein in Freiheit handelndes Wesen zu betrachten, befähigt zum Griff nach den Sternen, doch stets auch bedroht vom Absturz in die Barbarei, darum gefährdet und stets angewiesen auf die Gnade“²⁸. Und eben dies hat Geschichtsunterricht nach den Vorstellungen Schmidts zu leisten: „Das ist eben das Wesen unserer Betrachtung menschlicher Angelegenheiten, sei es nun das Schicksal der Auserkorenen oder das Los der Ärmlichsten, daß wir uns nie und nimmer mit der Reihung der Fakten begnügen, sondern in jedem Punkte das Menschliche, allgemein Gültige berühren, ohne Enthusiasmus und Willkür, forschend und der Wahrheit die Ehre gebend, immer bemüht, aus den Zufälligkeiten der Erscheinungen und dem Nacheinander von Begebenheiten unseren Kindern das Haus des Menschen zu bauen . . .“²⁹. Und Schmidt hat auch die treffendste Formulierung für das statische Element in diesem anthropologischen Ansatz geliefert: „So erleben wir die Wandlung des Menschen, aber auch die Konstanz des Menschlichen, das sich gleichbleibt im Urgrund aller Kulturen“³⁰.

Der anthropologische Ansatz zielt auf eine Bewußtseinshaltung der Schüler, deren vornehmliches Merkmal die Klassifizierung von Geschichte und Gesellschaft mit Hilfe von Stereotypen ist. Geschichte wird damit zur Ansammlung von Individuen, deren Verhalten an Alltagsnormen gemessen wird, denen bürgerliche Tugenden zugrunde liegen, wie etwa „Glaube, Liebe, Treue, Opfermut, Fleiß und Hingabe an die Arbeit“³¹. Das bedeutet eine Entpolitisierung und Enthistorisierung von gesellschaftlichen Sachverhalten, indem von konkreten ökonomischen und politischen Determinanten abstrahiert wird. Weitgehend ist dieser Vermittlungsprozeß ein Identifikationsprozeß. Das Hineinversetzen in gesellschaftlich ungebundene historische Einzelpersonen („Verstehen“) bewirkt zum einen, daß durch die Aufhebung des Zeitabstandes der Vorgang der Identifikation ermöglicht wird, zum anderen, daß mit Hilfe dieser Enthistorisierung das Bewußtsein auf eine überdauernde Natur des Menschen hin fixiert werden kann.

Bei der Einschätzung gegenwärtiger Realität wirken sich diese Bewußtseinsinhalte dahin aus, daß den Schülern eine konkrete Analyse von gesellschaftlichen Systemzusammenhängen unmöglich wird. Die Gesellschaft erscheint nur als Realisierungsfeld allgemein menschlicher Eigenschaften. Es ergibt sich kein System menschlicher Beziehungen, sondern eine Beispielsammlung für die Natur des Menschen. Gleichzeitig widerspricht die prärationale Typisierung der

28 Schmidt, S. 59.

29 Schmidt, S. 75.

30 Schmidt, S. 101; vgl. Ebeling, S. 15 und S. 86 nach Trimborn: „Das Menschliche ist gleich im Urgrund aller Kulturen“; „Immer reicht der Gegenwartsbezug tief in die Gründe des allgemein Menschlichen, des Sittlichen hinab.“

31 Ebeling, S. 29 f.; ähnlich H. Christmann, S. 11.

Forderung nach rationaler Verantwortlichkeit durch die ganz und gar unreflektierte Anwendung von Alltagsnormen.

„Rationale Verantwortlichkeit“ bezeichnet im Spätkapitalismus den Grad an Politisierung, der notwendig ist, um bei den augenblicklich gegebenen Formen der Herrschaftssicherung (politische Demokratie) die gesellschaftlichen Antagonismen zu verdecken. Die demokratische Organisation wird im Spätkapitalismus dahingehend operationalisiert, daß Konfliktaustragung und -lösung nicht mehr als Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Klassen oder Schichten begriffen wird. Die ideologische Absicherung des Systems tendiert vielmehr dahin, die politische Verantwortlichkeit der Individuen auf die Auseinandersetzung mit den „Bedingungen“ der Gesellschaft, wie Technologie oder Wachstum, zu reduzieren und deren „Veränderung“ etwa auf den Umweltschutz einzuschränken. Dabei wird die Verantwortlichkeit einem Gemeinwohl³² zugeordnet, das sich aus den jeweiligen aktuellen technologischen und ökonomischen Erfordernissen des Systems herleitet.

Die Forderung nach derartiger politischer und ökonomischer Verantwortlichkeit und die Aufforderung zur politischen Beteiligung an Gesellschaft lassen sich nicht mit Stereotypen leisten, die eine resignative Haltung ausdrücken und auf ein individuelles Schicksal abstellen. Wem Geschichte immer dargestellt worden ist als Manifestation der Natur des Menschen, in dem ist jeder Impuls zum politischen „Mittun“³³ verschüttet, da Veränderungen dann gegenüber der sich gleichbleibenden Natur des Menschen als rein oberflächlich oder nur als scheinbare Veränderungen erscheinen. Besonders relevant wird die Vermittlung eines solchen Geschichtsbildes bei Unterschichtenkindern als der Mehrheit der Schüler, deren Gesellschaftsbild naturalistisch/dichotomisch strukturiert ist. Hier wirken dichotomisches Gesellschaftsbild und anthropologisches Geschichtsbild verstärkend aufeinander und führen zu einer politischen Abstinenz, die nur dann unerwünscht ist, wenn die Beseitigung ökonomischer Krisen auf ein dem Gemeinwohl verantwortliches Bewußtsein der Lohnabhängigen angewiesen ist. Darüber hinaus widerspricht eine allgemein politische Apathie der Forderung nach politischem „Mittun“ als ideologischer Form der Herrschaftssicherung.

Der statisch-normative Ansatz

Die Geschichtsdidaktik, die den statisch-anthropologischen Ansatz als wesentlich konstitutiv für den Geschichtsunterricht begreift, hat sich selber in eine unhaltbare Position begeben. Sie fördert durch ihre Grundthese von der ewigen, unhistorischen Menschennatur pas-

32 Der hier verwendete Begriff „Gemeinwohl“ hat eine lediglich sprachliche Affinität zur Begrifflichkeit der Geschichtsdidaktik. Er unterscheidet sich durch seine größere Flexibilität, durch seine nicht festliegende, sondern von Fall zu Fall neu und anders bestimmbare Inhaltlichkeit von Begriffen wie „Ganzes“, „Gemeinschaft“ etc.

33 Schlegel, S. 18.

sives Verhalten und Apathie gegenüber der Forderung des politischen „Mittuns“ und verlangt doch gleichzeitig, daß im jungen Menschen die Bereitschaft erweckt werde, „am politischen Leben mitverantwortlich teilzunehmen“³⁴. Sie kann — entsprechend ihren eigenen, in sich kontradiktorischen Intentionen — dem Dilemma nur entgehen, indem sie den Geschichtsunterricht als Gesinnungsunterricht betreibt und allgemein verpflichtende Normen und Tugenden setzt, auf die hin die Schüler erzogen werden sollen. Aus dem statisch-anthropologischen Ansatz folgt somit konsequent ein statisch-normativer Ansatz: „Geschichte hat das Funktionsziel, einen Maßstab für Recht und Unrecht, für Sitte und Unsitte zu finden. Auch wenn wir wissen, daß das Recht und die Sitte auch dem geschichtlichen Wandel unterworfen sind, müssen wir ein Gefühl dafür entwickeln, daß es gültige Maße des Menschlichen gibt“³⁵. Danach zeigt sich „die echte Leistung des Menschen in der Geschichte . . . in der Anerkennung bestimmter Rechtsgrundsätze und Wertmaßstäbe übergreifender Ordnungen; sie behauptet sich in allem Wechsel geschichtlichen Werdens“³⁶. Nach den Richtlinien des Saarlandes von 1969 ist dem Geschichtsunterricht die Aufgabe zugewiesen, „allgemeingültige Wertmaßstäbe, die aus der Einsicht in die überzeitlichen und unveränderlichen Ordnungsprinzipien der Menschheit gewonnen werden, zu vermitteln und dadurch das Urteilsvermögen des Jugendlichen zu schärfen“; der Geschichtsunterricht, der sich „auf unumstößliche, allgemeinverbindliche Wertmaßstäbe bezieht, erzieht zur Sittlichkeit“³⁷. Die Berufung „des Guten“, „des Bösen“ oder „der Sünde“³⁸ ist damit keine zufällige Fehlleistung einer sich als objektiv verstehenden Geschichtsdidaktik, sondern das notwendige Resultat eines in sich widersprüchlichen Ansatzes.

Der statisch-normative Ansatz versucht menschliches Handeln pseudotheologisch zu legitimieren. Im scheinbaren Gegensatz zum anthropologisch bestimmten Geschichts- und Menschenbild, das menschliches Verhalten in menschlicher Natur verankert sieht, wird hier auf das Wesen des Menschen abgehoben, das in der Form eines überdauernden Normengefüges auftritt. Dabei haben diese Normen, die zum Teil als Ableitungen des Dekalogs auftreten³⁹, subjektiv-zwischenmenschliche Geltung.

Die Projektion des Normenkatalogs auf die Gesellschaft zeigt diese Gesellschaft als institutionalisierte Realisierung des Katalogs

34 Lehrplan Rheinland-Pfalz, S. 44; ähnlich Richtlinien Bayern, S. 224; Richtlinien Saarland, S. 1; Fiege, S. 36; Metzger, S. 20 ff.; Handbuch I, S. 15.

35 Schlegel, S. 38.

36 Empfehlungen der Ständigen Konferenz der Kultusminister vom 17. 12. 1953, hier zitiert nach Döhn, S. 49.

37 Richtlinien, Saarland, S. 1.

38 etwa Schlegel, S. 17, S. 33; Ebeling, S. 33; Schmidt, S. 20; Schmidt, S. 58; Döhn, S. 146.

39 vgl. etwa die durchgängigen Theologismen bei Schmidt.

(Grundrechte im GG). Gleichzeitig erscheint Demokratie als Endpunkt von Geschichte, wobei der geschichtliche Prozeß als Ringen um die Realisierung geschichtsimmanenter Normen verstanden wird⁴⁰.

Die Vermittlung der Normen hat zum Ziel, dem einzelnen individuelle Verhaltensrichtlinien in der Spannung zwischen Sein und Sollen, im zwischenmenschlichen Verkehr zu vermitteln, dessen Normen auf politische Verhältnisse übertragbar sein sollen. Damit wird eine Gewissens- und Gesinnungsbildung angestrebt, die durch den Rückgriff auf ein in sich geschlossenes Normengefüge scheinbar rational abgesichert ist.

Bei gleichzeitiger Vermittlung eines personalisierenden Geschichtsbildes kann aber der Normenkatalog sich dem Bestehenden gegenüber als disfunktional erweisen, wenn Systemzusammenhänge an Personen und Personengruppen festgemacht werden und die Personen und Personengruppen in ihrem Verhalten an diesem Normenkatalog beurteilt bzw. verurteilt werden. Unter der Voraussetzung, daß diese Konzeption überhaupt verhaltens- und handlungsmotivierend wirkt, wird der Schüler, dem geschichtliche Erziehung eine Verhaltensorientierung und -messung an idealtypischen Normen nahelegt, auch gegenwärtige Realität lediglich am Anspruch der Normen messen, die Realität normentsprechend zu verändern suchen und allenfalls sekundär Realität auf ihre Möglichkeiten überprüfen. Stimmen im Einzelfall reale Durchsetzungsmöglichkeit und Normanspruch nicht überein, so bleibt ein unbefriedigender Spannungszustand von potentieller politischer Brisanz.

Der Spannungszustand kann systemimmanent nur dadurch entschärft werden, daß die objektive Gültigkeit der Normen zugunsten einer objektiven Gültigkeit des Machbaren ausgetauscht wird.

In der Legitimationsideologie der Neukonsolidierungsphase nach 1945 wurden die Normen der bürgerlichen Gesellschaft (liberale Rechte) als Ausgangspunkt individuellen und gesellschaftlichen Handelns verstanden, deren Realisierung nur auf der Basis kapitalistischer Produktionsverhältnisse möglich erschien. Mit der erfolgreichen Konsolidierung des Kapitalismus und der ideologischen Benennung von Gesellschaft als Konsumgesellschaft oder industrieller Massengesellschaft wurden die kapitalistischen Produktionsverhältnisse der Diskussion entzogen. Gesellschaftliche Probleme werden seitdem auf

40 Am Beispiel der Bewältigung des Faschismus zeigt sich das Verständnis geschichtlicher Prozesse. Faschismus erscheint als Appell an die Natur des Menschen, die über ein schon erreichtes Wesen des Menschen triumphiert, so etwa bei Ebeling: „Die Gefährlichkeit und auch die Wirkung des nationalsozialistischen Geschichtsbildes beruhte darauf, daß der Nationalsozialismus bewußt die Tiefenschichten des Menschen ansprach. Er mobilisierte Seelengründe, die wir bis dahin weitgehend gebändigt glaubten, auf deren Zähmung unsere eigentliche Kultur beruht“ (31); vgl. ebenda über das „Ansprechen der Masseninstinkte, des individuellen und kollektiven (nationalistischen) Machtstrebens, ... untergründiger Motivationen ...“.

Probleme der Verteilung und der Partizipation reduziert⁴¹. Die Reduktion von Gesellschaft auf Marktgrößen erfordert in der Ideologie auch eine Vermarktung der bürgerlichen Normen, deren Realisierung sich dann nach den Erfordernissen des Marktes und den Möglichkeiten der Produktion richtet. Individuelle Freiheit wird weitgehend als Konsumfreiheit begriffen. Sparsamkeit z. B. als ursprünglich bürgerliche Tugend der Kapitalakkumulation wird entweder als Tugend belobigt und damit forciert oder aber als volkswirtschaftlich unverantwortlich denunziert. Es geht nurmehr darum, das System kapitalistischer Produktion zu erhalten und auszugestalten und die Realisierung vermarkteter Normen an der momentanen Möglichkeit des Systems zu messen. Ein Ansatz wie der beschriebene geschichtsdidaktische Ansatz steht dieser Ideologie insofern im Wege, als seine Normen sich einer Vermarktung und Subsumption unter die Erfordernisse kapitalistischer Produktion weitgehend entziehen. Die erklärte überzeitliche Gültigkeit und der Stellenwert der Normen innerhalb eines in sich geschlossenen Normengefüges verhindern den jeweils erforderlichen Austausch.

Der pragmatistische Ansatz

Die geschichtsdidaktische Standardliteratur und die Richtlinien heben übereinstimmend als eine der wichtigsten Aufgaben des Geschichtsunterrichts hervor, die Gewordenheit der Gegenwart zu erklären, die „Wurzeln“ der Gegenwart aufzuzeigen und damit den Schülern ein historisches Orientierungswissen für ihr späteres politisches Handeln zu vermitteln⁴². Der Beitrag des Geschichtsunterrichts zur Politischen Bildung liegt damit wesentlich in der „Erhellung der Gegenwart aus der Vergangenheit“⁴³; die intendierte Status-quo-Funktion wird durchaus offen ausgesprochen: „Der Staat als die politische Organisation der Nation bereitet durch den Geschichtsunterricht seine Glieder und künftigen Träger auf ihre politischen Aufgaben vor. Je größer der Anteil seiner Glieder an der Mitbestimmung des öffentlichen Lebens ist, um so bedeutsamer ist daher der Geschichtsunterricht. In einer demokratischen Staatsform ist jedes Glied zur politischen Mitbestimmung berechtigt und verpflichtet. Daher muß auch jedes Glied auf seine politischen Aufgaben vorbereitet werden. . . . Aufklärung der Gegenwart aus ihren geschichtlichen Wurzeln heraus ist also eine wesentliche Funktion des Geschichtsunterrichts. . . . Die Geschichte kann zeigen, wie die Dinge geworden sind und kann ,den geschichtlichen Horizont des eigenen

41 Der Übergang läßt sich innerhalb der Diskussion um soziokundliche Konzeptionen da fixieren, wo die Partnerschaftsideologien, die die Errichtung kapitalistischer Produktionsverhältnisse zum Gegenstand haben, abgelöst werden zugunsten von Konflikttheorien, in denen es um eine Auseinandersetzung von Gruppen um Anteile am Gesamten der produzierten „Waren“ innerhalb der Distributionssphäre geht.

42 vgl. Döhn, S. 52; Metzger, S. 22 f.; Christmann, S. 12 f.; Fiege, S. 36 ff.

43 Fiege, S. 36.

politischen Standortes aufhellen⁴⁴." Mit der letzten Formulierung ist zugleich eine Formulierung verwendet, die 1955 im Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen eine Funktion des Geschichtsunterrichts umschrieb, und die das gleiche meint wie die Kurzformel Schlegels: „Historische Bildung als ‚gewußte Geschichte‘ ist politisches und historisches Orientierungswissen⁴⁵." Sie ist notwendige Voraussetzung für „besonnenes“ politisches „Mittun“⁴⁶, für pragmatisches Verhalten.

Geschichtliches Wissen wird damit zum Orientierungswissen für gegenwärtiges Handeln. Die Fragestellung an Geschichte resultiert nicht mehr aus dem geschichtlichen Prozeß, sondern aus sogenannten aktuellen Fragestellungen der Gegenwart. Indem Geschichte als Datenspeicher betrachtet und vermittelt wird, geht Geschichte als eigenständige und unaufgebbare Betrachtungsweise von Wirklichkeit verloren. Das Vorgehen einer derart eingegrenzten „Geschichtskunde“ ist ein jeweils durch die Fragestellung bestimmter Längsschnitt durch die Geschichte, wobei in isolierender Abstraktion jeweilige Einzelphänomene in ihren historischen Dimensionen verfolgt werden. Die historische Dimension ergibt sich aus dem Nacheinander der isoliert betrachteten Phänomene. Folge ist eine kausale oder meistens sogar nur additive Anordnung von geschichtlichen Fakten, deren letzte Folge oder Endpunkt Gegenwart ist. Damit wird Geschichte spekulativ so verdreht, „... daß die spätere Geschichte zum Zweck der früheren gemacht wird, z. B. daß der Entdeckung Amerikas der Zweck zugrunde gelegt wird, der französischen Revolution zum Durchbruch zu verhelfen, wodurch dann die Geschichte ihre aparten Zwecke erhält“⁴⁷. Geschichte reduziert sich auf eine in ihrer qualitativen Differenz zur Gegenwart nicht reflektierte Vorgeschichte der Gegenwart, die theoretisch einen regressus ad infinitum enthalten kann, praktisch aber auf isolierte Fakten aus der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft beschränkt bleibt und damit die Geschichtlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft nicht vermittelt. In der isolierten Einzelschau geschichtlicher Phänomene werden diese als lineare Entwicklung zur Gegenwart hin derart eindeutig und einsichtig dargestellt, daß zum einen geschichtliche Alternativen nicht mehr in den Blick rücken und überdacht werden, zum anderen die Eingebundenheit des Einzelphänomens in Strukturen nicht erkannt werden kann. Damit geht einher, daß historische Phänomene nicht mehr begrifflich gefaßt, epochal zugeordnet und in der Folge Tendenzen in und aus Geschichte nicht mehr erkannt werden können. Das Aufzeigen quan-

44 Fiege, S. 37/38.

45 Schlegel, S. 33; Metzger, S. 18 f.

46 Im Anschluß an Gerhard Ritter bezeichnet etwa Roth, S. 93 „die geschichtlich-politische Besonnenheit“ als „die reifste Frucht der geistigen Auseinandersetzung des Menschen mit der Geschichte“; vgl. auch Metzger, S. 23 ff.; Schmidt, S. 51; Ebeling, S. 32; Handbuch I, S. 12; Fiege, S. 49 ff., 55, 148; zum „Mittun“ vgl. Schlegel, S. 18.

47 Marx/Engels, Werke, Bd. 3, S. 45.

titativer Entwicklung in isolierten Teilbereichen von Gesellschaft wird allein schon durch die Form der Darstellung zur qualitativen Entwicklung, wobei die Qualität der Gegenwart an der „Rückständigkeit“ der Vergangenheit gemessen wird und Zukunft nicht mehr oder nur als Modifikation der Gegenwart in den Blick gerät. Die Beantwortung der aktuellen politischen Fragestellung⁴⁸ mit Hilfe von Geschichte richtet sich nach der subjektiven Einschätzung des Fragestellers, der aufgrund des nicht vorhandenen und für ihn nicht notwendigen strukturellen Verständnisses einer geschichtlichen Situation Fakten beliebig auswählen und sortieren kann. Dabei wird zum Teil die reine Äußerlichkeit der in Geschichte auftretenden Phänomene als ausreichend zur kausalen und additiven Verknüpfung und zur Vergleichbarkeit angesehen⁴⁹. Ein derart gestaltetes Geschichtsbewußtsein des Schülers läßt den Schluß auf ein Gesellschaftsbild zu, das auch Gesellschaft heute als unstrukturierte Ansammlung von Einzelphänomenen beschreibt. Gesellschaftliche Phänomene sind dann nicht auf konstitutive Bedingungen dieser Gesellschaft rückführbar. Die dennoch vorfindliche Komplexität wird mit Interdependenzen erklärt. Lösungen gesellschaftlicher Probleme können und sollen dann nur im einzelnen Bereich gefunden werden. Die im Einzelbereich gefundene Lösungsmöglichkeit erweist sich wiederum als unrealisierbar, weil dieser Einzelbereich einem Beziehungssystem zugehörig ist. Letztlich bedarf der pragmatistische Ansatz normativer Setzungen und solcher sozialkundlicher Kategorien, die den Konsensus jederzeit möglich machen (z. B. „Konflikt“), um das Dilemma des Konfliktes zwischen gesellschaftlichen Einzelbereichen aufzulösen. Verbunden mit solchen Konsensuskategorien oder ideologisch aktuellen Normenkatalogen hat er einen hohen Grad an ideologischer Funktionalität, da er die Erkenntnis historischer Tendenz dadurch unmöglich macht, daß er die geschichtliche Fragestellung an Gegenwart mit der zufällig aktuellen „politischen“ Fragestellung in eins setzt, deren tatsächlicher politischer Stellenwert für den Schüler wiederum aufgrund ausschließlicher Betrachtung isolierter Einzelphänomene nicht erkennbar ist. Letztes Ergebnis derartigen Unterrichts — gekoppelt mit in der Gesellschaft wirkenden Ideologien — ist politische Flexibilität als demokratische Tugend.

48 vgl. etwa die Zusammenstellung solcher aktueller politischer Fragestellungen bei Fiege, S. 121 f.; „Die Frage nach der Herkunft der Deutschen und des deutschen Staates — Die politische Spaltung Deutschlands: zwei politische Systeme, die Insellage Berlins, die Mauer, die Zonengrenze — Die demokratische Ordnung der Bundesrepublik Deutschland ... — Die konfessionelle Spaltung der Deutschen ... — Die ehemaligen deutschen Ostgebiete und die Heimatvertriebenen, unser Verhältnis zu Osteuropa ... — Der Dualismus von Bund und Ländern ...“ usw.

49 „Die typologische Methode ... kehrt geschichtliche Prozesse in geschichtliche Zustände, Entwicklung in ‚Struktur‘; sie setzt für die Erklärung von Übergängen den Vergleich von Fertigem, für den wechselnden Inhalt die wiederholbare Form“ (Hofmann, a.a.O., S. 109).

Der personalisierende Ansatz

Der personalisierende Ansatz als die Forderung, geschichtliche Sachverhalte an „großen“ historischen Persönlichkeiten darzustellen, wird von der geschichtsdidaktischen Standardliteratur und von den amtlichen Richtlinien der Bundesländer vor allem mit zwei Argumenten begründet. Der Geschichtsunterricht habe — so lautet das erste Argument — über die Personalisierung dem Jugendlichen „Leitbilder“ und „Vorbilder“ zu vermitteln⁵⁰, „die ihm Richtpunkt für die eigene Lebensgestaltung innerhalb der verwirrenden Fülle strömenden Geschehens sind“⁵¹. Der Geschichtsunterricht müsse zu diesem Zweck zeigen, „daß auch die großen Menschen nicht frei von Widersprüchen waren, daß auch sie gute und schlechte Eigenschaften hatten und daß ihnen in ihrer Menschlichkeit Schwächen und Irrtümer, die Sünde und das Böse nicht fremd waren“⁵². Damit soll der personalisierende Ansatz den statisch-anthropologischen und den statisch-normativen Ansatz stützen. Das zweite Argument besteht in dem Hinweis auf bestimmte, durch die Forschungen zur politischen Sozialisation längst widerlegte Hypothesen der älteren Entwicklungspsychologie, die auch für den Bereich des Geschichtsunterrichts durch unreflektierte empirische Untersuchungen scheinbar abgesichert waren⁵³: „Der Raum, den die Geschichtswissenschaft den großen Individuen zuweist, wird im Geschichtsunterricht aufgrund jugendpsychologischer Gegebenheiten noch stark ausgeweitet. Die Erfahrung lehrt und psychologische Untersuchungen haben es bestätigt, daß sich das Interesse des Kindes in weit stärkerem Maße dem Persönlichen, dem Biographischen und der Einzeltat zuwendet als den Handlungen und Bewegungen der Massen. Das Kind im Entwicklungsalter, das für die Schilderung des Zuständlichen und für die Erörterung sachlicher Zusammenhänge noch wenig übrig hat, ist auf die Persönlichkeit angewiesen, um Zugang zum Geschichtlichen zu gewinnen“⁵⁴. Diese stark psychologisch und unterrichtsmethodisch ausgerichtete Begründung — die historische Persönlichkeit als „Medium des sich anbahnenden Geschichtsverständnisses“⁵⁵ — ist um so notwendiger und erfolgt um so ausführlicher, als selbst die in der Tradition des Historismus stehende deutsche Geschichtswissenschaft der Personalisierung zumindest in der Theorie mit Vorbehalten gegenübersteht, seit sie sich der Erkenntnis, daß die personalisierte Geschichte die Geschichte der Sieger darstellt und damit deren Unzulänglichkeit,

50 etwa Richtlinien Saarland, S. 2; Döhn, S. 144; Fiege, S. 104 ff.; dagegen verbal Handbuch I, S. 12 f.

51 Döhn, S. 144.

52 Döhn, S. 146.

53 so die Arbeiten von Roth und Küppers, deren Ergebnisse von nahezu allen geschichtsdidaktischen Standardwerken unbesehen übernommen wurden; kritisch dazu: L. v. Friedeburg/P. Hübner, Das Geschichtsbild der Jugend, München 1964.

54 Döhn, S. 143 f.

55 Schmidt, S. 99.

Strukturen und „Selbstlauf“ der Geschichte zu „erklären“, nicht länger entziehen konnte. Die gleiche Scheu aber, die die Geschichtswissenschaft daran hindert, historische Einzelpersonen als weitgehend determiniert zu betrachten und theoretische Erkenntnisse auch praktisch — in der Geschichtsschreibung — zu verwerten, schlägt sich auch in der Geschichtsdidaktik nieder, so etwa in der Behauptung, daß „der“ Mensch als die „große“ Persönlichkeit „uns als ein von Gott angerufenes und ausgezeichnetes Wesen begegnet, oft in Schuld verstrickt, niemals aber nur Werkzeug, nur Funktion, sondern immer auch Person, einmalig, unauswechselbar, Krone der Schöpfung“⁵⁶. Durch diese Trotzbehauptung wird die „Würde des Menschen“⁵⁷, die als eine historisch noch unerfüllte Forderung an die Zukunft zu vermitteln wäre, zu einer — prinzipiell *hic et nunc* von allen Menschen individuell erreichbaren — historischen Realität verfälscht.

Das Prinzip der Personalisierung liegt in der Auflösung von Funktions- und Strukturzusammenhängen in das Handeln von Persönlichkeiten oder Einzelpersonen. Anknüpfend an angeblich vorgegebene entwicklungspsychologische Tatbestände bei Kindern werden historische Einzelpersonen und Persönlichkeiten auf der einen Seite als gesinnungsbildende Vor- und Leitbilder eingesetzt, auf der anderen Seite als Medien verwandt, durch die die Komplexität von Geschehen in seinen Funktionszusammenhängen plausibel und deutbar gemacht werden soll. Die objektiven Bedingungsfaktoren menschlichen Handelns werden als subjektive Motive historisch Handelnder gefaßt, so daß Motiv und Ergebnis in der historischen Persönlichkeit zusammentreffen. Das nichtrealisierte Motiv und die Ursachen seiner Nichtrealisierung fallen wegen des ausbleibenden Erfolges bei diesem Ansatz aus der Geschichtsbetrachtung heraus. Historisches Scheitern wird uninteressant oder gerät nur als Kehrseite der Sieger und Herrscher in den Blick. Damit reduziert sich Geschichte auf die Biographie großer Männer; die Kraft ihrer Persönlichkeit leitet sich ab aus dem Vermögen, persönliche Entscheidungen in geschichtlich bedeutsames Handeln umzusetzen. Die Bedeutung mißt sich am Erfolg. Personalisierung kann wechselseitig inhaltlich gefüllt werden mit Elitetheorien — Gottesgnadentum, Führertum, Unternehmertum — bis hin zu auswechselbaren politischen Funktionsträgern. Der Zweck bleibt immer der gleiche: Fixierung auf übermächtige Autoritäten. Die in relativer Abhängigkeit gehaltenen Individuen erleben in der Identifikation mit der unabhängig entscheidenden Persönlichkeit diese Abhängigkeit und die Delegation politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Rechte als normal und gerechtfertigt durch die Existenz und die Größe „unabhängig Entscheidender“⁵⁸. Die verbleibende individuelle Entscheidung reduziert sich auf den Alltagsbereich und die zwischenmenschlichen Beziehungen.

56 Schmidt, S. 101.

57 so etwa Ebeling, S. 33.

58 Die Institutionalisierung dieses personalen Gedankens findet sich im GG in den Bestimmungen über das Delegations- und Repräsentationssystem, über die freie Gewissensentscheidung des Abgeordneten usw.

Geschichte und Politische Bildung

Eine Bestätigung der aus der Analyse der vier geschichtsdidaktischen Ansätze theoretisch gefolgerten Bewußtseinsformen findet sich in schon geleisteten empirischen Untersuchungen⁵⁹, deren Befunde aber von der Standardliteratur und den amtlichen Bildungsplänen bis heute nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Nach der zusammenfassenden Darstellung von Friedeburg/Hübner kann als Ergebnis der im Geschichtsunterricht umgesetzten didaktischen Konzeptionen ein personalisierendes Geschichtsbild der Jugend als allgemein verbreitet angenommen werden, das sich wiederum aufschlüsseln läßt in vier Elemente:

- übermächtige Subjekte
- personalisierte Kollektiva
- stereotype soziale Ordnungsschemata
- anthropomorphe Bezugskategorien.

Freilich weist das Aufzeigen bestimmter Bewußtseinsmomente, die durch einen personalisierenden Geschichtsunterricht vermittelt worden sind, nicht den Grad ihrer ideologischen Effizienz im System auf. Der Nachweis eines so strukturierten Geschichtsbildes und seiner Ursachen bleibt so lange rein deskriptiv, wie nicht nach den jeweiligen konkreten Inhalten gefragt wird. So wichtig der Nachweis verkürzender, formaler Deutungsschemata an sich auch ist, so sehr ist doch zu betonen, daß erst die jeweilige inhaltliche Füllung und die Umsetzung eines inhaltlich spezifisch strukturierten Bewußtseins im Kontext bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse die Bestimmung der ideologischen Funktion und damit des politischen Stellenwertes ermöglicht. Positiv gewendet bedeutet dies: eine Untersuchung, die nicht nur Bestehendes registrieren will, sondern gleichzeitig Kritik als verändernde Praxis versteht, kommt nicht umhin, die objektiven Bedingungen aufzuzeigen, welche einerseits die Realisierung des ideologischen Interesses determinieren und andererseits über ideologische Bewußtseinsinhalte hinausgehende Bewußtseinsmöglichkeiten enthalten.

Es genügt daher nicht, in der Kritik der herkömmlichen geschichtsdidaktischen Ansätze den insgesamt anachronistischen Charakter des Geschichtsunterrichts aufzuzeigen. Ziel einer Kritik der in der geschichtsdidaktischen Standardliteratur vorfindbaren Ansätze kann daher auch nicht sein, diese Ansätze partiell zu „modernisieren“ oder durch Alternativmodelle zu ersetzen, um dem Geschichtsunterricht unter allen Umständen eine Eigenständigkeit zu erhalten.

Die Überprüfung der geschichtsdidaktischen Intentionen auf ihre mögliche Bedeutung für die reale Bildung individuellen und gesellschaftlichen Bewußtseins muß vielmehr in gleichem Maße für die geäußerte Intentionalität der Vertreter der Politischen Bildung gelten. Sowohl im Geschichtsunterricht als auch im Sozialkundeunterricht werden Inhalte vermittelt, die auf politisches Verhalten ab-

59 Friedeburg/Hübner.

zielen. Es geht folglich nicht um die Alternative Sozialkundeunterricht als Politische Bildung oder Geschichtsunterricht, vielmehr um ein praktikierbares Modell erarbeitet werden, das auf die Vermittlung disfunktionaler und gleichzeitig funktionaler, nämlich konkrete Veränderungsmöglichkeiten aufzeigender Bewußtseinsinhalte abzielt.

Erst auf der Grundlage eines solchen Modells, das auf der Basis der Analyse von vorhandenem Bewußtsein und dessen Bedingungen mögliche Bewußtseinsveränderungen antizipiert, kann die konkrete Diskussion über geschichtliche und sozialkundliche Inhalte und Betrachtungsweisen im Unterricht begonnen werden.

Dies gewinnt insofern an praktischer Bedeutung, als die didaktischen Konsequenzen für Politische Bildung, die aus den oben angeführten Untersuchungen über politisches Bewußtsein gezogen werden, auf einen zunächst lediglich formalen Austausch von Denkverfahren abzielen: Personalisierende Deutungsschemata werden ersetzt durch politologische und soziologische Denkmethode⁶⁰, ohne daß damit bereits die aus der Anwendung der Methoden angeblich automatisch resultierende und auch intendierte qualitative Änderung des Bewußtseins erreicht wird. Um es zu betonen: die in der Sozialkunde immer deutlicher werdende „Informationshuberei“ hat letztlich die Aufgabe, gesetzten Normen, Optionen, Einsichten⁶¹ einen wissenschaftlichen Legitimationsanstrich zu geben, ohne daß sie mit den vermittelten politologischen und soziologischen Methoden zu finden sind. Es existiert weiterhin eine völlig unvermittelte Dualität zwischen analysiertem Sein und normativ gesetztem Sollen⁶². Die im Sozialkundeunterricht in der methodischen Einkleidung der Fallanalyse von Schülern zu bearbeitenden gesellschaftlich-politischen Konflikte werden durch diese Methoden analytisch so atomisiert, daß sich für die Schüler keine zwingende Notwendigkeit für ein ganz bestimmtes Handeln ergibt. Das gilt insbesondere für jene Theorien Politischer Bildung, die die Setzung von Normen ablehnen und Handlungsmotivation durch ein set wissenschaftstheoretisch abgeleiteter politologischer und soziologischer Interpretationsschemata erwarten⁶³. Die Konfrontation mit der Komplexität der Wirklichkeit hat die nicht einmal beabsichtigte Wirkung, daß die Schüler bei unaufgelöster und verstärkter Verhaltensunsicherheit anfällig werden für

60 so etwa bei R. Schmiederer, *Zur Kritik der Politischen Bildung*, Frankfurt 1971, insbesondere S. 64 ff.

61 vgl. dazu W. Hilligen, *Thesen zur Didaktik der Politischen Bildung*, in: *Protokoll des Lehrgangs 1478/69 „Der Stand der Diskussion um Politische Bildung“ vom 2.—4. 6. in der Reinhardswaldschule, August 1969*, S. 46 ff.; und K. G. Fischer, *Thesen zur Didaktik der Politischen Bildung*, ebenda, S. 1 ff.

62 vgl. hierzu den „Einsichtenkatalog“ philosophisch-anthropologischer und soziologisch-sozialphilosophischer Aussagen von Fischer, *Einführung in die Politische Bildung*, S. 111.

63 vgl. dazu R. Engelhardt, *Politische Bildung in der Förderstufe*, in: *Protokoll des Lehrgangs in der Reinhardswaldschule 1620/70*, S. 5 ff.

in der Gesellschaft ideologisch wirkende Normen und erworbenes Wissen lediglich selektiv zur Rationalisierung der übernommenen gesellschaftlichen Normen verwenden. Damit erhält dieser Unterricht affirmative Funktion, obwohl direkt affirmative Inhalte nicht vermittelt werden. Er ist funktional selbst da, wo er disfunktional sein will. Auch die Zusammenfassung verschiedener Fallanalysen mit der Absicht, Strukturzusammenhänge aufzuzeigen, bietet so lange keine über derzeitige Strukturen hinausgehenden Handlungsperspektiven und Handlungsimpulse, als darin nicht Geschichte — geschichtliche Tendenz und geschichtliche Möglichkeit — aufgehoben ist. Die Rede von einer „historisch begründeten Forderung nach Abbau von Strukturen, die der Emanzipation der Menschen entgegenstehen“, bleibt unzureichend, wenn sie geschichtliche Zukunft verkürzend als das „reale Gegenbild der bestehenden Wirklichkeit, das in dieser schon angelegt ist und das zur Verwirklichung drängt“⁶⁴, begreift. Der Schluß auf eine sich aufgrund negativer Dialektik entwickelnde Veränderung von Gesellschaft durch handelnde und eventuell auch kollektiv handelnde Subjekte, deren Handeln aus einer Rückführung ihres subjektiven Interesses auf ein durch Analyse dieser Gesellschaft vorfindbares objektives Interesse entstehen soll⁶⁵, scheint insofern fragwürdig, als die vorgenommene Querschnittsanalyse der existierenden Gesellschaft und ihrer Bedingungsfaktoren einzig die negative Dialektik als utopische Umkehrung des Bestehenden erbringt. Damit wird die eigenständige Qualität der historisch-dialektischen Entwicklung eines Zustandes von Gesellschaft zu einem anderen Zustand derart in den Hintergrund gerückt, daß als mögliches politisches Handeln aufgrund der fehlenden historischen Perspektive letztlich nur spontaner voluntaristischer Aktivismus oder als Resultat des Scheiterns der Veränderungsversuche bzw. einer von vornherein als übermächtig begriffenen momentanen Gesellschaft resignativer Reformismus entsteht.

In den bisherigen Konzeptionen Politischer Bildung steht dem ideologischen Funktionsverlust von Geschichtsunterricht keine Disfunktionalität von Politischer Bildung gegenüber. Der Angriff auf bisher betriebenen Geschichtsunterricht erweist sich dann als Scheinangriff, wenn die „Verdrängung der Geschichte aus der Schule“ nichts anderes erbringt als eine unhistorische Sozialkunde, die in ihrem Selbstverständnis die Möglichkeiten eines geschichtlichen Unterrichts vordergründig am bisherigen Geschichtsunterricht mißt, ohne selber objektiv disfunktional zu sein. Politische Bildung bleibt so lange Sozialkunde und damit affirmative Gegenwartskunde, wie nicht Geschichte in sie aufgenommen ist. Eine thesenhafte Zielbestimmung Politischer Bildung hat folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen:

64 Schmiederer, S. 86/87.

65 Schmiederer, S. 82 ff.; vgl. demgegenüber zum Begriff des „objektiv Möglichen“ O. Negt, *Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen*, 6., völlig neu bearbeitete Neuauflage, Frankfurt 1971, S. 85 ff.

1. Ansatzpunkt ist immer das subjektive Interesse des Adressaten; jedes andere Vorgehen zielt vorab am Schüler vorbei. Dies bedeutet: Die Problematisierung des individuellen Erlebens- und Handlungsbereichs ist unaufgebbare Voraussetzung für die Vermittlung und für die Erkenntnis des objektiven Interesses.
2. Die subjektive Interessenlage des Schülers ist determiniert durch die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen. Dies fordert die Analyse der gesellschaftlichen Struktur.
3. Das subjektive Interesse wird auf das kollektive Interesse zurückgeführt, das sich aus der objektiven gesellschaftlichen Konstellation ergibt. Dies bedeutet die dialektische Schließung des Theorie-Praxis-Verhältnisses, da die kollektive Lösungsmöglichkeit die individuelle Vereinzelung in geschichtlich ableitbarer Handlungsmöglichkeit aufhebt.

Die Analyse der objektiven Bedingungen ergibt nicht nur die Perspektive kollektiven Handelns, sondern auch die Erkenntnis derjenigen Systemfaktoren, welche die Realisierung dieser Möglichkeit augenblicklich verhindern und, dem Subjekt als übermächtige Barrieren erscheinend, Handeln blockieren. In dieser Spannung muß für den Schüler erkennbar werden, welche je und je konkrete Handlungsmöglichkeit im Kontext des zu verwirklichenden kollektiven Interesses gefordert und realisierbar ist. Somit ergibt sich als Notwendigkeit eine über intellektuelles Vermögen hinausgehende Verhaltensstrategie, die die subjektive Verhaltensmöglichkeit des einzelnen, die in seiner objektiven Lage festgemacht ist (Sozialisation), mit dem kollektiven Interesse als Strategie politischer Veränderungen vermittelt.

Eine solche Konzeption Politischer Bildung, für die Vorarbeiten bereits geleistet sind, ist nur ableitbar aus historischer Analyse und aus der Einbettung der Gegenwart in den historischen Prozeß. Notwendig dabei ist jedoch, den Prozeß nicht als nur irgendwie geartete Veränderungsbewegungen zu bezeichnen⁶⁶, da sonst die Richtung der Veränderung und Veränderbarkeit verlorengelht oder schließlich von in der Gesellschaft vorfindbaren Ideologien und Normen bestimmt wird. Ziele Politischer Bildung lassen sich nur ableiten aus einem Verständnis von Geschichte, das Geschichte als Prozeß mit Tendenzcharakter begreift, der in der Gegenwart die Möglichkeit qualitativer geschichtlicher Veränderungen eröffnet. Die Qualität einer Veränderung in der Gegenwart kann wiederum nur am konkreten geschichtlichen Prozeß gemessen werden. Thesenhaft kann die Inhaltlichkeit des Prozesses wie folgt beschrieben werden: Bedürfnisse entwickeln sich in Geschichte aufgrund der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur durch Arbeit. Die daraus resultierende Steigerung der Produktivkräfte und in der Folge der Stand der Produktivkräfte bestimmen den Grad der möglichen Bedürfnisbefriedigung. Die je-

⁶⁶ wie etwa W. Gottschalch, *Soziologie der Politischen Bildung*, Frankfurt 1970, S. 163.

weilige historische Gesellschaftsordnung als Entsprechung des historisch jeweils erreichten Standes der Produktivkräfte bestimmt den Grad der Sättigung der Bedürfnisse, d. h. konkret die Verteilung der Waren und Kulturgüter innerhalb dieser Gesellschaft. Die mit einem Stand der Produktivkräfte korrespondierenden ökonomischen Verhältnisse bestimmen die konkrete Inhaltlichkeit von Herrschaft, die sich legitimieren und durchsetzen kann, solange sie die Steigerung der Produktivkräfte ermöglicht und anstrebt. Geschichte zeigt, daß die Träger der Steigerung der Produktivkräfte zum einen die Produktionsweise bestimmen müssen, zum anderen politische Macht anstreben und durchsetzen, wenn die jeweilige Herrschaftsorganisation die neue Produktionsweise einschränkt oder verhindert. Mit der Entwicklung der Produktivkräfte ist konkret verbunden ein fortschreitender Stand sozialer Gesittung, der sich in Überbauphänomenen der jeweiligen Gesellschaftsordnung findet und hinter dessen Anspruch ebensowenig zurückgefallen werden kann wie hinter den Stand der erreichten Produktivkräfte⁶⁷.

Dieser Inhalt des geschichtlichen Prozesses qualifiziert den Veränderungsgedanken derart, daß politisches Verhalten gegen affirmative Ideologien abgesichert ist. Das bedeutet für eine Politische Bildung, die den Anspruch, nicht affirmativ zu sein, erhebt, den notwendigen Rückgriff auf Geschichte als einen inhaltlich bestimmten Prozeß. Didaktische Folgerungen aus den hier aufgezeigten theoretischen Überlegungen für den schulischen Bereich sind u. a.: Die Auswahl geschichtlicher Inhalte hat sich nach den ausgeführten Inhaltsbestimmungen von Geschichte zu richten, was heißt, sie müssen Intentionen wie Solidarität, Interessenlage, kollektivem Handeln, objektiven Bedingungen, subjektivem Unvermögen, Bedürfnissen usw. entsprechen. Diese Intentionen konkretisieren sich in der Analyse der *res gestae* und nicht der *res gerendae*: im Feld der *res gestae*, d. h. der abgeschlossenen politischen Vorgänge wird die Analyse politischer Realität und politischen Handelns nicht wie bei der sozialkundlichen Fallanalyse im Moment der Entscheidung der politisch handelnden Subjekte und Kollektive abgeschnitten, sondern über die Entscheidung hinaus in ihrer konkreten Ausformung und Auswirkung verfolgt. Die *res gerendae* bestimmen sich aus den *res gestae*. Wird im Vermittlungsprozeß dieser Theorie von den *res gestae* abstrahierend abgehoben, dann wird die inhaltliche Zielbestimmung der *res gerendae* durch den bloßen Glauben an die subjektive Machbarkeit ersetzt.

Der „Rückgriff“ auf Geschichte ergibt somit die einzige Legitimation einer Politischen Bildung, die sich nicht affirmativ, sondern als dem System disfunktionale Strategie der Veränderung begreift.

67 „Der einmal erarbeitete, von der Gesellschaft mühevoll ausgeformte Begriff möglicher Gesittung bleibt, auch in der Verdüsterung der Geschichte. Er kann gezeugnet, nicht gelöscht, versehrt, nicht vertilgt werden“ (W. Hofmann, Gesellschaftslehre als Ordnungsmacht. Die Werturteilsfrage — heute, Berlin 1961, S. 40 (vgl. allgemein ebenda das Kapitel A IV „Die Geschichtlichkeit der Wertmaßstäbe“, S. 30 ff.).

Claus Leggewie

Geschichte in Schul- und Sachwörterbüchern

A. Schulbücher

Schulbuchanalysen sind zwar immer noch recht selten und verstreut, doch werden aufgrund des wachsenden Unbehagens der Konsumenten der Bildungsindustrie die Stimmen lauter, die die angebotenen „Unterrichtswerke“ nicht mehr ohne Kritik hinnehmen wollen. Die Kritik, die zu Schul(geschichts)büchern geäußert wurde, ist durchweg punktuell gemeint, d. h. sie bezieht sich auf begrenzte Zeitabschnitte der vorgegebenen Chronologie in der Schulgeschichtsbüchern, und fachspezifisch, d. h. sie stellt fest, inwieweit die wissenschaftliche Produktion rezipiert ist. Nur vereinzelt hat es außerdem Überlegungen zu der methodisch-didaktischen Problematik der Schulgeschichtsbücher gegeben.

Diese Analysen mit vorgegebenem Bezugsrahmen führten oft dazu, den eigenen Gegenstand zu überschätzen und die Frage nach der Funktion eines (historischen) Lehrbuches schlechthin nicht zu beantworten. Viel genereller muß nämlich die Fragestellung lauten, wie der Umsetzungsprozeß geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse in ein aktuelles und unterschwellig wirksames „Geschichtsbild“ vor sich geht; dessen Medium ist unter anderem das Schulgeschichtsbuch. Konkret heißt dies zu fragen, auf welche Weise, mit welchen Begriffen und Prämissen und mit welchem Themenkatalog Historie im Rahmen einer sich modernisierenden und staatlich reglementierten Ausbildung Jugendlicher von Bedeutung ist und welchen Rang sie in deren Bewußtsein einnimmt¹.

1 Die vorliegenden Schulgeschichtsbücher erlauben keine exakt quantifizierende Analyse. Ihre Auswahl aus einem in Nordrhein-Westfalen erhältlichen Angebot auf dem Markt war eher zufällig, wenn auch nicht willkürlich. Maßstab war eine relative Repräsentativität hinsichtlich Schultyp, Aufmachung (modern—alt; reines Geschichtsbuch — Sozialkundebuch mit historischen Elementen) und Präsentation (Geschichtserzählung, Arbeitsbuch usw.). Eine Vergrößerung der Auswahl erwies sich nicht als notwendig, insofern Angleichungen bis in einzelne Formulierungen vorliegen.

Hauptschule:

Erkunden und Erkennen. Geschichte 3. Hermann Schroedel Verlag, Hannover 1969 (182 S., kart., 10,40 DM). — zit. Schroedel)

Geschichte für die Hauptschule. 7. Schuljahr. Ausgabe für Nordrhein-Westfalen. Ludwig Auer Verlag, Donauwörth 1971

— zit. (Auer)

- Heumann, Hans:** Mensch und Gemeinschaft in Geschichte und Gegenwart. Längsschnitte unter besonderer Berücksichtigung der letzten 150 Jahre. Hirschgraben-Verlag, Frankfurt/M. 1970 (102 S., kart., 6,80 DM). — zit. (Hirsch I)
- Unser Weg durch die Geschichte. Ausgabe für Nordrhein-Westfalen 4. Hirschgraben Verlag, Frankfurt/M. 1971 (201 S., geb., 10,80 DM). — zit. (Hirsch II)
- Ebeling u. Birkenfeld:** Die Reise in die Vergangenheit. Bd. 1. Georg Westermann Verlag, Braunschweig 1970 (151 S., kart., 6,80 DM). — zit. (West.)
- Berufsschule:**
- Krautkramer u. Radbruch:** Wandel der Welt. Gehlen Verlag, Bad Homburg 1971 (277 S., kart., 10,20 DM). — zit. (Gehlen I)
- Aretz, Wilhelm:** Am Fließband der Zeit. Girardet-Verlag, Essen 1964 (262 S., kart., 14,80 DM). — zit. (Girardet)
- Sattler, W., und H. J. Störig:** Wirtschaften heißt Entscheiden. Diesterweg und Oldenbourg Verlag, Frankfurt/M. und München 1970 (143 S., Ln., 7,80 DM). — zit. (Diest. VI)
- Baumann, Herbert:** Politische Gemeinschaftskunde. Verlag H. Stam, Köln 1971 (319 S., Ln., 9,60 DM). — zit. (Stam)
- Realschule:**
- Roeder-Knorr, Herlinde:** Zeiten und Menschen. Geschichtserzählungen. Schöningh/Schroedel, Paderborn o. J. (95 S., kart., 4,— DM). — zit. (Schöningh)
- Koselleck, Arno (Hrsg.):** Geschichte für Realschulen. Bd. 1/2 und 3/4. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M., Berlin, München 1967 (Bd. 1/2: 160 S., Ln., 7,80 DM; Bd. 3/4: 299 S., Ln., 10,80 DM). — zit. (Diest. I)
- Gymnasium:**
- Grundzüge der Geschichte. Bd. 4 (Mittelstufe). Diesterweg Verlag, Frankfurt/M. 1968 (205 S., br., 7,20 DM). — zit. (Diest. II)
- Grundzüge der Geschichte. Ausgabe B (Oberstufe). Diesterweg Verlag, Frankfurt/M. 1969 (366 S., Ln., 14,80 DM). — zit. (Diest. III)
- Grundriß der Geschichte. Ausgabe B, Bd. III. Klett Verlag, Stuttgart 1970 (263 S., Ln., 11,50 DM). — zit. (Kl. II)
- Hilgenberg, Heribert u. a.:** Unsere Geschichte, unsere Welt. Bd. 1: Von den Anfängen bis Bernh. v. Clairvaux; Bd. 2: Von Barbarossa bis zur Revolution 1848/49; Bd. 3: Von Napoleon III. bis zur Gegenwart. München, Bayrischer Schulbuchverlag 1967, 1969 u. 1969 (Bd. 1: 319 S., kart., 10,80 DM; Bd. 2: 311 S., kart., 10,80 DM; Bd. 3: 329 S., kart., 10,80 DM). — zit. (BSV)
- Sozialkundebücher:**
- Buchner, Rolf, Franz W. Seidler und Hermann Schmidt:** Einigkeit in Recht und Freiheit. Ein Lehrbuch für Gemeinschaftskunde. (Für Hauptschulen). Verlagsgesellschaft Rudolf Müller, Köln 1969 (169 S., kart., 8,20 DM). — zit. (Müller)
- Beckert, Heinz:** Staatsbürger von morgen. (Für Hauptschulen). Verlag Gehlen, Bad Homburg 1971 (256 S., kart., 7,20 DM). — zit. (Gehlen II)
- Frede, Günther, und Karl Kollnig:** Freiheit und Verantwortung. Klett Verlag, Stuttgart 1971 (176 S., kart., 9,— DM). — zit. (Kl. I)
- Wimmer, Manfred, und K. Hartwig:** Gesellschaft und Wirtschaft. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M. 1971 (282 S., Ln., 12,80 DM). — zit. (Diest. IV)
- Ritscher, Hans (Hrsg.):** Welt der Politik. Diesterweg, Frankfurt/M. 1971 (292 S., Ln., 11,80 DM). — zit. (Diest. V)

I. Das Problem: Verwertung und Popularisierung von Wissenschaft

Das Bild von Produktion und Konsum von Geschichte als Wissenschaft ist nicht unangemessen. Das „Geschichtsbild“ unterliegt nämlich ebenfalls den strukturellen Folgen des Warenverkehrs; unter seinem Einfluß entsprechen der herrschenden Warenform verdinglichte Denkgewohnheiten. Diese sind gerade in ihrem historischen Bereich, dessen Bedeutung seit dem 19. Jahrhundert ständig sinkt, nur schwer durchschaubar. Gesellschaftliche Bewußtseinsvorgänge sind außerordentlich komplex, und sicher ist nur, daß Geschichtsauffassungen nach wie vor einen konstitutiven Anteil an ihnen ausmachen.

Veränderungen der Bewußtseinsstruktur können jedoch nur erreicht werden, wenn der Vorgang der Sedimentierung des wissenschaftlich oder auf andere Weise (Sozialisation, Medien) gesteuerten Informationsflusses über die kollektive Vergangenheit erkannt wird, um so den wirklichen Stellenwert der Geschichte für die menschliche Praxis abschätzen zu können. Gerade weil die „merkwürdige Tatsache“ gilt, „daß die Menschen im allgemeinen ihre Gegenwart wie naiv erleben“^{1a}, d. h. sich ihrer kollektiven Vergangenheit kaum bewußt sind, ist zu erklären, wie eigentlich die kausale Abhängigkeit von geschriebener Geschichte und ihrem „Verfall“ in pseudowissenschaftliche Theoreme zu erfassen ist. Georg Lukács hat dies am Beispiel des Einflusses philosophischer Werke (Nietzsches) auf die Weltanschauungszusammenhänge des späten 19. Jahrhundert zu verdeutlichen versucht:

„Man muß Nietzsche selbst keineswegs gelesen haben, man braucht vom Dionysischen, von der Wiederkehr des Gleichen nichts zu wissen und kann aus solchen Vermittlungen trotzdem ein gutes Gewissen dafür bekommen, sich etwa seiner Frau, seinen Untergebenen gegenüber wie ein ‚Übermensch‘ zu verhalten. All dies weist nun eindeutig darauf hin, daß dieser Popularisierungsprozeß stets jene Momente erfaßt, die auf einer konkreten Stufe der historischen Entwicklung für eine gesellschaftlich einflußreiche Strömung bedeutsam werden.“²

Vermittlungsinstanz, die das „gesellschaftlich spontane Popularisieren“ ermöglicht, ist in diesem Prozeß eine spezifische Form der Sekundärliteratur; zu ihr dürfen Schulgeschichtsbücher an hervorragender Stelle gezählt werden. Mangel vieler vorliegender Schulgeschichtsbücher-Analysen ist, daß sie neben der zumeist zutreffenden Detailkritik den Kontext von Bildungssystem und Gesellschaft sowie die Bedeutung der Wissenschaft für die bestehenden Verhältnisse außer acht lassen. Dieser Kontext soll hier ansatzweise verdeutlicht werden; wegen des begrenzten Raumes kann jedoch zunächst nur der äußere Rahmen, in dem sich Schulgeschichtsbuch-Produktion abspielt, umrissen werden. Dazu gehören: 1. das Verhältnis von Schule und Gesellschaft, 2. die Dimensionen Politischer Bildung, 3. der Schul-

1a Sigmund Freud, *Die Zukunft einer Illusion*, Frankfurt 1967, S. 851.

2 Georg Lukács, *Von Nietzsche zu Hitler*, Vorwort 1966, Frankfurt 1966 S. 8.

buchmarkt (Autoren, Verlage, Käufer), 4. die Verwertung von Schulgeschichtsbüchern im Unterricht, 5. die gesellschaftlich notwendigen Inhalte von Schulgeschichtsbüchern.

II. Der Kontext: Schule und Gesellschaft

„Zwar ist das Bildungswesen bedingt durch die Gesellschaft, aber andererseits wirkt auch ohne Zweifel die Erziehung auf die Gesellschaft zurück; zwar repräsentiert das Schulsystem die gesellschaftliche Ordnung mit ihren Autoritäts- und Herrschaftsverhältnissen, aber es reproduziert diese zugleich, wenn auch in einer etwas veränderten Form.“³

Schule gehört zu den Sozialisationsagenturen, die die für die jeweilige Gesellschaft notwendigen Kenntnisse vermittelt und die Verinnerlichung der geltenden Normen herbeiführt. Als sozio-kulturelles „Erbe“ gehören historische Elemente in den Kanon gesellschaftlich notwendigen Wissens; dabei ist vor allem die sog. „Zeitgeschichte“ relevant. Vielleicht wichtiger sind noch die an keine bestimmte Epoche gebundenen Grundbegriffe aus dem Methodenfundus der Geschichtswissenschaft; im Schulgeschichtsbuch wirken diese besonders in der Personalisierung gesellschaftlicher Prozesse, die zudem meistens von moralischer Warte aus analysiert werden. Tradierung gültiger Normen und Wertvorstellungen geschieht natürlich auch und gerade mit Hilfe „historischer Syndrome“, die mit der Beschwörung „gewachsener“ Zustände notwendig konservative Funktion haben. Mit der Integration des Geschichtsunterrichts in die „Gemeinschaftskunde“ an Gymnasien und in ähnlicher Form auch in anderen Schultypen bleibt er im Rahmen der gegenwärtigen Pädagogik aktuell.

Eine Schulgeschichtsbuch-Analyse muß von der Ambivalenz Politischer Bildung ausgehen, wie sie von K. H. Tjaden beschrieben worden ist⁴. Sie beinhaltet einerseits kritische Elemente, die auch in den neueren Schulbüchern (nach 1968) bereits wirksam werden; die Grundannahme, daß die bestehende Gesellschaft zwar nicht mehr die „beste der Welt“, aber immerhin noch das geringste Übel sei, wird aber auch in diesem Ansatz nirgends in Frage gestellt. Kritische Elemente in Lehrbüchern, die schon emphatisch begrüßt worden sind, haben niemals emanzipatorische Funktion, sondern wiederum systemstabilisierende, da das herrschende soziale Arrangement nicht transzendiert wird. Kritik ist auch bei Autoren wie Wolfgang Hilligen, die als vorbildlich gelobt werden, an „Konstruktivität“ gebunden (s. u.). In den Schulgeschichtsbüchern kommt Politische Bildung ehemals fast ausschließlich in ihrer affirmativen Funktion zur Geltung. Der Grund dafür ist nicht nur in den Intentionen ihrer Autoren zu suchen, die das Schreiben von Lehrbüchern noch mit missionarischem Eifer verbinden. Hinzu kommt nämlich der hohe Grad von

3 Rolf Schmiederer, Zur Kritik der Politischen Bildung, Frankfurt 1971, S. 10.

4 K. H. Tjaden, Politische Bildung als Affirmation und Kritik, in: Das Argument, Nr. 40, 8. Jg., 1966, S. 361—385.

„Definitheit“, in dem Schulgeschichtsbücher sprachlich gehalten sind. Information und pure Indoktrination vermischen sich gemäß der sprachlogischen Einsicht, daß sich Wertaussagen und Handlungsweisen der gleichen grammatikalischen Formen bedienen wie deskriptive Aussagen.

III. Das Verfahren: „Objektivität“ und Normativität

H. Rumpf hat für Deutsch- und Geschichtslehrbücher, von denen traditionell die stärksten „gesinnungsbildenden“ Wirkungen ausgehen, an Beispielen nachgewiesen, daß die benutzten Adjektive, die syntaktische Struktur und der dauernde Gebrauch von indikativen Formen (an Stelle von Formen der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Offenheit) dazu angetan sind, das niedergeschriebene Wissen wie einen gedruckten Lehrervortrag als endgültig und unüberholbar vorzutauschen⁵.

Im Vergleich zu früheren Schulgeschichtsbüchern sind die neueren trotz fortbestehender Verzerrungen und anhaltender Wertungsfreudigkeit relativ objektiver geworden. „Objektivität“, einer der Maßstäbe, den Gutachter nach ministerieller Verordnung an Schulgeschichtsbücher legen sollen, streben die Autoren vor allem mit der genaueren Rezeption der wissenschaftlichen Literatur an. Entscheidend ist aber der Spielraum, den Lernziele, die das entscheidende Kriterium des Unterrichts sind, darüber hinaus haben.

Dies zeigt ein Rückblick auf die Geschichte der Geschichtsbücher. Eine direkte Verbindung von Geschichte und Propaganda unter besonderer Betonung ihres voluntaristischen Impulses findet sich dort, wo sich Geschichte und Geschichtsschreibung in voller Übereinstimmung befanden, also in der orthodox-borussischen und nationalsozialistischen Historiographie. Schulbücher wurden zu „gedruckten Siegesalleen“ (Maurenbrecher). Die preußische Schulpolitik (vgl. den „Allerhöchsten Erlaß“ Wilhelms II. vom 1. Mai 1899) verankerte neben der „Einführung in die Sieger“ (W. Benjamin) die direkte Frontstellung der Schulhistorie gegen die revolutionäre Sozialdemokratie, allgemeiner: gegen die konsequente Demokratisierung der Gesellschaft.

Später verdammt Pazifisten die Schulgeschichtsbücher als mitauslösende Momente der beiden Weltkriege: Gustav Landauer und Anatole France forderten ihre Verbrennung und Abschaffung, Bertrand Russell bezeichnete sie als Hauptquellen von Nationalismus und Chauvinismus — unter Verkennung ihres Substrats. Die uneingeschränkte Indienstnahme des Schulgeschichtsbuchs durch nationalsozialistische Autoren für die Verbreitung biologischer Theoreme und des Germanozentrismus führt nur die mit Lehrmitteln verbundenen Möglichkeiten zu einem konsequenten Ende⁶. Das nationalsozialisti-

5 H. Rumpf, Schulwissen, in: Neue Sammlung, 1968, S. 56—74.

6 vgl. H. Ebeling, Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichtes, Hannover 1965, S. 19 ff.; O. Anweiler, Das Schulgeschichtsbuch als Spiegel der gesellschaftspolitischen Entwicklung, in: Päd. Rundschau, 1965, S. 455 bis 464.

sche Schulgeschichtsbuch dringt in den Freiraum ein, den die Staatsbürgerkunde der Weimarer Republik mit der Übermittlung eines rein formalen Institutionenwissens und gedeckt durch die offizielle Taktik des Verschweigens brisanter Probleme (vgl. die entsprechenden Richtlinien von 1922 und die Denkschrift von S. Kawerau) eröffnet hatte. Dieselbe Tendenz, lediglich „ideologische Auswüchse“ des schlechten Vergangenen zu beseitigen, zeigte sich nach dem 2. Weltkrieg (z. B. auf den Tagungen deutscher und französischer Geschichtslehrer 1950—53 und in den Thesen H. Heimpels zu einer „streitfreien“ Schulbuchideologie). Mißt man Politische Bildung hier nicht an ihren abstrakten Postulaten, sondern an ihren tatsächlichen Erfolgen, zeigt sich, daß sie weder in der Lage war, vor 1930/33 das antifaschistische Potential zu verstärken noch nach 1945 die Demokratisierung dieser Gesellschaft effektiv zu betreiben. Im Gegenteil gelang es ihr nicht einmal, rechtsradikale und neofaschistische Exzesse wie die sog. „Hakenkreuzschmierereien“ der späten 1950er Jahre zu verhindern; auf Ereignisse wie diese reagiert politische Bildung immer nur defensiv, damals mit der Verstärkung des zeitgeschichtlichen Unterrichts.

Schulgeschichtsbücher sind niemals mehr als „Ausdruck des herrschenden Zeitgeistes“ und „Instrument geistiger Führung und Verführung“⁷ gewesen, immer Abbild des Vorhandenen und niemals Projektion möglicher Entwürfe, erst recht nicht im Geschichtsbuch. Von diesen ist ganz im Gegenteil zu sagen, daß sie sich nicht selten nicht einmal „auf der Höhe der Zeit“ befinden, d. h. sie konservieren noch die Geschichtsvorstellungen der jeweils vorhergehenden Epoche. Dies gilt nicht nur für die Nachwirkungen des „heroischen Geschichtsbildes“ der Wilhelminischen Ära in der Weimarer Republik, sondern auch für die Gegenwart. M. Broszat stellte noch 1957 in Schulgeschichtsbüchern Tendenzen bewußter Apologie des Nationalsozialismus fest, zumindest aber die verbreitete Unsicherheit des Urteils, die auch heute noch vorherrscht (s. u.)⁸.

Schulgeschichtsbücher sind also oft auch nach den Standards einer immanenten Kritik mit ihrem Erscheinen veraltet:

„Während im Bereich der Theorie und Theorienbildung neue Aspekte ... ‚entdeckt‘ werden, verharrt die praxisnahe Literatur. Die Stagnation kann auch dadurch nicht verschleiert werden, daß sich Autoren, Editoren und Verleger buchmethodische Neuerungen, sofern wenigstens dies, einfallen lassen. Besonders kraß wird sie spürbar, wo Schulbücher und andere Lernbeihilfe seit Jahr und Tag in unveränderten Auflagen nachgedruckt werden ...“⁹.

7 Anweiler, a.a.O., S. 455.

8 Aufgaben und Probleme des zeitgeschichtlichen Unterrichts, **GWU** (1957), S. 529 ff. Vgl. die Erwartungen Fischers hinsichtlich einer sozialdemokratischen Ost- und Bildungspolitik, von der er sich anscheinend revolutionäre Änderungen erwartet (**npl** 1970).

9 K. G. Fischer, in: **npl** (1966), S. 405; weitere Literaturberichte desselben Autors zu Lehrbüchern zur Politischen Bildung in: **npl** 1959, S. 440 ff.; 1965, S. 33 ff.; 1969, S. 32 ff.; 1971, S. 73 ff.; vgl. dazu die Äußerung

Die Wiederaufnahme der Schulgeschichtsbuch-Revision nach dem Krieg, die Entnazifizierung mit den entsprechenden Schulverordnungen des Alliierten Kontrollrates und die Erfahrungen mit Schulbüchern alten Typs haben bei den meisten Autoren seit einigen Jahren die Absicht provoziert, nur noch „die Fakten sprechen zu lassen“¹⁰, wie es auch in den meisten Vorworten heißt. An normativen Elementen sollen demnach nur noch die Menschenrechtsforderung im Sinne von Art. 1 GG in Schulgeschichtsbüchern enthalten sein; ansonsten überlassen sich die Autoren der Faktizität des Geschichtsablaufes. Sie lassen dabei außer acht, daß sich zwischen den Zeilen um so mehr Vorurteile wiederfinden.

IV. Die Ausführung: Bildungsindustrie

In der neueren Lehrmittelforschung verstärkt sich deshalb der Trend zum sog. „Arbeitsbuch“, das Elemente des früheren Lernbuches (deskriptive Darstellung, Tabellen, Zeittafeln), der bisher zusätzlich verkauften Quellenhefte und der „Geschichtserzählungen“ verbindet und statistische Materialien aufnimmt. K. G. Fischer hat für den entsprechenden Buchmarkt seit den 1960er Jahren die Tendenz „in Richtung lexikalischer Handreichungen, Text- und Quellensammlungen“¹¹ festgestellt, womit sich auf bequeme Art ein Ausweg aus dem Dilemma unzureichender Inhaltsbestimmungen anbot.

V. Nitzschke, der eine der wenigen repräsentativen Schulgeschichtsbuch-Analysen anfertigte, fordert als Konsequenz seiner vernichtenden Resultate ebenfalls das reine Quellenheft bzw. die „problem-bewußte und präzise Darstellung“, die es jedoch auf dem Markt kaum gebe¹². Das traditionelle Lernbuch mit der chronologisch-dynamischen Aufreihung historischer facts ist vor allem im Sekundarbereich noch die Regel; angesichts des vorgeblich neuen didaktischen Prinzips des exemplarischen Lernens (umschrieben als „Inselbildung“ oder „Mut zur Lücke“) und durch die Weiterentwicklung der Lehrmittelforschung kann man allerdings den Tod des alten Schulgeschichtsbuches für die nächsten Jahre prophezeien. Welche Möglichkeiten zur Manipulation sich auch mit dem reinen Quellenheft ergeben, zeigt

des Verbandes der Schulbuchverlage: „Nein, das Schulbuch ist noch nicht tot, im Gegenteil! Wenn auch das Schulbuch wohl das älteste Unterrichtsmedium ist, so wurde es doch immer den jeweils aktuellen, modernen Erfordernissen in verschiedenster Form mit Erfolg angepaßt. Das wird auch in Zukunft der Fall sein.“ (Schulmanagement 2/1971)

10 R. Kiess, Zur Geschichtsbuchfrage, *GWU* (1961), S. 41 ff., hier S. 42; vgl. ferner H. Staudinger, Das geschichtliche Unterrichtswerk als didaktisch-methodisches Problem, *GWU* (1960), S. 273–84.

11 a.a.O. (1965), S. 57.

12 Zur Wirksamkeit politischer Bildung (Teil II), Schulgeschichtsbuch-Analyse, Max-Traeger-Stiftung, Forschungsberichte 4, Frankfurt 1966; berühmte „Ausnahmen“ sind: H. Hartwich u. a., Politik im 20. Jahrhundert, Braunschweig 1964 u. ö. Claessens/Klönne/Tschoepe, Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf 1965.

das Beispiel von Kl. I, wo Rosa Luxemburg mit einem Zitat direkt neben Ludwig Erhard für „Freiheit im politischen Raum“ plädieren darf.

Die Zeitgeschichte nimmt in fast allen Schulgeschichtsbüchern inzwischen einen großen Raum ein; das Ende des Geschichtsunterrichts, der mit Bismarck oder spätestens mit „Hitlers Machtergreifung“ abschloß, ist gekommen, obwohl sich das Argument, es fehle „uns oft bei der Betrachtung die nötige Distanz“ (Kl. II), immer wieder findet. Es sind dies die Relikte der offenen oder insgeheimen Vorbehalte gegen die Zeitgeschichte, die sich in der Geschichtsschreibung überall finden lassen. Deutlich wird,

„daß die Zurückhaltung in Fragen zeitgeschichtlicher Problematik in Wahrheit nicht Distanz von der ‚lärmenden‘ Gegenwart, sondern nur von der demokratisch-parlamentarischen Dimension unseres Zeitalters bedeutete“¹³.

Zu ergänzen ist, daß die Nicht-Beschäftigung mit dem Faschismus noch weniger Probleme aufwarf als seine Rechtfertigung und sich eine Vielzahl der Lehrer damit der in den Lehrplänen geforderten „Vergangenheitsbewältigung“ entzog.

Andererseits ist mit dieser Schwerpunktsverschiebung und der heute anzutreffenden Bereitschaft zur Beschäftigung mit der neuesten Geschichte das Eingeständnis gegeben, daß die traditionelle Schulhistorie Beschäftigung mit früheren Zeitstufen inzwischen für sinnlos hält. Diese hatten nur als Lernstoff eine Berechtigung. Der antiquarische Historismus alter Prägung schlägt in einen ebenso irrationalen Futurismus um¹⁴.

Das gleichberechtigte Angebot von Sozialkunde und Geschichte innerhalb des Faches „Gemeinschaftskunde“ kann zwar durchaus positive Akzente im Unterricht setzen, hat aber auch Alibifunktion. Indem man die an anderer Stelle verbreitete halbierte Rationalität einer unreflektierten empirischen Sozialforschung bereits für Auseinandersetzung mit der Gesellschaft hält, kommt man im eigenen Fach über das Postulat nach „Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften“ nicht hinaus.

Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen, erst recht eine explizite Politische Ökonomie, bleiben den Geschichtsdarstellungen fremd. Die Angewohnheit, eher politische Folgen als gesellschaftliche Ursachen zu untersuchen, bleibt ohne Irritation bestehen¹⁵. Die

13 K. Th. Schuon u. H. Wiedner, Politisch-soziologische Analyse historischer Kausalität und politische Bildung in der BRD, I, in: Blätter für deutsche und internationale Politik XIII (1968), S. 1290 ff., hier S. 1292.

14 vgl. K. Holl, Geschichtsunterricht für eine demokratische, zukunftsorientierte Gesellschaft, **GWU** (1970), S. 486—94.

15 vgl. Albert Mirgeler, Staat, Nation, industrielle Gesellschaft und die Geschichtswissenschaft, **GWU** 1968 (S. 21—36): „Die industrielle Gesellschaft als solche ist nicht das Thema der Geschichtswissenschaft, sondern der Soziologie“ (32).

äußere Form der Schulgeschichtsbücher zeigt schon, daß bis auf wenige Ausnahmen alter Wein in neuen Schläuchen angeboten wird.

V. Die Anwendung: Wirkung und Funktion des Schulbuches

Eine weitere Differenzierung des vorliegenden Schulgeschichtsbuch-Materials ergibt sich durch seine Verwendung in verschiedenen Schultypen; die technokratische Aufhebung der alten Dreigliederung hat die Schulgeschichtsbücher noch nicht erreicht.

Allgemeiner Konsensus besteht über die Annahme, daß Hauptschulbücher durchweg „schlechter“ seien als Gymnasialbücher, zumal sie wesentlich seltener analysiert worden sind. Tatsächlich wird in ihnen häufig aufgrund eines vorausgesetzten Intelligenzdefizits von vornherein eher das „Stimmungsbild“ einer Epoche als Information vermittelt (vgl. die angegebenen Hauptschulbücher, s. o.).

Historie wird „kindgemäß“ in eine krude Symbolik verpackt; die gebrauchten Bilder verselbständigen sich und sind nicht mehr rational zurückzuübersetzen. Geschichte als „Reise in die Vergangenheit“ (West.) ist eine Sammlung exotischer Kuriositäten, die vom Schleier des Geheimnisses umgeben sind. Als Grundlage eines durchaus realen Lebensprozesses ist sie nicht mehr erkennbar. W. Hofmann schrieb in einer Kurzanalyse:

„Die Wahl der Mittel geistiger Beeinflussung wird dabei um so bedenkenloser, je niedriger die Schulstufe der Jugendlichen, an die man sich wendet — gilt es doch vor allem, unsere Volksschüler, die ganz überwiegend den arbeitenden Schichten angehören, vermittels des Unterrichts für ihr ganzes weiteres Leben gegen klassenkämpferische Einflüsterungen gefeit zu machen¹⁶.“

Tatsächlich ist der Klassenkampf dort auch historisch nicht präsent; für die Lösung der „Sozialen Frage“ bietet sich vorweg der Staat als Vermittlungsinstitution an, christlich-partnerschaftliche Lösungen werden bevorzugt (Auer). Die Kategorie „Klassenbewußtsein“ kommt mangels soziologischer Grundlagen auch in ihrer historischen Entwicklung als Geschichte der Arbeiterbewegung nicht zum Vorschein. Es gilt die These von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“.

Daß hier mehr als nur Gespenster gesehen werden, beweist die Untersuchung des „Instituts für Sozialforschung“. Ergebnis der empirischen Analyse ist, daß je nach Schultyp auch ein klassenspezifisch differenziertes „Weltbild“ vermittelt wird: die Froschperspektive der Volks- und Hauptschulbücher und die Vogelschau der weiterführenden Schulen. In bezug auf den speziellen Gegenstand der Untersuchung, die „Entwicklungsländer“, ergibt sich folgende Dichotomie¹⁷:

¹⁶ W. Hofmann, Sozialkunde und Konformismus, in: Abschied vom Bürgertum, Frankfurt 1970, S. 38—43, hier S. 42.

¹⁷ K. Fohrbeck, A. J. Wiesand, R. Zahar, Heile Welt u. Dritte Welt, Medien und politischer Unterricht, Opladen 1971, bes. S. 23 ff.; vgl. dazu Spiegel 37/1971 und Frankfurter Rundschau 14. 9. 1971.

	„Froschperspektive“ (Hauptschule)	„Vogelschau“ (Gymnasium)
Perspektive:	Tourist	Unternehmer
Vermittlung:	Episoden	Führungswissen
Staat:	Fürsorgeinstitution	Schutzorgan von Wirtschaftsinteressen
Fortschritt:	Bewunderung technischer Erfolge	Erhöhung wirtschaft- lichen Wachstums und soziale Stabilität
Entwicklungsland:	als Land der unbegrenzten Möglichkeiten für den individuellen Aufstieg	als Markt
Zugang:	Identifikation mit dem „fremden Menschen“, Abenteuer	patriarchalische Grund- haltung, Pioniergeist

Die historischen Erfahrungen, die vermittelt werden, sind durch die spätere Position des jetzigen Schülers selektiert; sie antizipieren die Bedingungen des künftigen Arbeitsprozesses. Tendenzen zur Angleichung sind aber erkennbar; in zwei der analysierten Hauptschulbücher (Hirsch. II und III) sind die kritischen Fragen, die in den anderen Schulgeschichtsbüchern verschwiegen werden, bereits angerissen; nur in dem Nachwort Hilligens (in Hirsch. III) finden sich immerhin Formulierungen wie „Emanzipation statt Sozialtechnik“ und „Eindämmung der Elitenherrschaft“; gleichwohl ist auch dem Gebrauch „linker“ Topoi gegenüber eher Mißtrauen am Platz, da es der Bildungsindustrie anscheinend mühelos gelungen ist, auch „Konfliktmodelle“ reibungslos zu vermarkten.

Die Problematik der ansonsten als „APO-Bewegung“ deklarierten „rebellierenden Jugend“ gilt für Lehrlinge nicht; sie wird zugunsten der Idealisierung eines „jugendgemäßen Lebens“ ignoriert. Ihre Politisierung kommt nur unter negativen Vorzeichen mit der Hitler-Jugend zur Sprache. Wo Jugend sich anders organisierte, wie in der stereotyp behandelten Jugendbewegung der Zwischenkriegszeit, bleibt sie „Wandervogelbewegung“. Deren Vorbildlichkeit für die Gegenwart steht außer Zweifel: „Überall in Deutschland stehen heute schöne Jugendherbergen der wandernden Jugend zur Verfügung“ (Schroedel). Zur Forderung der Französischen Revolution nach Brüderlichkeit, die von der Arbeiterbewegung in den Solidaritätsappell umgemünzt wurde, heißt es: „Besser würde es Nächstenliebe heißen“ (Hirsch. I). Der zukünftige lohnabhängige Arbeiter wird in die Sphäre affirmativer Kultur eingeführt; seine Arbeitswelt ist der Ort seiner sittlichen Pflicht zur Arbeit. Soziologisch ist er auf die Wohltaten der Gesellschaft angewiesen, die dafür verantwortungsbewußte Partnerschaft von ihm erwartet. Der Buchtitel „Wirtschaften heißt Entscheiden“ (Diest. VI) gaukelt den von ökonomischen Entscheidungsprozessen Ausgeschlossenen Mitbestimmung und Kompetenz vor.

„Auf die Not des isolierten Individuums antwortet sie (die Kultur, C. L.) mit der allgemeinen Menschlichkeit, auf das leibliche Elend

mit der Schönheit der Seele, auf die äußere Knechtschaft mit der inneren Freiheit, auf den brutalen Egoismus mit dem Tugendreich zur Pflicht¹⁸.“

Ferner gilt für Haupt- und Berufsschulbücher das größere Angebot polytechnischen Wissens, das als „Kulturgeschichte“ o. ä. vermittelt wird, d. h. seinen idealistischen Gehalt niemals verliert.

Wirtschaftsgeschichte löst sich in Geschichte und Darstellung von Erfindungen (Dampfmaschine!) auf.

„Bekanntlich sind die Schüler dieser Schularten geneigt, den Wert eines Schulfaches ausschließlich nach der beruflichen Nützlichkeit zu beurteilen. Wo die engere Berufsverbindung fehlt, erlahmt das Interesse. Darum wurden die Verflechtungen des politischen Geschehens zur Kulturgeschichte, zum Werden und Sein in Gewerbe, Technik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kunst ... stark betont... Diese Verknüpfung mit dem heute noch Gegebenen ... will die jungen Menschen sinnfällig auf die geschichtlichen Gestaltungskräfte hinweisen und erkennen lassen, daß das Unterrichtsfach nicht ein beruflich uninteressantes Hobby rückwärtsgerichteter Geister ist.“ (Vorwort in Girardet)

„Wirtschaft“ hat besonders im Berufsschulbuch also einen besonderen Stellenwert; historisches Wissen wird entsprechend strukturiert. Schulbuchautoren sind von der „Arbeitsgruppe Schulbuchfragen“ der insgesamt 219 Arbeitskreise Schule/Wirtschaft, mit denen Unternehmer- und Industrieverbände verstärkt Einfluß auf die Bildungspolitik und -industrie nehmen, aufgefordert worden, „ihre Schulbuchbeiträge künftig verstärkt mit aktuellen Bezügen aus der Wirtschaft und Arbeitswelt auszustatten^{18a}“. Wie diese Bezüge aussehen sollen, ist den Zielen betrieblicher Bildungsarbeit zu entnehmen, die auch in historischer Dimension das harmonische Verhältnis von Kapital und Arbeit vortäuschen.

VI. Der Markt: Verleger, Bürokratie, Autoren, Konsumenten, Revisoren

Die Kriterien, nach denen ein Schulgeschichtsbuch begutachtet wird, sind zunächst formaler Natur; Verlage sind hinsichtlich Preis und Ausstattung an eine gewisse Grenze gebunden. Beides soll „nicht zu aufwendig sein“¹⁹. Eigenwerbung im Buch ist verboten, wird aber in Diest. IV und V doch betrieben. Die Preise schwanken zwischen 7 und 12 DM; Abweichungen nach oben und unten sind selten^{19a}. Schulgeschichtsbücher sind, sofern sie aus renommierten Verlagen

18 H. Marcuse, Über den affirmativen Charakter der Kultur, in: Kultur und Gesellschaft I, Frankfurt 1965, S. 66.

18a Arbeitskreis Nordrhein-Westfalen, Heft 7/1969.

19 vgl. Richtlinien für die Begutachtung von Schulgeschichtsbüchern im Lande NRW.

19a 1969 lagen 83,4 % der Schulgeschichtsbücher in der Preisgruppe bis 10,— DM; vgl. Buch und Buchhandel in Zahlen, hrsg. vom Börsenverein des Dt. Buchhandels 1970, S. 29.

kommen, Objekte mit hohen Gewinnerwartungen und niedrigen Selbstkosten (z. B. Autorenhonoreare). Sie werden kaum einmal abgelehnt (Gutachten sind anonym, Gründe für die Ablehnung sind selten inhaltlicher Natur); ein bestimmter Marktanteil steht ihnen automatisch zur Verfügung. In den meisten Bundesländern werden sie durch die Lernmittelfreiheit indirekt subventioniert (Nordrhein-Westfalen 1970 mit insgesamt etwa 170 Mill. DM = 68 DM pro Schüler)²⁰. Die negativen Auswirkungen der Lernmittelfreiheit in einigen Bundesländern, die dadurch entstehen, daß die Schulbücher im Eigentum der Schule verbleiben und jährlich „ausgeliehen“ werden, sollen mit einer Hygiene-Kampagne abgefangen werden, die jährliche Neuauflagen nahelegt²¹. Bisher schon sicherten sich die Schulgeschichtsbuch-Verlage den höchsten Neuauflagenanteil auf dem gesamten Buchmarkt (1969: 59,3 %; der durchschnittliche Anteil beträgt nur 16,4 %, für sonstige Geschichtsliteratur nur 6,4 %)²². Damit können teilweise hohe Anlaufkosten überwunden werden. Schulgeschichtsbücher wie das „Geschichtliche Unterrichtswerk“ von Klett (8. Aufl. 1968) und das „Seydlitz“-Erdkundebuch hatten bei Schülergenerationen einen legendären Ruf.

Auch die vorliegenden Schulgeschichtsbücher haben teilweise hohe Auflagen: der „Grundriß der Geschichte“ von Klett hatte 1970 die 6. Auflage, Kl. I ebenfalls, Hirsch. I erreichte 1970 5 Auflagen. Die höchste Zahl hat „Staatsbürger von morgen“ aus dem Gehlen-Verlag mit 46 Auflagen. Das Gutachterverfahren ist zuletzt sowohl von Verlagen als auch von der GEW als verfassungswidrig kritisiert worden; danach handele es sich bei Schulgeschichtsbüchern um „eigenständige geistige Leistungen“, die nach Art. 5 GG vor jeglicher Zensur geschützt seien; die GEW fordert anstelle der ministeriellen Kontrolle einen unabhängigen Ausschuß, der Empfehlungen aussprechen kann. Daß die Gutachterkompetenz nicht besonders ernst genommen wird, zeigt eine Aussage des rheinland-pfälzischen Kultusministers Vogel in einer Fernsehsendung, wonach es nicht die Aufgabe eines Ministers sein könne, haarsträubende Verzerrungen zu berichtigen, da er keine Zensur ausüben wolle²³. Nicht zuletzt diese Aufgabe eines ansonsten wahrgenommenen Kontrollauftrages zeigt die Stärke der Verlage, die innerhalb der Bildungsindustrie ihre Interessen durch den „Verband der Schulbuchverlage“ (Sitz Frankfurt) und das Frankfurter „Institut für Bildungsmedien“ vertreten und durchsetzen.

Von den Schulgeschichtsbüchern wird zunächst allgemein die

„Übereinstimmung mit den Lehrplanrichtlinien der jeweiligen Schulform oder des jeweiligen Schultyps und unter Berücksichtigung der entsprechenden pädagogischen, fachlichen und didaktischen Grundsätze“²⁴

20 nach Fohrbeck u. a., a.a.O., S. 91.

21 vgl. Spiegel 38/1971.

22 Buch und Buchhandel, a.a.O., S. 13.

23 vgl. Frankfurter Rundschau 1. 7. 1971.

24 vgl. Richtlinien (s. o.).

gefordert. Dazu sollen „Forschungsstand“ und sachstrukturelle, lern-theoretische und stufenspezifische Anforderungen an das Schulgeschichtsbuch gestellt werden²⁵. Stoffauswahl und -anordnung erfolgen gemäß den Richtlinien der einzelnen Länder-Lehrpläne, die zum Teil eher politologisch, zum Teil historisch ausgerichtet sind²⁶.

Das Kriterium der „Stufengemäßheit“ reflektiert die Schwierigkeiten, Jugendliche über den Heimatkundeunterricht hinaus zum Geschichtsunterricht überhaupt noch zu motivieren. Die Unsicherheit dieses „Interesses an der Geschichte“ schlägt sich im praktischen Bereich und in den Schulgeschichtsbüchern nieder. Auf einer frühen Stufe (vgl. z. B. Schöningh) soll mit „Geschichtserzählungen“, also nicht-fiktiven Episoden, versucht werden, ohne unangemessene Rationalisierung und Intellektualisierung eine „kindgemäße“ Form der historischen Darstellung zu finden. Für viele Darstellungen dieses Genres gilt das in bezug auf den Heimatkundeunterricht Gesagte; ausgehend von ihrem wissenschaftstheoretischen Absolutheitsanspruch versucht die Heimatkunde, „Gemütsbildung“ zu betreiben. Wo inzwischen die ideologische Übertreibung des Heimatbegriffes aufgegeben wurde, wird jedoch immer noch die verhängnisvolle Personalisierung von Geschichte grundgelegt. Es geschieht dies mit einer Variante des überkommenen Verstehensprinzips:

„Was das Kind weiterhin mitbringt — man denke daran, daß es erst kurz vorher die Märchenwelt durchschritten hat —, ist eine starke Fähigkeit zum Miterleben und Nacherleben von Gestalten und Situationen, ein oft intensives Erfassen von Menschen und Lagen und ein phantasievollens Sichversenken in Figuren und Geschehnisse²⁷.“

Die Tendenz, dem Kind kausales Denken abzusprechen, wird im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung wirksam: „reflexionslose Hingabe“ (bei Jungen) und „gefühlbetontes Urteil“ (bei Mädchen!) werden als „kindgemäß“ konstatiert und konsequent ausgebaut. Wie später der Umschlag einer affektiven Geschichtsbetrachtung, die auf „existenzielle Betroffenheit“ u. ä. aus ist, zu rationaler Geschichtserkenntnis möglich werden soll, bleibt das Geheimnis dieser Pädagogik. Auf keinen Fall erfolgt es — wie in dem einzigen Standardwerk für Studienräte, „Aufgabe und Gestaltung“, angenommen wird — organisch mit der „Vorpupertät“!

25 vgl. Art. Schulbuch, in: Herder Lexikon Pädagogik, Freiburg 1971, Bd. 3, S. 495 f.

26 Wolfgang Mickel, Die Zeitgeschichte in den gymnasialen Lehrplänen für den politischen Unterricht, GWU (1971), S. 148—61.

27 Aufgabe und Gestaltung des Geschichtsunterrichtes, hrsg. von W. Kleinknecht u. W. Lohan, Frankfurt 1956 u. ö., S. 13.

Zur Kritik des Heimatkundeunterrichts vgl. W. D. Engelhardt, in: Beck-Schmidt, Schulreform oder der sogenannte Fortschritt, Frankfurt 1970, S. 132 ff.

Zur Psychologie des Geschichtsunterrichts vgl. ferner: H. Roth, Kind und Geschichte, München 1962 und W. Küppers, Zur Psychologie des Geschichtsunterrichts, Stuttgart/Bern 1961.

Eine inhaltliche Analyse von Schöningh entlarvt die Intentionen der Ideologie des Kindgemäßen. Vergangenheit wird relativ beschaulich eingeführt; Militärisches glänzt noch, und es herrscht eine fiktive abendländische Harmonie. Je näher die Gegenwart ins Blickfeld kommt, desto tragischer werden die geschilderten Menschenschicksale. Die negativen Gegenbilder zum Bestehenden werden in einem Kapitel zur „Vertreibung“ eingeführt: Rußland ist der „Feind“, und „wir sind verloren“. Die deutsche Expansion nach Osten wird folgendermaßen rationalisiert:

„... woher sollten die Bauern nun Neuland für ihre zweiten und weiteren Söhne gewinnen?“ (Ein Großvater) „suchte die Worte, und sie fielen langsam, wie Tränen, in die Nacht: Nach Ostland wollen wir reiten / nach Ostland wollen wir gehen / weit über die grünen Heiden / frisch über die Heiden / da wird es uns besser gehen. — Nicht traurig sein, Großvater!, sagte der Junge... Vielleicht wird alles wieder gut“.

Dieser Auszug spricht für sich. Im einzigen Kapitel zur Gegenwart heißt es von der DDR, sie sei „das große Gefängnis der sogenannten ‚DDR‘“. Menschen von dort kommen in die Freiheit; sie kriechen „wie die Ratten“ durch Kanäle nach Westen. Am Ende der Geschichte ist „alles wieder gut“.

Unter diesen Vorzeichen ist es auch später noch möglich, von der „einsamen Mutter am Prenzlauer Berg“ (Gehlen II) her das Problem der beiden deutschen Staaten zu behandeln. Die Forderung:

„die Prüfung von Geschichtsbüchern und Büchern für den politischen Unterricht verlangt vom Gutachter ein besonderes Maß an Verständnis für politische Zusammenhänge und besonderes Taktgefühl. Formulierungen und Darstellungen, die in religiöser und weltanschaulicher Hinsicht verletzen könnten, sind unzulässig. Toleranz und Achtung vor dem Andersdenkenden sollten den Grundton jedes und vor allem jedes geschichtlichen Schulbuches ausmachen²⁸“,

wirkt so als reine Dekoration. Von den weiteren inhaltlichen Bestimmungen zum Schulgeschichtsbuch, die fast ausschließlich auf die Zeitgeschichte und besonders auf den „Totalitarismus“ rekurrieren, soll später die Rede sein.

Die Schulbuchautoren sind meistens im „Schuldienst“ beschäftigt. Daß Vertreter der Universität selbst Schulgeschichtsbücher schreiben — wie der Freiburger Ordinarius A. Hillgruber oder der Berliner H. Herzfeld — ist eine Ausnahme. Der Schultyp, in dem ein Buch Verwendung finden soll, und Betätigungsfeld des Autors fallen jeweils zusammen. Eine kleinere Gruppe von Autoren ist inzwischen in den Kultusministerien und Schulverwaltungen beschäftigt.

Die heutige Generation der Autoren wurde zum größten Teil in den Kriegs- oder ersten Nachkriegsjahren wissenschaftlich ausgebildet. Spezifisch bildungsbürgerliche Traditionen, die durch den „Zusammenbruch“ und den „Ungeist“ ins Wanken geraten waren, verengten sich damals mit den Konstellationen des Kalten Krieges und

der Rekonstruktion des Kapitalismus in der BRD. Der „Pioniergeist“, der noch von dem aufrechten Willen zur Veränderung getragen war, erstarrte unter diesen Bedingungen und den Eindrücken eines nicht-analysierten Stalinismus zur bedingungslosen und „skeptisch“ genannten Affirmation bestehender Verhältnisse. Eine Geschichte hatte es zwar gegeben, doch nun gab es keine mehr. Eine mehr oder weniger offene Frontstellung gegen den Kommunismus und die irrationale Vorentscheidung für die „freiheitlich-rechtliche“ Demokratie sowie das Wiedervereinigungspostulat ist für die Schulgeschichtsbuch-Autoren bis heute bestimmend geblieben.

Fachspezifisch belastet sie die Hypothek ihrer bildungsbürgerlichen Trägergruppe, der die überwiegende Mehrzahl dieser homogenisierten Zunft entstammt. Diese schlägt sich in dem quietistischen Bewußtsein nieder, „in dem Staat und Herrschaft als nahezu unanfechtbare, von der Aura göttlicher Stiftung umgebene Größen“ erscheinen²⁹. Wie E. Kehr nachgewiesen hat, konnte die Geschichtswissenschaft niemals das Odium einer Oppositionswissenschaft (wie Teile der Soziologie) auf sich laden, da sie „seit der Mitte des 19. Jahrhunderts fast genau die politisch-soziale Situation widerspiegelt“³⁰. Historiographie ist so eng mit dem Bürgertum verknüpft, daß sie selbst an dessen Geschichte in allen Phasen bis hin zum Faschismus gekettet war. In diesem Zusammenhang ist es übrigens kaum verwunderlich, daß das Bürgertum im Schulgeschichtsbuch niemals einer soziologischen und historischen Selbstanalyse unterworfen wird. In der genannten Tradition stehen auch die Verlagshäuser, deren Leiter seit Jahren die gleichen geblieben sind und die mit ihrer kontinuierlichen Arbeit über Jahrzehnte hinweg renommieren³¹.

VII. Die Institutionen: Universität und Unterricht

Schulgeschichtsbücher sind Medien der Wissenschaft bei ihrem Übergang zur praktischen Pädagogik und Ausbildung. Sie vermitteln jeweils einen bestimmten Ausschnitt der Wissenschaftsproduktion; die massive Aufnahme von Wissenschaftsmaterie an der Universität muß von den Autoren in entsprechende Größenordnungen für die Schule umgesetzt werden. Vorgeblich „reine“ Wissenschaft, also systematische und gegliederte Information, muß für die Erziehung zu Verhaltensweisen operationalisiert werden; das historische „Faktum als solches“ wird normativ zum Lernziel, das für die „Bildung“ eines meistens jungen Menschen relevant sein soll. J. Rohlfes, einer der führenden Vertreter historischer Didaktik und stellvertretender Vorsitzender des „Verbandes der Geschichtslehrer“, hat diesen Prozeß wie folgt umschrieben:

29 H.-U. Wehler, *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Vorwort, Köln 1968, S. 10.

30 E. Kehr, *Neuere deutsche Geschichtsschreibung*, in: *Primat der Innenpolitik*, hrsg. v. H.-U. Wehler, Berlin 1965, S. 254.

31 vgl. G. Berndt/R. Strecker, *Polen — ein Schauer Märchen oder Gehirnwäsche für Generationen*, Reinbek 1971, S. 44.

„Wissenschaftlichkeit ist ein notwendiges, aber nicht das alleinige Kriterium des Unterrichts. — Was im Geschichtsunterricht geschieht, hat sich vor der Fachwissenschaft, den Erwartungen der Gesellschaft und den Bedürfnissen des lernenden Individuums auszuweisen. (...) — Neben dem kognitiven Bereich, dem das Hauptgewicht zukommt, dürfen auch die affektiv-emotionale und die pragmatische Dimension nicht vernachlässigt werden³².“

Ganz davon abgesehen, daß sich die Autonomie der „Fachwissenschaft“ historisch als Illusion erwiesen hat und diese — wie noch gezeigt wird — von vornherein und teilweise ganz massiv von „politischen“ Zielsetzungen beherrscht ist, ist damit aber der Spielraum benannt, bei dem politische Bildung in ihrer affirmativen Funktion stärker als bei der wissenschaftlichen Produktion selbst ansetzen kann: bei den „Erwartungen der Gesellschaft“ und besonders in den von Rohlfes sog. „affektiv-emotionalen“ Bewußtseinsstrukturen.

Konkrete Verwendung findet das Schulgeschichtsbuch naturgemäß im Unterricht. Die Verpflichtung des einzelnen Schülers auf die herrschenden Ideen erfolgt nicht zuletzt durch das vorherrschende Leistungsprinzip, das wiederum einer enzyklopädisch gemeinten Akkumulation von abstraktem Wissen verpflichtet ist.

Die betonte Wissensvermittlung unserer Lernschule beeinflusst auch den politischen Unterricht, so daß auch hier nur Bestand und Anerkennung findet, was als „gesichertes Wissensgut“, als Bildungswissen gelernt, abgefragt und geprüft werden kann. Politische Reflexion aber entzieht sich dem Prüfungs- und Abfragesystem der Schule³³.

In diesem Sinne ist auch die Äußerung von H. Rumpf zu verstehen:

„Schulbücher haben seit alters her die fatale Neigung, Probleme in Lehrstoff zu verwandeln, kritisches Nachdenken durch nur zur Kenntnis zu nehmendes Lernen, fix und fertige Wißbarkeiten in einem geschlossenen System an Stelle der unretuschierten Darstellung problematischer, ungeklärter, fragwürdiger Sachverhalte zu bieten. . . Die Liebe zum Leitbild ist erheblich größer als die Bereitschaft zu kritischer Analyse der Wirklichkeit³⁴.“

Die Phrase von der Geschichte als „Lehrmeisterin des Lebens“ wird in einem wahren Geschichtsquiz in den Schulgeschichtsbüchern realisiert, denen kaum zweifelhaft sein kann, daß Geschichte — als Zahlengerüst — tatsächlich „lernbar“ sei. In kaum einem der vorliegenden Bücher fehlen nachgeschobene oder fortlaufende Zeit tafeln, deren Prioritäten übrigens Aufschluß über die Prioritäten der gesamten Schulgeschichtsbücher-Historie geben. Es sind dies die traditionellen Haupt- und Staatsaktionen, in denen die Menschheit von Krieg zu Friedensschluß, von Katastrophe zu Staatsgründung,

³² Kategorien des Geschichtsunterrichts, *GWU* (1971), S. 474—94, hier S. 478.

³³ R. Schmiederer, Zur Problematik politischer Bildung in der Schule, in: *Argument* 40, 8. Jg., 1966, S. 386—405, hier S. 394.

³⁴ Wirtschaftslehre — Ökonomische Fragen im Unterricht, in: *Welt der Literatur*, Nr. 17 (1966).

von Bündnis zu Krise usw. sich weiter „entwickelt“. In den gerafften Überblicken, die als minimales Faktenwissen zur Reifeprüfung präsent sein sollen^{34a}, kommt jeweils nur der vordergründig dramatische Aspekt in seiner letzten Zuspitzung zum Vorschein. Bekräftigung der zu lernenden Chronologie sind die bekannten „Merke!“-Befehle am Schluß eines Kapitels, die heute etwas höflicher als „Wir merken uns“ oder „Fragen und Aufgaben“ formuliert werden und dabei auf eine Problematik verweisen können, die vorher durch die Faktizität des Gesagten verdrängt wurde. Meistens beinhalten sie aber Wiederholungsfragen, die Wissen testen, und Indoktrinationsfragen, die Haltungen überprüfen sollen. Als Beispiel seien genannt:

- (Girardet): „Aus welchen Überlegungen wird der deutsche Bundestag 1958 die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen bejaht haben(!)?“ (nachdem vorher von kommunistischer Aggression die Rede war).
 „Wo zeigte sich, daß die neutralistische Politik der Bündnisfreiheit nicht vor kommunistischen Angriffen schützt?“
 „Was hat der rechtswidrige Bau der Berliner Mauer gezeigt?“
- (Hirsch. I): Wie sorgt der Staat für die innere Sicherheit, für die Verteidigung?
 Warum geht es den Menschen in der Marktwirtschaft besser?
 Was heißt: man heiratet die Familie mit?
 Wie sah Karl Marx die Entwicklung der sozialen Verhältnisse?
 Wie haben sie sich . . . tatsächlich entwickelt?
- (Kl. III): Welche innenpolitische Gefahr bestand im November 1918? Nehmen Sie Stellung zu der Überschrift des Kapitels:
 In Rußland gibt es keine Arbeitslosigkeit!
- (Kl. I): Inwiefern zeigt sich in diesen Zitaten a) die Zielstrebigkeit kommunistischer Politik, b) der Machtwille der Kommunistischen Partei, c) die Tendenz der kommunistischen Theoretiker, zu vereinfachen und zu schematisieren?
 Wie kann sich die „freie Welt“ vor dem Kommunismus schützen?
- (Gehlen II): Ist unter diesen Umständen eine echte Koexistenz beider Systeme denkbar?
 Mao Tse-tung, Herr über 750 Millionen Chinesen . . . , Buddha und Dschingis Khan in einer Person, fühlt sich als Führer im Aufstand der gelben Massen. Er kommandiert mit eiserner Hand das willenlose „Heer der blauen Ameisen“.
- (Müller): Wenn in weiten Teilen der Welt Menschen hungern müssen, liegt es meistens daran, daß schlecht gewirtschaftet wird. In Holland leben fast dreimal soviel Menschen auf einem Quadratkilometer wie in Indien; trotzdem herrscht hier Wohlstand und dort Hungersnot.
 Durch die Vertreibung verloren die Deutschen ein Land, das ihre Vorfahren bereits Jahrhunderte vor der Entstehung Amerikas inne hatten.

34a vgl. H. Oehler, *Geschichtswissen und Geschichtsbild des Abiturienten*, in: R. Mielitz (Hrsg.), *Das Lehren der Geschichte*, Göttingen 1969, S. 46—55. „Es gibt ausgeprägte Positivisten, die mit einer riesigen Fülle von Zahlen aufwarten können. (. . .) Danach bezieht sich das Können dieses Schülertyps auf die Kaiserzahlen und die wichtigsten Kriege“ (53).

Trotz aller Beteuerungen von „friedlicher Koexistenz“ möchte der Kommunismus seine Lehre über die ganze Welt ausdehnen. Seine Mittel hierzu sind skrupellos: Spionage, Sabotage, Attentate, Unterwanderung von Verbänden, Verleumdung politischer Persönlichkeiten, Falschmeldungen in Zeitungen usw.

An diesen Beispielen läßt sich der Grad der Affirmation ermes sen, mit welchem Schulgeschichtsbücher ausgestattet sind; die Merksätze wirken oftmals bereits in die entgegengesetzte Richtung, da ihre erwarteten Antworten durch kritisches Fragebedürfnis längst obsolet geworden sind.

Dennoch gilt, daß das Schulgeschichtsbuch als Autorität hingenommen werden muß. Seine Inhalte gelten — so hat die Erfahrung gezeigt — auch dann als unantastbar, wenn sie vom Schüler als widersprüchlich angesehen werden. Zur Autorität des Schulgeschichtsbuchs flüchtet sich ein Großteil besonders der jungen Lehrer, die die Orientierungslosigkeit ihres Studienganges, das Defizit an pädagogischen Kenntnissen und die mangelnde Modellfähigkeit der Ausbildung in den Studienseminaren noch nicht mit der „Routine“ älterer Lehrer vertauscht haben³⁵. H. Rumpf scheint die Vermutung „nicht zu gewagt, daß das vom Unterricht intendierte Wissen sich normalerweise kaum qualitativ von dem in Lehrbüchern niedergelegten Wissen unterscheiden dürfte“³⁶.

Manchmal wirken die „Lernhilfen“ der Schulbücher geradezu komisch; in Auer findet der Schüler Kreuzworträtsel und Rubriken unter den Titeln: „Wer weiß — gewinnt“ und „Wer wird Klassenmeister?“; in Hirsch II müssen „passende“ Worte in unvollständige Sätze, die zum Teil vollkommen verstümmelt sind, eingefügt werden.

Im praktischen Gebrauch hat das Schulgeschichtsbuch eine bedeutende, manchmal überragende Funktion, die sich in den Einstellungen der Schüler niederschlägt³⁷. „Methodisch-didaktisch“ soll das Schulgeschichtsbuch Begleitfunktion haben und zur „Vertiefung, Verarbeitung, Einprägung und Wiederholung“ dienen³⁸. H. Staudinger betont ebenfalls den „Hilfsmittelcharakter“ des Geschichtsbuches für den Unterricht; es soll historische Fakten „bereitstellen“ und die „feste Einprägung einer bestimmten Anzahl (!) geschichtlicher Tatsachen“ ermöglichen³⁹. Immerhin scheint es auch durchaus üblich zu sein, daß das Schulgeschichtsbuch den Geschichtsunterricht völlig ausfüllt und zu dessen Ersatz wird.

W. Münter reduziert die Schüleraktivität auf „nachgestaltende Eigentätigkeit“ und die Vorbereitung der „nächsten Geschichtsstunde“; bei ihm fehlt nicht das verräterische Eingeständnis, daß

35 vgl. Fischer, a.a.O. (1966), S. 405; ferner, W. Hofmann, a.a.O., S. 38.

36 H. Rumpf, Neue Sammlung, a.a.O., S. 56.

37 vgl. Maria Würfel, Das Geschichtsbuch in der Sicht des Schülers der Mittelstufe, GWU (1970), S. 90—103.

38 W. Münter, Geschichtsunterricht und Schüleraktivität, Ratingen 1965, S. 200 ff.

39 Staudinger, a.a.O., S. 42.

er eine Art „schöpferischen Gestalten(s)“ im oder aufgrund von Geschichtsunterricht für unmöglich hält. Damit ist aber die Rede von der „magistra vitae“ auch immanent fragwürdig geworden. Im Bereich ihrer Verwendung in der Schule reflektieren die Schulgeschichtsbücher aber nur die Schwierigkeiten, politische Bildung im traditionell apolitischen Raum der Schule überhaupt zu bewerkstelligen.

Ein besonderer Faktor innerhalb des Schulbuchbereichs ist die sog. „Schulbuchrevision“, die in der BRD vor allem von dem dem Europarat angeschlossenen Braunschweiger „Internationalen Schulbuchinstitut“ getragen wird⁴⁰. Diese spezifische Form der Schulbuchkritik knüpft an pazifistische und gewerkschaftliche Traditionen an und ist in der Zwischenkriegszeit vor allem in den skandinavischen Ländern und Frankreich gepflegt worden. Im Detail sind viele Fälschungen beseitigt worden und in einem begrenzten Umfang Bewußtseinsänderungen zumindest ermöglicht worden; das gilt vor allem für die deutsch-polnischen Schulbuchgespräche seit 1956, die einen Teil der bi- und multilateralen Aktivitäten ausmachen.

Dennoch liegt dem Gedanken der Schulgeschichtsbuch-Revision das Mißverständnis zugrunde, lediglich durch ein Plus an Information zwischen den einzelnen Nationen bzw. zwischen „Forschung“ und „Lehre“ das Schulgeschichtsbuch ändern zu können. Es besteht nämlich die Gefahr, daß auf den zahlreichen Konferenzen nichts anderes als die nationale Aufrechnung von Vorurteilen stattfindet, die in einer „Kultursymbiose“ (G. Eckert, Leiter des Instituts) der europäischen Völker bereinigt werden sollen und zum größten Teil weit zurückliegende Zeiträume betreffen. Ferner ist kaum zu leugnen, daß das ganze Bemühen in neuer „Ideologie“ mündet: diese ist diesmal nicht auf den deutschen Nationalstaat, sondern dogmatisch auf Westeuropa bzw. ein „atlantisches Geschichtsbild“ fixiert.

Wirkliche Neuansätze werden erst durch die Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse möglich, die Vorurteile nationaler und innergesellschaftlicher Art überhaupt erzeugen; genausowenig wie die Beseitigung des Antisemitismus durch deutsch-israelitische Kontakte möglich wäre, ist eine Klärung des deutsch-polnischen Verhältnisses ohne Abbau des Antikommunismus zu erreichen.

VIII. Die Grundbegriffe: Historismus und Methode

Der Historismus alter Prägung beruhte auf drei Fundamenten: der Rankeschen Geschichtstheologie, dem Verstehensprinzip und der Ideengeschichte. Diese Grundprinzipien werden von der gegenwärtigen Historie mit ihrer Hinwendung zur Typologie und zu den Sozial-

⁴⁰ vgl. vor allem O. E. Schüddekopf, 20 Jahre Schulbuch-Revision in Westeuropa, Braunschweig 1966 (Schriftenreihe 12); eine Sammelrezension der weiteren Veröffentlichungen bei H. Hirsch, npl (1970), S. 535—55; charakteristisch für das publizistische Echo die beiden Rundfunksendungen im WDR und NDR von F. Weigand-Abendroth und D. Bub im Juli und August 1971.

wissenschaften, deren Bedingungen hier nicht näher aufgezeigt werden können, aufgegeben; im Schulgeschichtsbuch wirken sie unvermindert fort. Sie bilden die Grundlage des „Geschichtsbildes“ und sind Methode der Reflexion historischer Ereignisse.

„Geschichte — die große Lehrmeisterin“ heißt es im Vorwort von Girardet. „Sie klärt also die Vergangenheit, deutet damit die Gegenwart und gibt uns die Richtlinien für die Zukunft.“ Diese Forderung bleibt Programm und steht völlig im Widerspruch zur tatsächlichen Situation der Geschichtspädagogik dieser Gesellschaft, in der Handlungsalternativen für die rationale Gestaltung der menschlichen Zukunft nicht aufgedeckt, sondern verschüttet werden. Die Unmittelbarkeit jeder Epoche bleibt erhalten genauso wie der Ablaufcharakter der Geschichte schlechthin, der sie unantastbar macht. Da, wo an einem konkreten Beispiel (z. B. dem preußischen Verfassungskonflikt oder der Vorgeschichte des Krieges von 1870/71) historisch die gesellschaftlichen Konfliktslagen aufgezeigt werden könnten, gibt es für die Schulgeschichtsbücher durchweg an den Fakten (also z. B. an den für Bismarck bestehenden „Notwendigkeiten“ und dem „preußischen Auftrag, die deutsche Einheit zu verwirklichen“) nichts zu rütteln. Jeder Impuls, der von der Geschichte ausgeht, wird durch die Ontologisierung ihrer Kategorien abgefangen:

„Darum schließt jede Lösung eine Besinnung auf das Wesen des Menschen und den Sinn der Geschichte ein. (...) Bei solchen Überlegungen wird sich der Mensch freilich nicht darüber hinwegtäuschen können, daß der letzte Sinn seines eigenen Daseins und der Geschichte offenbar nicht allein in der Geschichte selbst liegt. (...) Vor diesem Hintergrund erhebt sich zwingend die Frage nach dem Sinn oder der Sinnlosigkeit des Menschen und der Welt. Sie zu beantworten ist mit den Methoden der Geschichtswissenschaft nicht möglich.“ (BSV 3)

Wo vom letzten Sinn und der anthropologischen Grundlegung der Geschichte die Rede ist, hat sie höchstens noch zweitrangige Bedeutung hinter existenziellen Kategorien. Geschichte ist außerdem rational nicht mehr zu erkennen:

„Die Geschichte erscheint uns als unendlicher Strom, der in dunkler Vorzeit begann und von keinem Menschen überschaut werden kann. Darum erzählen wir von Einzelschicksalen, die als Beispiel stehen für das Zeitbedingte und das über die Zeiten Dauernde.“ (Schöningh)

und:

„... zuweilen wird auch noch etwas von dem spürbar, was der Christ Heilsgeschichte nennt.“ (BSV 1)

Geschichte — als Heilsgeschehen außermenschlichen Mächten überantwortet — wird unter der Hand zum Schicksal; sprachlich kommt dies durch den häufigen Gebrauch des anonymen „man“ zum Ausdruck, das sich scheut, gesellschaftliche Kräfte und Interessen zu benennen. Dynamische Ursache-Wirkung-Verhältnisse werden fatalistisch umbenannt: die Donaumonarchie wird „auseinandergesprengt“, nationale Erregung „flammt auf“, Kriege brechen aus und werden entfes-

selt, Chancen „sollten nicht mehr wiederkommen“, und Staatsmänner stehen unter einem „bösen Stern“. Das Vokabular entstammt unverkennbar astrologischen und organologischen Bereichen; Kritik daran ist übrigens mehr als Beckmesserei, denn Sprache und Denken sind nach dem Ausspruch von Karl Kraus bekanntlich eins, und reaktionäre Tendenzen wohnen im Gehäuse der Sprache weiter.

Geschichte gerät so zur Summe statischer Größen von Aggregatzuständen; wo Entscheidungen aus ihr abgeleitet werden können, gilt die These von Georg Lukács, wonach in der bürgerlichen Ideologie „die Praxis ... zur Tätigkeitsform des vereinzelt Individuums: zur Ethik“ wird⁴¹.

Methodisch gilt das Verstehensprinzip. H. Staudinger empfiehlt Schulgeschichtsbuch-Autoren bei der Behandlung von Nationalsozialismus und Kommunismus:

„Er (der Schüler, C. L.) muß die Stimmung derer nachempfinden, die in ihm (Hitler) ‚die letzte Hoffnung‘ sahen. Ja, man darf noch einen Schritt weitergehen: Er darf zunächst getrost mitverführt werden! (...)

Ähnliches gilt übrigens vom dialektischen Materialismus. Gerade wer erst einmal von ihm stark beeindruckt worden ist, jedoch dann seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit erkannt und seine naturwidrige Lebensgestaltung erfahren hat, ist gegen ihn verhältnismäßig immun⁴².“

Schulbuchhistorie ist mit Bühnengeschehen vergleichbar: in diesem Drama agieren Personen, die in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Tatsächlich ist das Vokabular einiger Bücher theaterreif: „In Europa gehen die Lichter aus“, das Spektakel beginnt. Der Held „Bismarck verlor die Nerven nicht“ oder: „Bismarck wurde nervös“ oder: „Bismarck fieberte schon lange, das Steuer des Staates zu ergreifen, schauderte aber doch zurück, als es soweit war“ (Kl. III, Kl. II, BSV 3). Auf der Bühne umgibt die Akteure ein „Wirrwarr der europäischen und deutschen Verhältnisse“ (Kl. II); „die Menschen ergreift Panik“ (Kl. III), womit auch den Komparsen im Hintergrund ein Auftritt gegönnt wird. Das Ganze heißt „große Politik“ und „internationales Spiel“ (BSV 3) und bietet zuweilen eine „imposante Schau kaiserlicher Betriebsamkeit“ (Kl. II). Der Sturm auf die Bastille — längst als unbedeutend herausgestellt — ist die Französische Revolution; mit dem „Sturm der Bolschewisten auf den Regierungssitz“ haben sie „in der ‚Großen Oktoberrevolution‘“ (BSV 3) bereits gesiegt. Der Dramatik, der es nur an Höhepunkten gelegen ist, entspricht die zum Teil sinnentleerte Zuspitzung von Kapitel zu Kapitel und die Häufung von Partikeln wie „da“ und „jetzt“, die dem Erzählten abenteuerlicher Geschichten entliehen sind. Das Drama benötigt den großen Augenblick, den griechischen ‚Kairos‘: dann finden die Auftritte der „Großen der Geschichte“ statt. An ihre Stelle können auch Nationen, Kriege und andere Staatsaktionen tre-

41 Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923, S. 33.

42 H. Staudinger, a.a.O., S. 279.

ten, eben die historischen Individuen alter Prägung. Eine Untersuchung zum Geschichtsbild Jugendlicher von L. v. Friedeburg und P. Hübner stellte fest, daß historische Ereignisse und gesellschaftliche Verhältnisse als Ergebnis der Handlungen einzelner Personen begriffen werden. „Die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften und Absichten gelten als Ursache der Geschichte“⁴³. Ein Blick in die Schulgeschichtsbücher zeigt, woher diese Einstellung stammt. Die historische Persönlichkeit gilt dort auch „im Bösen“ als dynamischer Antrieb der Weltgeschichte. Im Falle Hitlers wird dabei die Führerideologie völlig unkritisch reproduziert wie im Falle Bismarcks am Mythos weitergesponnen wird. Folgende Zitate (besonders aus Kl. II) sollen als Beispiele dieser Art politischer Psychologie dienen: Von Bismarck, dessen Genialität hinsichtlich seiner Außen- und Sozialpolitik außer Frage steht, wird berichtet (Kl. II):

„Er war hochgewachsen und kraftvoll; zeitlebens hing er mit ganzem Herzen an Feld, Wald und Tier. Zugleich war er — und insofern Erbe seiner Mutter, die aus einer Gelehrten- und Beamtenfamilie stammte — feinnervig und reizbar, hochgebildet, belesen und gewandt im Auftreten. Seine ungewöhnliche und vielseitige Begabung hob ihn hoch über seine Standesgenossen empor. (...) ... setzte er das Kavaliersleben fort und landete schließlich auf den Gütern seines Vaters. Er konnte keine Vorgesetzten ertragen. (...) Die tödliche Erkrankung seiner Freundin Marie v. Blankenburg ... entriß ihm das erste inbrünstige Gebet. Damit begann Bismarcks innere Wandlung zu christlichem Glauben und einem unerschütterlichen Gottvertrauen. Fortan las er täglich bis zu seinem Tode die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinde.“

Deutsche Geschichte wird zusammengezogen auf „Bismarcks Weg zur Reichsgründung“ (BSV 3). Zur außenpolitischen Konstellation der 1880er Jahre heißt es streng borussisch: „Allein Bismarck ... war in der Lage, dieses System richtig zu lenken“ (Kl. II). Im Vergleich zu ihm fallen andere historische Individuen ab: Zu Napoleon III. schreiben die Autoren von Kl. II: „Sein Ziel, Europa ohne Krieg umzugestalten ... erwies sich als Irrtum. Er besaß nicht das Format für eine solche Politik.“ Auch Viktoria „war keine große Herrscherpersönlichkeit“.

War mit Bismarck der Typ des „verantwortlichen Staatsmannes“ entwickelt worden, der trotz seines Genies „bescheiden und demütig ... dem schicksalhaften Geschehen gegenüber“ (ebda.) stand, ist Adolf Hitler demgegenüber die Inkarnation des Bösen. Auch hier verlegen die Autoren — Freudsche Kindheitspsychologie effektiv mißverstehend — die Entwicklungstendenzen einer Person in seine Kindheit:

„In der Realschule versagte er, so daß er sie nach vier Jahren verließ, ohne die mittlere Reife erlangt zu haben. Den Schüler Hitler packte eine Rienzi-Aufführung so, daß er davon sprach, er werde einmal den Auftrag empfangen, Volkstribun zu werden. (...)“

43 Ludwig v. Friedeburg/P. Hübner, Das Geschichtsbild der Jugend, München 1967, S. 11.

Hitler besaß vielfältige Gaben, aber er war faul, launisch und ohne Ausdauer. Er war voller Ideen, aber zu sprunghaft, sie auszuwerten. Seine einzigen Leidenschaften waren Zeitunglesen und Politisieren. Auch sonst las er viel, aber wahllos und unsystematisch. In der Diskussion schrie er, wenn er sich aufregte, und beschimpfte seine Widersacher. Schon damals zeigte sich sein manischer Drang zum Monolog und eine bis ins Psychopathische gesteigerte Einseitigkeit.“ (Kl. II)

„Schon in seiner Jugend war Hitler ein ich-bezogener, gefühlsarmer Sonderling, der keine Freunde fand. (...) Die folgenden Jahre verbrachte Hitler ohne geregelte Arbeit und feste Bleibe in Wien. Die Erlebnisse in den Wiener Elendsvierteln, die Lektüre politischer Schundhefte und der Umgang mit gescheiterten Existenzen und Kriminellen vermittelten Hitler Eindrücke, die später das Weltbild des Nationalsozialismus bestimmten: fanatischer Nationalismus, Machtbesessenheit, abgründiger Judenhaß, Verachtung der Menschenrechte und des Christentums.“ (Stam)

So ist die faschistische Machtergreifung wie die Reichsgründung ganz auf eine Person bezogen, die Mitläufer entlastet und Bewunderer an sich bindet.

„Er (!) baute sich die Legende vom ‚Verrat‘, vom ‚Dolchstoß in den Rücken‘ zusammen und bedachte fortan die Republik und die ‚Novemberverbrecher‘ ... mit unbändigem Haß. In diesen Tagen beschloß Hitler ‚Politiker zu werden‘.“ (Stam)

Als prima causa der Geschichte wechselt Hitler nur seine Qualität: vom Retter zum Verführer. 1971 ist er in den Schulgeschichtsbüchern lediglich die Umkehrung des Versprochenen und damit die Ursache des „deutschen Schicksals“ geblieben.

Auch Sozialdemokratie und Kommunismus können nicht anders als durch ihre Ableitung aus den „zwei Seelen“, die angeblich in Marx lebten, plausibel gemacht werden: „eine wissenschaftlich-evolutionistische, die abzuwarten mahnte, und eine agitatorisch-revolutionäre“ (Kl. II).

Unter den Vorzeichen der „Industriegesellschaft“ und „Massendemokratie“ („Anwachsen des Arbeiterstandes“ [Diest. III]) tritt die Masse als ungleicher Antipode des historischen Genies auf.

„Sie bedarf eines Führers, ja, sie will gehorchen... Geistig und moralisch steht sie unter dem Einzelindividuum... Der Mensch in der Masse verliert den Sinn für das, was sich gehört“ (Kl. II).

Damit wird die Dichotomie von Masse und Elite begründet, die nach der Untersuchung von M. Teschner vielen Oberschülern als „sozusagen ... naturwüchsiger, letztlich biologisch bedingter Tatbestand“ erscheint⁴⁴. Deswegen bekräftigt Kl. II: „Keine Gesellschaftsordnung ohne Elite“, deren Entstehung und Zusammensetzung nebelhaft bleibt. Diest V formuliert vorsichtiger:

⁴⁴ M. Teschner, Politik und Gesellschaft im Unterricht, Frankfurt 1968 (Fr. Beiträge zur Soziologie 21), S. 62.

„Es gehört jedoch nicht zu den existenznotwendigen Voraussetzungen einer Massendemokratie, daß die Mehrheit der Bevölkerung politisch aktiv ist; das werden und können immer nur relativ wenige sein.“

Das Mittel, die Massen ruhig zu halten, ist die massenhafte Produktion von Gütern, also der allgemeine Wohlstand (Kl. III). Denn: „Satte Menschen machen keine Revolution!“ (Gehlen II). Aus dem Schicksal der Weimarer Republik wird das Idealbild des opferfreudigen Bürgers abgeleitet, dem der Staat dafür „geordnete wirtschaftliche Verhältnisse“ zu bieten habe. Politik verdirbt den Charakter: verständlich, daß man nach dem Nationalsozialismus und „nach den Enttäuschungen der letzten Jahre gegen alle Politik mißtrauisch geworden war“ (BSV 3). Der französische Politiker Briand ist die Ausnahme von der Regel: als „praktischer Politiker und doch . . . Idealist“ (Kl. II). Das „Unpolitische“ bleibt ein Wesensmerkmal des deutschen Bürgertums.

Mit der Übereignung der Geschichte an Personen bzw. an gänzlich außerhistorische Faktoren wird sie von menschlicher Tätigkeit in Natur zurückverwandelt. Ihre Faktizität wird immanent glorifiziert; dagegen ist von Holl gefordert worden:

„Wir brauchen eine Konzeption des Geschichtsunterrichts, die sich angelegen sein läßt, den gescheiterten und dennoch ‚möglichen‘ Entwürfen zur Lösung historischer Probleme die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wie den erfolgreichen“⁴⁵.

Schulbuchhistorie ist trotz neuer Ansätze immer noch reine Ideengeschichte. Politische Phänomene sind aus ihrem materiellen Zusammenhang gelöst; sie gelten als Verwirklichung abstrakter Ideen. In diesem Zusammenhang muß auch die immer noch anzutreffende Überbetonung des Militärischen gesehen werden, die mit der Schilderung des Sieges über die Ungarn (955) einsetzt. Wird das Militärische früherer Jahrhunderte noch mit Glanz und Humanität versehen, so ist es im 20. Jahrhundert das Unabänderliche, das durch humanitäre Konventionen (Rotes Kreuz) nur noch zu lindern, aber nicht mehr abzustellen ist. Schon 1871 „drohte“ ein europäischer Krieg; „doch niemand wünschte ihn“ (Kl. II). Militärisches kann Politik suspendieren: das Heer gilt als „das in Notzeiten entscheidende Instrument des Staates“ (Diest. I). Erst nach dem „geordneten Rückzug des Heeres“ ist „die Politik wieder wichtiger geworden als der Krieg“ (Kl. III). Der strategische Verlauf der beiden Weltkriege hat in fast allen Schulgeschichtsbüchern einen unverhältnismäßig breiten Raum. Krieg bleibt als fast beliebiges Mittel der Politik bestehen:

45 G. Schoebe, *Geschichte und Gemeinschaftskunde*, GWU (1968), S. 295, vgl. auch: Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen zur politischen Bildung und Erziehung vom 22. 1. 1965: „Der Geschichtsunterricht muß bis in die Gegenwart führen und neben der Erkenntnissen der Geschichtswissenschaft auch den Ertrag der Soziologie und verwandter Wissenschaften einbeziehen“, zit. nach: Binder/Frede/Kollnig/Messerschmid, *Politische Bildung und Erziehung*, Stuttgart o. J., S. 147.

„So kommt ‚Geschichte‘ jeden Tag auf uns zu ... Darunter (in der graphischen Anordnung, C. L.) stehen meist einige Fragen: Es sind die Fragen, die sich Ihre Großeltern und Eltern beim Zeitunglesen — oder an der Front! — gestellt haben, und die Sie sich morgen werden stellen müssen.“ (Kl. III)

70 Jahres- oder Verlaufszeiten sind am Ende von Diest. I/2 zusammengestellt; darunter sind 21 Schlachten und Kriege, 12 Staatsmännerdaten und 8 Friedensschlüsse. Ein ähnliches Bild gewinnt man am Ende von Diest. II, wo die gesamte Weltgeschichte auf 55 Daten zusammengezogen ist: davon sind 21 Kriege und Krisen, 7 betreffen militärisch-politische Bündnisse und weitere 7 Friedensschlüsse.

Schon das gegenwärtige Lehrerstudium ermöglicht kaum die von G. Schoebe geforderte „Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Lehrveranstaltungen“ für „ein sachgerechtes Geschichtsstudium“ (45); doch hat sich die Geschichtswissenschaft selbst angesichts der oben aufgeführten Prioritätenliste noch kaum zur Reflexion sozialwissenschaftlicher Theorien entschlossen. Um so mehr verlegt sich der „Bildungswert“ der Geschichte auf die Erfahrung der Individualität von Ereignissen, die Andersartigkeit vergangener Zeiten, die Relativität historischen Urteilens und die Scheu vor „abstrahierenden, monokausalen Erklärungen“, anstatt analytisch die Geschichte stärker zu strukturieren und zu generalisieren⁴⁶. Nur so könnten nämlich tatsächlich Handlungsalternativen für die Gegenwart gewonnen werden. Ein vorsichtiges Urteil wie:

„Geschichte kann nicht mehr als *art pour l'art* ihrer bisherigen Methode betrieben werden; sie muß vordringlicher ihrer sachlichen Thematik und damit der Verflochtenheit in die anderen Wissenschaften, vor allem aber die des Geistes, bewußt werden⁴⁷.“

hätte auch schon die historische Wissenschaft der Jahrhundertwende formulieren können.

IX. Der Ausgangspunkt: Größe und Verfall Deutschlands

Deutschlands Stellung in der Welt ist trotz des universalistischen Anspruchs der Schulgeschichtsbücher („Geschichte der einen Welt“ usw.) und des postulierten „europäischen Geschichtsbildes“ Dreh- und Angelpunkt geblieben. Entsprechend dem tatsächlichen Verlauf deutscher Geschichte kann sie nur unter der Kategorie des Verlustes begriffen werden. Deutschlands Größe ist zwar nur Reminiszenz (z. B. der christlich-abendländischen Einheit und der deutschen Macht im Mittelalter), aber immer gegenwärtig. Gehlen II quantifiziert den Verlust: deutsche Größe nimmt von „immerhin 540 000 qkm“ auf „jetzt noch 472 000 qkm“, dann „nur noch 356 000 qkm“ ab und besteht in ihrer westlichen Ausprägung schließlich nur noch aus 248 000 qkm. Auch die territorialen Veränderungen, die durch die Folgen des 2. Weltkriegs entstanden, gelten als Minderung geographischen Le-

⁴⁶ vgl. Karl Pellens, *Moderner Oberstufenunterricht?*, GWU (1970), S. 103 ff.

⁴⁷ A. Mircgeler, a.a.O., S. 35.

bensraums. Verlust legt die Frage nach seiner Ursache nahe: „wer trägt die Schuld an den unglücklichen Verhältnissen? Die Hauptschuld tragen Hitler und die, die ihm den Weg zur Macht bahnten“ (Gehlen II). „Glänzende Weltstellung“ und „achtungsgebietende Stellung in der Welt“ (BSV 3) erreichte Deutschland in der Moderne nur vor dem 1. Weltkrieg und während des Faschismus; sein späteres Schicksal heißt: „Besiegt — Besetzt — Geteilt“ (Stam). Die Restauration nationaler Größe (und nichts anderes) ist die Wiedervereinigung, die in Vorworten und Schlußbetrachtungen fast aller Schulgeschichtsbücher als Ziel deutscher Geschichte schlechthin angenommen wird:

„Es liegt an uns allen, ob die Toten aller Völker vergebens gestorben sind, oder ob wir aus unserer Geschichte lernen und mit Hilfe der modernen Technik und Industrie und einer geschickten Verwaltung gemeinsam eine Welt schaffen, in der alle Menschen friedlicher und freier leben können — auch wir Deutschen in einem wiedervereinigten Land, das nicht mehr durch eine unnatürliche Grenze zertrennt sein wird.“ (Schlußsatz Kl. III)

Versailles und die Zuerkennung der Kriegsschuld gilt überhaupt neben der Vertreibung als das schlimmste Unrecht an Deutschland; wie brisant die Thematik der Kriegsschuldfrage im öffentlichen Bewußtsein noch ist, hat zuletzt die Diskussion zwischen Franz Josef Strauß und Immanuel Geiss gezeigt⁴⁸.

Die Schulgeschichtsbücher übertragen die Vorstellung vom Verlust bessener Werte, die wissenssoziologisch als Äquivalent sozialromantischer Vorstellungen verstanden werden kann, auch auf die Geschichte Europas⁴⁹, wie die folgende Kritik an Versailles 1919 aus der Perspektive der „Ordnung von 1815“ zeigt:

„Aber es war nicht das Europa von 1815, das eine Restauration und Aussöhnung mit dem Gegner suchte und fand, sondern ein neuartiges Europa, das die Staatenwelt in Schuldige und Unschuldige einteilte, das den Gegner moralisch diffamierte und wirtschaftlich niederhielt und damit die Parität der Großmächte zerstörte.“ (Kl. II)

Den Herrschaftsverhältnissen der gegenwärtigen Welt entspricht ihre Teilung in „Europa und die übrige Welt“, die bei der Behandlung der „Entwicklungsländer“ im politischen Unterricht bedeutsam wird (s. u.).

X. Das Paradigma: Totalitarismus

Bisher sind einige Grundbegriffe der Schulbuchideologie aufgezeigt worden; am Beispiel der Totalitarismus-Theorie und ihrer Verwertung im politischen Unterricht soll jetzt der Umsetzungs- und Popularisierungsprozeß von Wissenschaft näher untersucht werden. Zu seiner Verdeutlichung dient hier die „Paradigma“-Theorie von Th. Kuhn, die zwar in erster Linie der Struktur naturwissenschaft-

48 vgl. dazu auch I. Geiss, Woher kommt die CDU, Reinbek 1970.

49 vgl. E. Weymar, GWU 1958, S. 134.

licher Revolutionen gewidmet ist (als die im geisteswissenschaftlichen Bereich die Totalitarismus-Theorie in ihrer außerordentlichen Breitenwirkung ebenfalls gesehen werden kann), aber auch deren Nachwirkungen erfassen will.

Die Aufstellung einer wissenschaftlichen Hypothese und ihre Nutzung im pädagogischen Bereich konstituiert die „historische Integrität“ einer Wissenschaft „in ihrem eigenen Zeitalter“⁵⁰, die es auch hier zu erfassen gilt. Damit ist der Bereich gemeint, dessen Leistungen von einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft eine Zeitlang als grundlegend anerkannt werden. Der Begriff des „Paradigma“, mit dem Kuhn ein anerkanntes Beispiel für die konkrete wissenschaftliche Praxis meint und das „bestimmte festgefügte Traditionen wissenschaftlicher Forschung“ begründet⁵¹, kann auch im nicht-naturwissenschaftlichen Bereich Verwendung finden. Demnach verspricht das Paradigma „Totalitarismus“ zur Erklärung von Faschismus und Kommunismus zu einem bestimmten Zeitpunkt den größten Erfolg; seine Verbreitung in den Medien verwirklicht diese Verheißung täglich. Lehrbücher sind in diesem Zusammenhang auf die Verdeutlichung des Paradigmas aus; sie versuchen „als gemeinverständliche Darstellungen . . . , die gleichen Anwendungen in einer alltäglichen Ausdrucksweise zu beschreiben“ und sind „pädagogische Vehikel für das Fortbestehen der normalen Wissenschaft“⁵². Eine Rückversicherung über die Authentizität ihrer Informationen und über ihre Entstehung in der „Fachwissenschaft“ leisten sie nicht.

Die Behandlung des 20. Jahrhunderts im politischen und historischen Unterricht steht folgerichtig unter dem Zeichen der Totalitarismus-Theorie. Ihre Spuren und Modifikationen im Schulgeschichtsbuch nachzuweisen, heißt im gewissen Sinne den archimedischen Punkt der Schulgeschichts-ideologie gefunden zu haben, auf den alle didaktischen Bemühungen hinauslaufen.

Im Rahmen einer politikwissenschaftlichen Herrschaftsformenlehre kennzeichnen die Autoren das 20. Jahrhundert als Zeitalter der „totalitäre(n) Diktaturen“ (Kl. III), „der politischen Ideologien(n)“ (Kl. II), als „Welt zwischen Demokratie und Diktatur“ (Diest. I/2; genauso Gehlen I), der totalen Erfassung des Menschen (Hirsch I), „Zeit der Diktatoren“ (Girardet), des „totalitären Führerstaates“ (Stam) und als Zeit „zwischen Demokratie und Totalitarismus“ (Diest. III/2). Unter diesen Stichwörtern wird sowohl „kommunistische“ wie „faschistische Herrschaft“ (Diest. V) abgehandelt. Die Theorie zielt in zwei Richtungen: zunächst ist sie von der Historiographie, die den Faschismus nicht selbst zu erklären in der Lage war, bereitwillig von der Politikwissenschaft übernommen worden. Zweitens hatte die Theorie schon früh als besonderen Angriffspunkt den Kommunismus

50 Th. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1967, S. 20; daß Kuhn von der Existenz wissenschaftlichen „Fortschritts“ ausgeht, ist in diesem Zusammenhang nebensächlich.

51 a.a.O., S. 28 f.

52 a.a.O., S. 182.

mus, womit ihre Tendenzen wiederum mit denen der Historiker identisch waren. Zwei Anfechtungen sollen mit dem Konzept beantwortet werden: der Verfall bürgerlicher Demokratie, der historisch manifest geworden war, und der „Bolschewismus“, den sich eine traditionell antisozialistische Geschichtsschreibung zum neuen Feind erkoren hatte. Die Definition der bürgerlichen Demokratie kann in den Schulgeschichtsbüchern kaum einmal ohne dieses Gegenbild gelingen; nur selten geht ihr Demokratieverständnis über die Schilderung der Entstehung parlamentarischer Bewegungen und den Technizismus politischer Institutionenlehre hinaus. Demokratie ist ein totes Gehäuse, das nur in manchen Sozialkundebüchern durch Floskeln wie „Herrschaft der Verbände?“ oder den Hinweis auf die „krassen Ungleichheiten in der Gesellschaft“ (Diest. V) relativiert wird.

Der Totalitarismus-Begriff, der bereits vor seiner wissenschaftlichen „Entdeckung“ durch C. J. Friedrich, Z. Brzezinski, H. Arendt u. a. seit den 1930er Jahren präsent war, „erfüllte als Schlagwort für die durch die Herausforderung des faschistischen, des nationalsozialistischen und des stalinistischen Systems um ihr Selbstverständnis und die angemessene ‚Gegenideologie‘ ringenden westlichen Demokratien ... eine wesentliche Integrationsfunktion⁵³“. Ebenso wie „Gelbe Gefahr“, „Dolchstoßlegende“ und „Bolschewismus“ wurde „totalitär“ zum politischen Schlagwort, das seine Daseinsberechtigung aber aus einem „gültigen“ wissenschaftlichen Erklärungsmodell ableiten konnte. „Der Totalitarismus-Begriff hat ... bisher den Charakter eines politischen Kampfbegriffes gehabt, und es ist die Frage, ob er diesen polemischen Akzent je verlieren kann⁵⁴“. Die Polarisierung von totalem Zwang und idealtypisch konstruierter Freiheit bleibt auch in neueren Ansätzen der Theorie erhalten (Stammer, Ludz, Jänicke).

Die Schulgeschichtsbücher sind derweil auf dem Stand von ungefähr 1957 stehengeblieben, als C. J. Friedrich, der als typischer Repräsentant der Theorie gelten kann, ihre sechs Syndromeigenschaften definierte: Ideologie, Massenpartei, Terrorsystem, Kontrollmonopol über Kommunikationsmittel sowie über Kampf Waffen und zentrale Verwaltungswirtschaft⁵⁵. Mehr oder weniger verstümmelt wenden die Schulgeschichtsbücher diese Merkmale auf Nationalsozialismus und Kommunismus an.

„Totalitäre Herrschaft besitzt vier Merkmale: Einheitspartei, Ideologie, Massenorganisationen, Geheimpolizei; sie zeichnet sich durch drei institutionelle Monopole aus: Partei, Organisation, Nachrichten.“ ... Insbesondere die Herrschaft Stalins, Hitlers und Maos entspricht ... diesem Typ. (Diest V) (Vgl. auch Kl. I und Gehlen II)

53 K. Hildebrand, *Stufen der Totalitarismus-Forschung*, PVS (1968), S. 397—422, hier S. 397.

54 M. Greiffenhagen, *Der Totalitarismusbegriff in der Regimenlehre*, ebda. S. 372—96, hier S. 373.

55 C. J. Friedrich, *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957.

Von besonderer Bedeutung ist dabei der Ideologiebegriff:

„In der Regel wirft eine Ideologie unvergängliche Wahrheiten, gefährliche Halbwahrheiten und gedankliche Irrtümer bunt durcheinander.“ (Gehlen II)

Ideologie, die die „Masse“ ergreift (s. o.), gilt als Ursache des Totalitarismus, der damit letztlich (wie auch der Nationalismus) psychologisch begründet wird. Ideologisierung, der man sich nur durch moralische Unanfechtbarkeit entziehen könne und die unerschwellig mit Politisierung schlechthin gleichgesetzt wird, und die Ideologiefreiheit der westlichen Demokratien sind absolute Gegensätze. Indem so von den gesellschaftlichen Ursachen des „braunen und roten Totalitarismus“ abgesehen wird, hat auch im Negativen das Bewußtsein die treibende Rolle in der Geschichte.

Totalitarismus wird stellenweise mit „Verfassungsbruch“ gleichgesetzt (Hirsch I); auch hier zeigt sich der formalistische Demokratie-begriff, der den Schulgeschichtsbüchern zugrunde liegt. Das Kriterium „Verfassungswirklichkeit“ wird nur auf die DDR angewandt (Stam). Dem entspricht die Feststellung Teschners, wonach unter den Schülern die „formalen Demokraten“ überwogen, die auch vor einer „gemäßigten Diktatur“ in Krisenzeiten nicht zurückschreckten⁵⁶.

Mit dem Ideologiebegriff thematisiert sich die unerschwellige Ablehnung der „Massendemokratie“ und die fortdauernde Ablehnung der „Ideen von 1789“ in den deutschen Geisteswissenschaften, denen die Verantwortung für die Katastrophe des Faschismus mit der Formel von der „Aufpeitschung der Leidenschaften“ zugeschoben wird. So verwundert es nicht, daß als Antisymbol der persönlichen Freiheit das fetischisierte „Kollektiv“ und der „Kollektivismus“ des 20. Jahrhunderts benannt wird.

Die Abwehr des Totalitarismus kann demnach nur individuell erfolgen; so soll vor allem der Typ des Parteigängers bekämpft werden, der als Funktionär eine der Lebensformen unter dem Totalitarismus verkörpert. Dem Bürger, der sich die Trennung von Politik und Privatsphäre vorbehält, gilt er als Schreckbild. Die andere Existenzform unter der „totalitären Bedrohung“ ist die des Märtyrers, die an den Geschwistern Scholl und teilweise an Trotzki exemplifiziert wird. Auch dort, wo aus Gründen der Beibehaltung historischer Zeitabfolge eine direkte analytische Identifikation des „Hitler-Staates“ und der Sowjetunion nicht möglich ist, kann der Schüler kaum anders, als mit der gleichartigen Gliederung der Kapitel, die sich damit befassen, ihre Kongruenz zu vermuten. Dies wird am Aufbau der Lehrpläne und der Stoffanordnung im Schulgeschichtsbuch deutlich:

Nationalsozialismus

1. Entstehung der NSDAP bis zur Machtergreifung, Röhm-Putsch, „Gleichschaltung“

Bolschewismus

Entstehung der „Partei Lenins“ bis 1917, Oktoberrevolution, Bürgerkrieg, „Terror“

⁵⁶ Teschner, a.a.O., S. 70.

2. Hitler	(Lenin), Stalin
3. Ausschaltung aller Gegner (vor allem Kirche und Militär)	Industrialisierung und „Kollektivierung der Landwirtschaft“, Parteikämpfe (Trotzki)
4. Expansion, 2. Weltkrieg	Expansion
Außenpolitik als Machtpolitik	„Hitler-Stalin-Pakt“ Außenpolitik als Verbreitung der „Ideologie“
5. äußerer und innerer Widerstand (20. Juli) (alliierte Offensive)	äußerer und innerer Widerstand (17. Juni, Ungarn) (Korea-Krieg)

Die Problematik des Totalitarismusbegriffes, seine Konfusion von politisch-normativen und wissenschaftlichen Inhalten, ist von den Schulgeschichtsbuch-Autoren mit seiner Mythologisierung in bestimmter Weise entschieden worden. Das „Totalitäre“ wird — wie etwa in dem „Atombomben“-Buch von Karl Jaspers (1957) — zum Mythos, in dem sich antikommunistische und uneingelöste antifaschistische Affekte artikulieren. M. Jänicke hat gezeigt, daß sich im Begriff des „Totalitären“ ein faschistisches Konzept erhalten hat, in dem der Begriff noch positiv verwendet werden konnte. In ihm rettet sich ein bildungsbürgerliches Weltbild, wonach das Totalitäre den guten Traditionen des Bürgertums eigentlich immer äußerlich geblieben sei⁵⁷. Mit der Totalitarismus-Theorie liegt eine Integrationsideologie par excellence vor; unter dem Appell zu ideologischer Solidarität gegen den Kommunismus verstummt kritisches Fragen, verwischen sich gesellschaftliche Widersprüche.

Die didaktischen Bemühungen, die im Schulgeschichtsbuch zum Ausdruck kommen, gehen also auf die Erfassung des Totalitarismus als „das politische Phänomen des 20. Jahrhunderts“ (Leibholz) aus. Eine wissenschaftliche Hypothese, die bekanntlich auch innerhalb der Politologie und Geschichtswissenschaft weitgehend aufgegeben wurde, hält sich weiterhin aufrecht und geht als *der* wesentliche Bestandteil in Lehrpläne und ministerielle Verordnungen ein^{57a}. Damit geht der Wunsch C. J. Friedrichs u. a. in Erfüllung, die Vorentscheidung für die westliche Demokratie bewußt in die politische Bildung zu integrieren, d. h. das als sicher auszugeben, was erst noch zu beweisen wäre. In den „Richtlinien für die Behandlung des Totalita-

57 M. Jänicke, Untersuchungen zum Begriff totalitärer Herrschaft, Diss. Berlin 1969.

57a vgl. Silke Schmalriede, Totalitarismus, in: Gesellschaft-Staat-Erziehung (GSE), 1967, S. 332—41 und R. Schörken, Das Problem des Totalitarismus, in: Pädagogische Provinz, (1961), S. 10 ff.; ferner: B. Wiegand (Hrsg.), Gemeinschaftskunde in Unterrichtsmodellen, Frankfurt 1969. Dort wird die „existenzielle Entscheidung für den freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat“ gefordert und die These aufgestellt: „Ohne entschiedene Distanzierung vom Nationalismus kann niemand das Recht für sich beanspruchen, die Gefahren des Maoismus und Bolschewismus anzuprangern“, und: Rohlfes/Körner, Historische Gegenwartskunde. Handbuch für den politischen Unterricht, Göttingen 1970.

rumismus im Unterricht“, die auf einem Beschluß der Kultusministerkonferenz von 1962 beruhen, heißt es:

„Die Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus gehört zu den wesentlichen Aufgaben der politischen Bildung unserer Jugend. Die Lehrer aller Schularten sind daher verpflichtet, die Schüler mit den Merkmalen des Totalitarismus und den Hauptzügen des Bolschewismus und des Nationalsozialismus als den wichtigsten totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts vertraut zu machen. (. . .)

Bei der Darstellung des kommunistischen und des nationalsozialistischen Totalitarismus sind ihre verwerfliche Zielsetzung und ihre verbrecherischen Methoden deutlich zu machen. Die Tatsache, daß die beiden Systeme einander bekämpft haben, darf nicht über ihre enge Verwandtschaft hinwegtäuschen. (. . .)

Ausgewählte Beispiele sollen das menschliche Leid, das von den totalitären Systemen verursacht wird, zum erschütternden Erlebnis werden lassen . . .⁵⁸“

Im Schulgeschichtsbuch wird die Entstehung des Totalitarismus mit der radikalen Demokratie der bürgerlichen Revolution angesetzt; stärker als im Bereich der „Fachwissenschaft“ sind in den Schulgeschichtsbüchern die antiaufklärerischen Momente der Theorie herausgestellt. Robespierre ist der erste Vertreter einer „politischen Ideologie“, „die der Wirklichkeit des Staates und des Lebens aber überhaupt fremd war“ (Diest. III/2). Ideologie als Gegenstück individueller Freiräume wird deswegen auch mit Willenlosigkeit und Unmenschlichkeit gleichgesetzt. Das Verdikt „ideologisch“ kennzeichnet — wie seinem publizistischen Gebrauch zu entnehmen ist — alle Theorien der Veränderung, die die bestehenden Verhältnisse transzendieren.

Bei der Behandlung des Nationalsozialismus in den Schulgeschichtsbüchern finden wir eine Spielart jenes „hilflosen Antifaschismus“, den W. F. Haug in den Ringvorlesungen deutscher Universitäten der 1960er Jahre analysiert hat^{58a}. Die politische Bildung ist weit mehr als die Geschichtswissenschaft selbst, die den Faschismus weitgehend verdrängt hat, unter dem Stichwort „Aufarbeitung der Vergangenheit“ angetreten, deren Oberflächlichkeit sich jedoch sofort zeigt. Hauptursache des Nationalsozialismus ist, entsprechend den oben analysierten Tendenzen zur personellen Fixierung historischen Geschehens, Hitler selbst.

„Er besitzt das Charisma, die Berufung des politischen Führers“ (Gehlen I); er gilt als der „geschickte Agitator“ und hat aufgrund seiner rhetorischen Potenz „Massenerfolge“ (Diest. I). „Hitlers demagogische Ausstrahlung“, die in den Schulgeschichtsbüchern entsprechend überdimensioniert ist, und „die Technik der Massenversammlungen erzielten unvergleichliche Wirkungen“ (Diest. II). Es besteht kein Zweifel: das Gesicht des Dritten Reiches ist das Gesicht Hitlers. Er allein „arbeitete . . . systematisch auf sein großes Ziel hin: die

58 abgedruckt in Berndt/Strecker, a.a.O., S. 99—102.

58a W. F. Haug, Der hilflose Antifaschismus, Frankfurt, 2. überarb. u. erg. Aufl. 1968.

Erringung der Macht in Deutschland“ (Stam); er war es auch, der die Welt „mit verbrecherischer Gewissenlosigkeit ... in den Krieg hineinmanövriert(e)“ (Kl. II).

Die Verachtung des Bürgertums für Hitler kommt in dem Verdikt „Hitler, vielseitiger Dilettant“ (BSV 3) zum Ausdruck; der gleiche Ständesdünkel geht von der vermeintlichen Primitivität und Infantilität des Faschismus aus: „Noch konnten die Demonstranten nicht einmal das Hakenkreuz richtig malen“ (Bildunterschrift in BSV 3). Die Sozialstruktur des Faschismus wird nur am Rande erwähnt, wenn nicht die Anhängerschaft überhaupt falsch benannt wird:

„Zu den verkrachten Existenzen und irregeleiteten Idealisten ... waren weite Teile der Arbeiterschaft und insbesondere des ärmeren Bürgertums gestoßen.“ (BSV 3)

Die Partnerschaft von Großkapital und Faschismus — zunächst als gemeinsame Abwehr der „gefürchteten kommunistischen Revolution“ verständlich gemacht — gilt erst für die Zeit nach der erfolgreichen Machtergreifung und auch dort nur anekdotisch. Der Faschismus ist den Schulgeschichtsbüchern eine Synthese Hitlers mit der Masse irregeleiteter Idealisten:

„In skrupelloser Berechnung förderten die Parteiführer diesen romantischen Idealismus, der die Einsatz- und Opferbereitschaft ihrer Anhänger stärkte.“ (BSV 3)

Das Ende der Weimarer Republik, die als „Republik ohne Republikaner“ apostrophiert wird, erscheint durch die Belastung der Weltwirtschaftskrise und die Reparationsforderungen, die immer noch als ausschlaggebende Gründe für die Inflation angegeben werden, unvermeidlich⁵⁹. Die Alternative der „westlichen Demokratien“ ist reine Glücksache:

„Selbst reiche und vom Schicksal begünstigte Länder wie die USA und Großbritannien überstanden die Weltwirtschaftskrise nicht ohne einschneidende Wandlungen ihrer inneren Struktur. So ist es begreiflich, daß die Weimarer Republik, die von dieser Krise besonders hart betroffen wurde, in ihrem Gefüge nicht standhielt. Sie, die von vornherein belastet war mit dem Mangel an demokratischer Gesinnung im Volk, ging zugrunde, als das Parlament sich selbst aufgab und nicht mehr bereit war, die Verantwortung zu tragen.“ (Kl. II)

und: „Roosevelt schafft es ohne Diktatur“ (Kl. III), womit wiederum die „Übergangsdiktatur“ in Krisenzeiten nahegelegt wird. Die in den Schulgeschichtsbüchern vertretenen Thesen zum schicksalhaften Zusammenbruch der Republik, die in ihrer Grundkonstruktion emphatisch begrüßt und als Modell der Bundesrepublik herausgestellt wird, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Eine frühe Ursache war der Versailler Vertrag und seine Folgen, deren Beseitigung (etwa mit der Rheinlandbesetzung) von der Position des moralisch Stärkeren aus begrüßt werden.

⁵⁹ zur Weimarer Republik vgl. Schuon/Wiedner, a.a.O. und Gertrud Bienenke, So steht es immer noch im Schulbuch, ebda. Juni 1968, S. 623—44.

„Nur wenige erkannten, daß die Zeiten, in denen der Besiegte dem Sieger die Kriegskosten ersetzen konnte (wie 1871, C. L.), vorbei waren, und daß Sachlieferungen die Wirtschaftsordnung der Welt durcheinanderbringen mußten. Aus Unkenntnis und Vergeltungssucht wurden Deutschland Sach- und Geldleistungen in einer Höhe aufgebürdet, die jedes erträgliche und vernünftige Maß überschritt.“ (BSV 3)

2. Als Hauptursache gilt die „negative Mehrheit“ von Rechts- und Linksopposition, die völlig unhistorisch in ihrer Funktion als „Zerstörer“ zur einheitlichen Gruppe erklärt werden.

„Von Anfang an bedrohten die extremen Parteien von rechts und links ihre Existenz. Die Rechtskreise wünschten die Rückkehr der Monarchie, die Kommunisten eine Diktatur nach bolschewistischem Muster.“ (Kl. II)

Die Novemberrevolution, die durchweg als unnötiger Willkürakt, Matrosenrebellion und kriegsbedingter irrationaler Ausbruch gilt, wird unter der abstrakten Typologie „Demokratie gegen Bolschewismus“ abgehandelt. Eine adäquate Diskussion des Räteystems fehlt unter dieser Voraussetzung.

„Der Verfall der öffentlichen Sittlichkeit und die Disziplinlosigkeit in den Schulen waren die Folgen der zügellosen Freiheit. Natürlich trug auch die Bürgerkriegszeit zum Verfall der Ordnung bei. Völlig verwahrloste Kinderbanden, die elternlos waren oder ihre Familie verloren hatten, durchstreiften damals plündernd, raubend und mordend das Land.“ (Diest. II)

Nach Gehlen II waren es ausschließlich „kommunistische Kreise“, die die Republik bedrohten und ihr „einen schweren Start verursachten“.

3. Im Zusammenhang damit steht die „Parteienzersplitterung“ und die Kritik des Verhältniswahlrechts; der Parteibegriff ist dabei in den wenigsten Schulgeschichtsbüchern soziologisch definiert.

Man erkennt hier unschwer den Einfluß vor allem politikwissenschaftlicher Theorien (K. D. Bracher, F. A. Hermens u. a.), die im konzeptionellen Bereich der wissenschaftlichen Diskussion längst widerlegt sind. Sie finden sich jedoch nicht nur in den Schulgeschichtsbüchern, sondern auch noch im Standardwerk für Geschichtsstudenten⁶⁰.

Bei der Rechtfertigung des Faschismus nimmt das Syndrom „Blindheit“ einen großen Raum ein, die Hitler und seinem vorgeblich monolithischen Parteiapparat gegenüber auch „rechtlich denkende“ Menschen zeigten. Zu nennen ist vor allem das „Autobahn“-Argument, das Hitlers wirtschaftliche und außenpolitische Anfangs„erfolge“ umschreiben soll.

Vorbildlich ist dafür das vom italienischen Faschismus „gereinigte“ Italien:

60 B. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. IV, hrsg. v. K. D. Erdmann, 8. Aufl. 1957/Nachdruck 1967.

„Herumlungern und Müßiggang wurden geächtet. Das Heer der Berufsbettler verschwand aus dem italienischen Straßenbild. Dem ganzen Volk, besonders aber der heranwachsenden Jugend, wurde in den staatlichen Organisationen Arbeitsdisziplin anezogen. (. . .) In großen ‚Getreideschlachten‘ wurden die Erträge Jahr für Jahr gesteigert . . . Weitere glänzende Leistungen waren die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe, die Verbesserung des Straßennetzes und der großzügige Ausbau Roms.“ (BSV 3; ähnlich Kl. II)

Für deutsche Verhältnisse wird dies auf die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und den Autobahnbau übertragen. Schlußfolgerung ist:

„Nach außen bot das Reich bald ein Bild beneidenswerter Blüte; 1939 holte es bereits ausländische Arbeitskräfte herein.“ (Kl. II)

Besonders die letzte Bemerkung wird im Hinblick auf die gegenwärtigen Ausmaße der Ausländerbeschäftigung auch durch den Hinweis auf die „Scheinblüte“ des „Dritten Reiches“ kaum relativiert. Verräterisch ist ferner die Konsequenz, die die Autoren von BSV 3 ziehen:

„So fragte man sich (angesichts der Erfolge, C. L.), wozu nach der Regierungsübernahme und nach der Beseitigung der KPD der Terror noch vonnöten sei . . .“

Insgesamt erscheint die faschistische Machtübernahme in Deutschland angesichts des Schicksals der Republik als unvermeidlich und gewissermaßen natürlich; immer noch gilt die Bemerkung Th. Adornos:

„Mit Aufarbeitung der Vergangenheit ist in jenem Sprachgebrauch nicht gemeint, daß man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewußtsein. Sondern man will einen Schlußstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen⁶¹.“

Auf die aktuellen politischen Konstellationen angewandt ist zu sagen, daß der Geschichtsunterricht ein weiteres Mal nicht geeignet ist, einen wirklichen Antifaschismus zu begründen. Dies zeigt sich auch hinsichtlich der Darstellung des Widerstandes, für die im wesentlichen die Ergebnisse einer speziellen Analyse aus dem Jahr 1967 noch gültig sind⁶².

1. Der kirchliche Widerstand wird überbetont; er erscheint zudem als geschlossener Widerstand der Organisationen, wo nur einzelne ihn tatsächlich leisteten.

„Die größte, allerdings weitgehend passive Widerstandsgruppe bildeten die christlichen Kirchen.“ (BSV 3)

Diese Ansicht resultiert aus der These, daß der Nationalsozialismus überhaupt als antichristliche Bewegung zu verstehen sei — ein Merkmal des „Totalitarismus“.

61 Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Eingriffe, Frankfurt 1970, S. 125—46, hier S. 125.

62 Deutscher Widerstand 1933—45, hrsg. v. E. Weick, Heidelberg 1967, bes. S. 123 ff.

„Unter dem Einfluß Nietzsches, aber auch in Konkurrenz zur Religionsfeindschaft des Marxismus wurde das Christentum als minderwertige Religion bezeichnet. Eine Abkehr von der christlichen Lehre und eine Hinwendung zu vorchristlichen heroischen Werten sollte erstrebt werden.“ (Diest III/2)

2. Der gesamte Widerstand wird auf den 20. Juli bzw. die Einzelaktion der Geschwister Scholl zugespitzt (z. B. Schroedel). Ein anderer als der militärische Widerstand ist außer als Märtyrertum nicht denkbar:

„Ein offener Aufstand gegen die Herrschaft Hitlers und der SS war unmöglich. Ein Staatsstreich aber konnte nur von der militärischen Gruppe des Widerstandes mit Hilfe der Wehrmacht ausgeführt werden.“ (Diest. II)

„Aufstand des Gewissens“ (Stam) heißt damit Widerstand einer Elite.

3. Der Widerstand der Arbeiterbewegung, wie er auch in der Geschichtswissenschaft noch weithin ignoriert wird, kommt folgerichtig kaum zur Sprache. Häufiger als 1967, aber immer noch summarisch wird er kurz erwähnt:

„Diese Widerstandsbewegung kam aus allen Kreisen und Parteien, die bis dahin das politische Leben in Deutschland getragen hatten.“ (Diest. III)

Wie bereits W. F. Haug für die Vorlesungsreihen festgestellt hat, ist der „springende Punkt“ des bürgerlichen Antifaschismus, dessen Hilflosigkeit und Mangel an Perspektive in den Schulgeschichtsbüchern deutlich bestätigt wird, seine Übertragbarkeit auf den aktuellen Feind, den Kommunismus.

„Der Tenor vieler Beiträge hört sich so an: der Faschismus ist passé, aktuell ist der Kampf gegen den Marxismus. Die Vorstellungen vom faschistischen Bösen sind dem Erleben des kommunistischen Bösen zu entnehmen^{62a}.“

Genau dies geschieht vor allem mit der Übertragung von eben als „nationalsozialistisch“ herausgestellten Merkmalen auf die DDR bzw. den gesamten Kommunismus. Besonders wirkungsvoll sind dabei die Kombination von Tabellen (z. B. Hirsch. I) und Bildmaterial (z. B. Auer). Methodisch ist die Identifikation mit dem Anschluß von „Fragen“ oder Merksätzen zum Kommunismus an die Behandlung des „Dritten Reiches“. Zur „Hitler-Jugend“ heißt es z. B.:

„Welche Jugendverbände kennst du heute? Worin unterscheiden sie sich? Denke dabei auch an die Verhältnisse in der SBZ!“ (Hirsch I) oder:

„Eins aber müssen Sie besonders gründlich tun: Sie müssen sich über ... (unsere) Darlegungen hinaus mit dieser Periode deutscher Geschichte ... beschäftigen und daraus die nötigen Lehren ziehen. Die wichtigste lautet: Wehre den Anfängen jeder Diktatur!“ (Gehlen II) (woraufhin die Autoren sich „Mitteldeutschland“ zuwenden).

Ganz explizit ist der Umschlag z. B. in Hirsch. I:

„Unter den Diktaturen der Gegenwart gibt es verschiedene Formen. (...) Die Parteidiktatur gründet sich auf eine Ideologie, die den Charakter einer Ersatzreligion hat. Die meisten Diktaturen gehen von der Kommunistischen Partei aus.“

Als Verdichtung totalitärer Tendenzen in einem historischen Augenblick gilt den Schulgeschichtsbüchern und ist häufig angeführtes Unterrichtsbeispiel der „Hitler-Stalin-Pakt“:

„Was eine totalitäre Herrschaft der ‚Weltanschauung‘ ihren Untertanen zumuten kann, zeigte sich am deutlichsten im Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939.“ (Kl. II)

Besonders wirksam erscheint auch diese Verdichtung in einer Person:

„Die Hauptverschwörer wurden vor dem Volksgerichtshof unter dem Vorsitz des ehemaligen Kommunisten Dr. Roland Freisler abgeurteilt.“ (BSV 3)

Als negativer Wertbegriff hat der Totalitarismusbegriff die Funktion eines Korrelats „westlich-abendländischer“ Wertpositionen. M. Jänicke nennt drei von ihnen: a) die „freiheitliche Demokratie“, b) das „christliche Abendland“ und c) die „freie Marktwirtschaft“⁶³. Wie formal die Definition der ersten im Schulgeschichtsbuch bleibt und wie wenig folglich der Geschichtsunterricht zur Demokratisierung der Gesellschaft beiträgt, ist bereits gezeigt worden. „Abendland“ ist ein eminent historischer Begriff, dessen positive Wertung im Schulgeschichtsbuch ohne Einschränkung vor allem mit der Ableitung der Europa-Ideologie aus der abendländischen Einheit aufrechterhalten bleibt. Unterschwellig ist oft Kritik an der unreflektierten Kategorie „Säkularisierung“ wirksam; etwa dort, wo als Gegner des Christentums historisch eine fiktive „liberale Internationale“ (BSV 3) eingeführt wird. In diese Richtung zielt auch die Marxismus-Kritik, die von einer „Ersatzreligion“ spricht, wie dies in der „wissenschaftlichen“ Auseinandersetzung und Widerlegung des Marxismus in allen Schulgeschichtsbüchern der Fall ist.

Zum dritten wirkt die Totalitarismus-Theorie mit einer vehement vorgebrachten Kritik an der „zentralen Verwaltungswirtschaft“ integrativ für den Bestand der kapitalistischen Produktionsweise. Deren Deformationen werden zunächst als „Entwurzeln des Menschen“ dem gegnerischen Wirtschaftsmodell unterschoben, wie dies in der These W. Hofmanns zum Ausdruck kommt, wonach im Antikommunismus eine „Übertragung von Vorstellungen, welche der eigenen Denk- und Erfahrungswelt entsprechen, auf die Theorie und Praxis des Gegners“ stattfindet⁶⁴. Das Leben in einer „Sowchase“ wird folgendermaßen dargestellt:

⁶³ Jänicke, a.a.O., bes. S. 73 ff.

⁶⁴ W. Hofmann, Stalinismus und Antikommunismus. Zur Soziologie des Ost-West-Konflikts. Frankfurt 1967, S. 134; vgl. auch D. Hirschfeld, Umriss einer Theorie des Antikommunismus. in: Das Argument, Nr. 48, 10. Jg., 1968, S. 335 ff.

Motorisiert und mit modernen Maschinen versehen, pflügen Arbeitskolonnen viele Kilometer in einer Richtung, besäen das Land maschinell und ernten mit Hilfe großer Mähdrescher. In langen Lkw-Kolonnen wird das Getreide zur Bahn gebracht. Die Arbeiterschaft ist in Wohnsiedlungen untergebracht und wird ausschließlich mit Geld bezahlt. In diesen Sowchosen erblicken die Kommunisten die erstrebte Endform der Landwirtschaft. Der Mensch ist ent wurzelt worden. Er kann von der Zentrale heute hier und morgen da eingesetzt werden. Die Arbeitsbedingungen sind überall gleich. Daher können die Arbeiter auch zwischen Landwirtschaft und Industrie je nach Plan ausgetauscht werden. (Hirsch I)

Nicht überall liegen so unverhohlenen antimoderne Ressentiments gegen die Industrialisierung schlechthin zugrunde, doch gilt durchweg die Marktwirtschaft, in der Norm und Faktum zur Deckung gebracht werden, als unantastbar. Kapitalismus als Begriff ist in den Schulgeschichtsbüchern nach dem „Gründerkrach“ 1873, der sporadisch erwähnt wird (z. B. Schroedel), und der Weltwirtschaftskrise 1929 nicht mehr präsent. Dementsprechend hat sich die Problematik des Klassenkampfes erledigt. Als „Soziale Frage“ ist er eine Erinnerung an das 19. Jahrhundert.

„Die Konsumgesellschaft hat den Typus des Proletariers zu einer historischen Figur werden lassen: der Arbeiter fühlt sich heute in unserer westlichen Industriegesellschaft ... als Konsument ihr zugehörig. An die Stelle seines revolutionären Pathos ist eine höchst nüchterne und materielle Konsumfreudigkeit getreten. (...) Aus dem Proletarier von gestern ist der sozial gesicherte Arbeitnehmer, der Sozialpartner von heute geworden, der äußerlich kaum noch von seinem Arbeitgeber zu unterscheiden ist, seit er auch seine Standeskleidung abgelegt hat.“ (Kl. I)

Aber auch die historische Präsentation von gesellschaftlichen Widersprüchen vermeidet den Begriff „Klasse“ strikt; so heißt es „Arbeiterstand“ und Elemente einer Schichtungstheorie finden sich nur in den „reinen“ Sozialkundebüchern. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte werden dem traditionellen Selbstverständnis der Historiographie entsprechend als Geistesgeschichte betrieben.

„Diese Abneigung war aufs engste mit der gesellschaftlichen und politischen Frontstellung gegen den Marxismus, sowohl als kritische Theorie wie als Emanzipationsbewegung der Industriearbeiterschaft, verbunden⁶⁵.“

Auch heute bleibt die Problematik des „organisierten Kapitalismus“ außerhalb der Geschichtswissenschaft, erst recht der Schulgeschichtsbücher. Wirtschaftliches wird anekdotisch „eingeschoben“; dabei kommt nicht mehr als eine eklektische Verbindung einer Geschichte „sozialer Ideen“, besonders mit der biographischen Präsentation von „Leben und Werk“ christlicher und marxistischer Theoretiker, mit der beschaulich-schaurigen Schilderung wirtschaftlicher „Zustände“ zustande.

⁶⁵ H.-U. Wehler, Theorieprobleme der mod. dt. Wirtschaftsgeschichte, in: Festschrift Hans Rosenberg, Berlin 1970, S. 66–107, hier S. 70.

Die Tragweite der „Industriellen Revolution“ kommt so nicht zur Geltung; sie wird global als „Verdiesseitigung“ (Diest. III/2) oder „Auflösung der altgewohnten Lebensordnungen“, die „auch ihre guten Seiten“ hatte (Hirsch. I), verkannt.

Wo „Wirtschaftskrisen und der politische Terror im Ostblock ... zwangsläufig“ sind und „mangelnde Versorgung, Bürokratismus, Spitzelwesen und Zwang“ nach sich ziehen (ebd.), bleiben für die Marktwirtschaft keine Fragen mehr bestehen. Staat und Unternehmer werden auch historisch als „sozial denkend“ eingeführt, etwa mit der Bismarckschen Sozialgesetzgebung und einzelnen Unternehmern wie Robert Owen, Alfred Krupp und Ernst Abbe. Schlußfolgerung ist:

„Der Weg zu einer gerechten sozialen Ordnung führt nur über eine Verständigung zwischen den Sozialpartnern. Gewiß scheinen die Interessen mitunter einander zu widersprechen: Streik seitens der Arbeitnehmer und Aussperrung seitens der Arbeitgeber führen jedoch oft zu großen Schädigungen für die Gesamtheit.“ (Kl. I)

Wichtiger als die vorgeblich wertfreie Auseinandersetzung mit dem Marxismus und seinen Versuchen zur Realisierung ist gemäß der außenpolitischen Orientierung der Schulgeschichtsbücher die Abwehr einer angeblich drohenden kommunistischen Expansion, womit alte Ängste neu bestätigt werden. Von der „Machtausbreitung des Kommunismus“ (Stam), der „Sowjetisierung Osteuropas“ (ebd.) und dem „Kommunismus im Vormarsch“ ist allenthalben die Rede (Diest. I). Unter dem Motto „Läßt sich so der Kommunismus bekämpfen?“ (Kl. III) werden anhand des spanischen Bürgerkrieges, Taiwans („ein Bollwerk der pazifischen Verteidigung“ [Kl. II]), Koreas und Vietnams Modelle des Roll-back entwickelt, die sämtlich der „Schutzmacht USA“ verpflichtet sind. Auf „Mitteldeutschland“ und die „verlorenen Ostgebiete“ werden teilweise revanchistische Ansprüche erhoben, die aber in den neueren Schulgeschichtsbüchern nicht mehr zur Geltung kommen. Wie bereits im frühen Alter eingeführt, gilt die DDR auch im Oberstufenbuch noch als „großes Gefängnis“ (Diest. I); ferner als verlorengegangener „Lebensraum“ (Gehlen II). „Vom Vater Brocken schweift der Blick weit in die westliche Welt“ (ebd.).

M. Engel⁶⁶ hat in einer Schulgeschichtsbuch-Analyse festgestellt, daß in westdeutschen Schulgeschichtsbüchern vor allem die DDR als „Antisymbol“ benutzt wird. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges wurde aber das gesamte Osteuropa zum Gegner; die sog. „Ostkunde“ kann weitgehend als Funktion der Totalitarismus-Theorie gelten. Durch die Intensivierung dieses Faches, in dem sich wissenschaftliche Ergebnisse der Lehrstühle für Osteuropäische Geschichte mit einer speziellen Problematik politischer Bildung vermischen, hätten nach dem Krieg die informativischen Rückstände des Ost-West-Gefälles aufgeholt werden können. Doch wird diese Tendenz durch einflußreiche Vertreter des Faches selbst sowie durch

einen neuen Nationalismus^{66a} (Eugen Lemberg, Klaus Hornung u. a.) unterlaufen. Empirische Untersuchungen haben mehrfach ergeben, daß das Ost-West-Gefälle bestehen geblieben ist. Russen und Polen gehören wie Juden und Chinesen zur „Out-Group“; sie „erscheinen sowohl als die bedeutungsstärkste als auch die unsympathischste Gruppe“ und „gelten als wesentlich unsympathischer als die Franzosen“⁶⁷, für die bis vor kurzem selbst noch eine ambivalente statistische Beurteilung vorlag. Für das „Antisymbol DDR“ werden alte regionale Vorurteile reaktiviert. Dafür sind nicht allein die Schulgeschichtsbücher verantwortlich zu machen; die „Empfehlungen zur Ostkunde“ aus dem Jahre 1956, die immer noch gültig sind, verordnen ganz allgemein den „erlebnisbetonten Unterricht“, der die Leistung des deutschen Ostens herausstellen solle⁶⁸. Doch zeigt die Analyse von Berndt/Strecker, daß nationale Vorurteile auch im Schulgeschichtsbuch aufrechterhalten bleiben und das Quantum an besserer Information nicht zu ihrer Neutralisierung ausreicht. Einen bedeutenden Anteil daran hat die historisch undifferenzierte Behandlung der „Vertreibung“ und die Konstruktion des „Rechts auf Heimat“. Der Begriff Vertreibung „ermöglicht es . . . , die Deutschen als das Volk zu präsentieren, das Unrecht und Verluste aufgrund eines willkürlichen Aktes hinnehmen mußte“⁶⁹. Die Folgen von 200 Jahren preußisch-deutscher Ostpolitik werden inzwischen teilweise in die Schulgeschichtsbücher einbezogen; dabei ist jedoch typisch, daß dem deutschen Einzelschicksal das kollektive und „namenlose Leid der Polen“ gegenübersteht. Ch. Skowronnek hat in den Schulgeschichtsbüchern den Gedanken der Kulturlosigkeit und der Inferiorität östlicher Völker bestätigt gefunden; zumindest aber bleibt mit den Schwerpunkten der Behandlung Polens (Christianisierung und Kolonisation und Vertreibung (1945/6) ein germanozentrisches Polenbild erhalten. Die Verfasser, die die Schüler bewußt auf die Problematik dieses Themenkreises aufmerksam machten, sind demnach „bei weitem in der Minderzahl“⁷⁰.

XI. Der Ersatz: die „Dritte Welt“

Totalitarismus-Theorie und Antikommunismus werden — so stabil sie in den meisten Schulgeschichtsbüchern auch noch verankert sind und damit gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechen — durch die gesellschaftliche und „fachwissenschaftliche“ Eigendynamik auf die Dauer obsolet und müssen durch neue Integrationsideologien

66a vgl. Rolf Schmiederer, Politische Bildung zwischen Gemeinschaftsideologie und Nationalismus, in: Das Argument, Nr. 54, 11. Jg. 1969, S. 431—466.

67 K.-Ch. Becker, Einstellungen deutscher Schüler, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie u. Sozialpsychologie, 1970, S. 737—55, hier S. 750.

68 abgedruckt in Berndt/Strecker, a.a.O., S. 96 ff.

69 ebda. S. 90.

70 Ch. Skowronnek, Probleme des deutsch-polnischen Verhältnisses in westdeutschen Schulbüchern, GWU (1966), S. 78—88, hier S. 88.

ersetzt werden. Dazu bietet sich die Teilung der Welt in eine nördliche und eine südliche Hälfte an, die zudem eine Wiederbelebung des Antikommunismus in geographischer Verschiebung erlaubt.

Die erwähnte Schulgeschichtsbuch-Analyse von K. Fohrbeck u. a. hat Geschichts-, Erdkunde- und Sozialkundebücher der letzten Jahre nach dem vorherrschenden Bild von den unterentwickelt gehaltenen Ländern untersucht. In Übereinstimmung damit kann man die Äußerungen zu den „Entwicklungsländern“ folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die Behandlung des Kolonialismus und des Imperialismus vor dem 1. Weltkrieg steht unter den Vorzeichen von „Eurozentrismus“ und der Bejahung des „weißen Kulturauftrages“. Dies gilt besonders für die Bismarcksche Kolonialpolitik. Mit dem 1. Weltkrieg gilt der Imperialismus, der als reine Machtpolitik ohne ökonomische Grundlagen definiert wird, als überwunden.

2. Der Übergang zur Unabhängigkeit, die nur als formaler Akt erscheint, geschieht in den Schulgeschichtsbüchern quasi automatisch als „Erwachen“ der Völker der „Dritten Welt“. Modelle des gewaltlosen Widerstandes werden bevorzugt behandelt (vor allem Gandhi); andere Formen des Widerstandes, also sämtliche anticolonialistischen Befreiungsbewegungen, werden der „Unreife“ der „Entwicklungsländer“ oder kommunistischen Einflüssen zugeschrieben (Stam). „Die USA sehen sich gezwungen, aus ihrer beratenden Tätigkeit herauszutreten und aktiv in den Kampf einzutreten“, heißt es dazu in Gehlen I. Den Fehler Vietnams hat nach Diest. I auch der Kongo begangen, der „sich feindselig von seinem früheren Mutterland ab(wendet)“; „andere vermeiden einen solchen Bruch, dankbar die Leistungen der ehemaligen Kolonialmacht anerkennend und wohl wissend, daß sie weiterhin deren Unterstützung brauchen“ (ebd.).

3. In den Schulgeschichtsbüchern existiert ein altes, kolonialistisches Weltbild, das Rassismus und den Aufruf zu karitativer Hilfe miteinander verbindet, und ein neues, technokratisches Weltbild, das die „Entwicklungsländer“ eher vom Standpunkt ökonomischer Rationalität als zukünftige Märkte für die „nationalen Exportinteressen Deutschlands“ betrachtet. Ein Beispiel für beides:

„Sollen diese Millionen (in den Entwicklungsländern, C. L.) nicht persönlich verkommen und zu politischen Verzweiflungsaktionen getrieben werden, so ist eine große Anstrengung der ‚wohlhabenden Völker‘ nötig. Nur wenn die Völker Europas und Nordamerikas bereit sind, zur Rettung der Welt vor einer menschlichen und politischen Katastrophe äußerste Anstrengungen zu unternehmen, kann die Aufgabe gemeistert und damit zugleich auch der Bestand und die Anziehungskraft der freien Welt gesichert werden.“ (BSV 3)

4. Symptome der „Unterentwicklung“ (Hunger, „Bevölkerungsexplosion“, Un-Bildung, „Faulheit“, fehlende wirtschaftliche Rationalität) werden hypostasiert; der berüchtigte „Teufelskreis der Armut“ fehlt nicht.

Aus dem Bereich der „Entwicklungsländer“ entstammt auch die Problematik, die für Teile einer Generation in der Bundesrepublik zum Katalysator gesellschaftlicher Neuorientierung geworden ist: der Vietnamkrieg. Dieser wird in den Schulgeschichtsbüchern entweder ganz verschwiegen oder nur in seiner Entstehung als Indochinakrieg in den 1950er Jahren erwähnt; das Engagement der USA gilt als partiell und ephemer. Wie er, wenn überhaupt schon, im Unterricht verwertet wird, zeigt das folgende Unterrichtsbeispiel aus der Zeitschrift GWU; an ihm kann der Charakter politischer Bildung in der Schule noch einmal beispielhaft verdeutlicht werden. Ein Lehrer empfiehlt dort nach einer Unterrichtsreihe über 20 Stunden immerhin die Teilnahme am Ostermarsch, um „dem leidenschaftlichen Wunsch nach Frieden sichtbaren Ausdruck zu verleihen“⁷¹. Doch zeigt das folgende Zitat, daß, abgesehen von den tatsächlichen Begebenheiten und den Formen des praktischen Widerstandes, dieser im politischen Unterricht als infantil und niveaulos herausgestellt werden soll:

„Acht Wochen nach Beendigung meines Unterrichts war es soweit. Der Ostermarsch in Bremerhaven hatte Vietnam zum Thema, und es kam zu wilden Szenen. Das Sternenbanner vor dem Hauptquartier wurde von johlenden Jugendlichen ‚eingeholt‘. Das Durchschnittsalter der ‚Demonstranten‘ und ‚Protestanten‘ lag bei 15 Jahren. Die Oberprimaner, die dabei gewesen waren, waren mit mir darin einig, daß eine wertvolle Idee so zur selbstbefriedigenden Kinderbelustigung geworden war. Sie klagten mit mir über das niedrige Niveau einer Veranstaltung, bei der sie gegen ihre ursprüngliche Absicht zu verständnislosen Zuschauern geworden waren. Möglicherweise war das auch eine Frucht meiner Unterrichtseinheit über den Konflikt in Vietnam“⁷².

XII. Rückblick

Schulbücher haben eine doppelte Funktion:

1. Sie haben wesentlichen Anteil an der Begründung, Erhaltung und Verbreitung des gegenwärtigen Geschichtsbildes, das den jeweils herrschenden gesellschaftlichen Tendenzen entspricht und der affirmativen Funktion politischer Bildung zuzuordnen ist. Daß Geschichte als reale Handlungsalternative und Anleitung zur menschlichen Praxis erkannt wird, verhindern sie; daran ändern auch neuere Tendenzen und die Aufnahme kritischer Topoi nichts. Statt dessen verselbständigt sich die Erkenntnis gegenüber der Praxis und die handlungsorientierenden Folgen historischen Wissens werden neutralisiert. „Die verwissenschaftlichte Historie entrückt wirkende Traditionen ins Unverbindliche, statt deren reflexive Aneignung folgenreich zu betreiben“⁷³. Die Geschichtswissenschaft hat so ihre einzige

⁷¹ H. W. Reimers, Erfahrungen mit der Behandlung des Vietnamkonfliktes in der Oberstufe, GWU (1970), S. 21–31, hier S. 31.

⁷² ebda.

⁷³ J. Habermas, Nachwort zu: F. Nietzsche, Erkenntnistheoretische Schriften, Frankfurt 1968, S. 237 ff., hier S. 244.

„praktische Anwendung“ im Geschichtsunterricht und bleibt damit den Herrschaftsinteressen der bestehenden Gesellschaft notwendig untergeordnet.

2. Sie rechtfertigen im engeren Sinne die Existenz der Geschichtswissenschaft überhaupt, die sich gegen die Rede von ihrer „Nutzlosigkeit“ verteidigen muß. Sie tun dies mit der Transformation von wissenschaftlichen Konzepten in didaktisch-normative Unterrichtselemente. Entsprechend ihrer konservativen Funktion selektieren Schulgeschichtsbücher die wissenschaftliche Produktion dabei in bestimmter Weise. Die Totalitarismus-Theorie hatte beispielsweise größeren Erfolg als andere Faschismus-Theorien; die Probe auf dieses Exempel läßt sich auch an anderen Beispielen machen. So ist kaum zu erwarten, daß etwa neuere Ergebnisse zur Bismarckschen Kolonial- und Innenpolitik, zur Rätebewegung oder zur Frühgeschichte der Bundesrepublik in nächster Zeit Eingang in die Schulgeschichtsbücher finden werden. Verstärkt gilt dies von den methodischen Grundlagen der Schulbuchideologie, die schon aufgrund der mangelnden „fachwissenschaftlichen“ Theoriediskussion weiterhin unangefochten bleiben werden.

Schulgeschichtsbücher verwerten wissenschaftliche Produktion also in ganz bestimmter Weise. Zunächst vermitteln sie „neutrales“ Wissen, dessen Vermehrung und wachsender Informationswert fast automatisch auch demokratisierende Funktion hat. Die Methoden der Wahrnehmung und die Schemata der Interpretation unterlaufen jedoch diesen Effekt; sie sind ganz auf die Legitimation des Bestehenden ausgerichtet, für das weiterhin ein strikt harmonisches Bild oder die Konstruktivität des Konflikts gilt. Informationen werden unter dem Gesichtspunkt ihrer integrativen Leistungen für die Identifikation mit der eigenen Gesellschaft gegen Fremdbereiche selektiert.

B. Sachwörterbücher

Von weit geringerer Bedeutung und Verbreitung als die Schulgeschichtsbücher sind die historischen „Sachwörterbücher“, von denen hier sieben kurz charakterisiert werden sollen⁷⁴. Anders als

- 74 **Haberkern, Eugen, u. Joseph Friedrich Wallach:** *Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit.* Franke Verlag, Bern-München ²1964 (678 S., Ln., 68,— DM).
- Bayer, Erich:** *Wörterbuch zur Geschichte.* Kröner Verlag, Stuttgart 1965 (545 S., Ln., 15,— DM).
- Herzfeld, Hans:** *Geschichte in Gestalten.* 4 Bde. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1963 (375, 364, 349, 385 S., TB, je 5,80 DM).
- Rössler, Hellmuth, u. Günter Franz:** *Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte.* Oldenbourg Verlag, München 1952 (968 S., Ln., 88,— DM).
- Rössler, Hellmuth, u. Günter Franz:** *Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte.* Oldenbourg Verlag, München ²1958 (1472 S., Ln., 148,— DM).

Schulbücher sind sie zwar nicht an eine bestimmte Ausbildungs- und Sozialisationsphase jugendlicher Konsumenten gebunden; generell richten sie sich an ein unbegrenztes „historisch interessiertes Publikum“. Doch faßt dieses Geschichte nach einem Diktum Henry Fords heutzutage eher als „Müll“ auf; das Publikum, dem man die Produktionen historischer Forschung angedeihen lassen könnte, hat sich aufgrund handfester sozialer Gegebenheiten inzwischen verflüchtigt. Dementsprechend repräsentieren Lexika eher das Selbstverständnis der historischen Wissenschaft selbst.

Jeder Historiker macht im Verlauf seines Studiums irgendwo einmal die Bekanntschaft mit derartigen Sachwörterbüchern, die in naturwissenschaftlichen und sprachlichen Disziplinen noch verbreiteter sind. Während seines „Grundstudiums“ sagt man ihm, dort könne er sich die notwendigen Vorinformationen beschaffen, das in der Schule Versäumte — den „Stoff“ — nachholen und das unbedingt Präsentierbare finden. Auch Examenskandidaten sind derartige Lexika in ihren kurzfristigen Informationsbedürfnissen schon oft entgegengekommen. Prüfungen im derzeitigen Universitätsbetrieb erfordern bekanntlich nicht nur im Fach Geschichte lernbare, reproduzierbare und deshalb möglichst kurze Informationen. Diese ergänzen die Lücken eines Studiengangs, der eher auf exemplarisches Lernen und Spezialisierung ausgerichtet ist. Dies kommt auch in dem 1946 geschriebenen Vorwort zu Haberkern/Wallach von Hermann Oncken zum Ausdruck: „Die Geschichtswissenschaft, überhaupt nicht reich an technischen Hilfsmitteln, hat, bei ihrer gewaltigen Stoffproduktion, nichts aufzuweisen, was dem Bedürfnis nach sachlicher Orientierung dieser Art entspräche; und auch unter den allgemeinen Hilfsmitteln, zu denen der gebildete Mensch in der Unsicherheit des Augenblicks greift, fehlt ein handliches Nachschlagebuch, das dem Geschichtsfreund alle seine Fragen sicher und knapp beantwortet“ (7).

Ein Blick auf den Buchmarkt zeigt, daß Lexika im weitesten Sinne ein einträgliches Geschäft geworden sind, sei es, weil die Konsumenten der Medien und der Kulturindustrie aufgeschnappte Stichwörter nachträglich sich vergegenwärtigen wollen, sei es, weil dieselben den Anschluß an den Bildungsboom oder die geschickt umgesetzte „Protestbewegung“ nicht verlieren wollen. Diese werden mit der Nomenklatur „historisch Interessierte“ oder als „Laien“, die sich Geschichte „nach Feierabend“ zu Gemüte führen, érfasst. Ein Lexikon genügt in jedem Fall der enzyklopädischen Oberflächlichkeit bildungsbürgerlicher Ansprüche, die heutzutage in Volksausgaben und Taschenbüchern großzügig mit der Vergangenheit jonglieren. Klappentexte und Vorworte sprechen ihre Zielgruppen als „Gelehrte und Laien“ an; angestrebt ist damit ein Kompromiß zwischen schneller

Beck, Reinhart: Wörterbuch zur Zeitgeschichte seit 1945. Kröner Verlag, Stuttgart 1967 (465 S., Ln., 17,50 DM).

Besson, Waldemar (Hrsg.): Geschichte. Fischer Verlag Frankfurt/M. 1961 (382 S., TB., 5,80 DM).

Information und populärer Wissenschaft, über deren Legitimität und deren Fragwürdigkeit noch zu sprechen sein wird. Eine Massenaufgabe erreichten allerdings nur — aufgrund ihres Taschenbuchformats und -preises und ihrer Integration in die Lexikon-Reihe des Fischer-Verlages — die von W. Besson und H. Herzfeld herausgegebenen Bände. Es zeigt sich, daß wie bei J. Hartmanns „Geschichtsbuch“ im gleichen Verlag auf diese Weise noch Masseninteresse für Geschichte zu mobilisieren ist, wenn auch die „rohe“ Datenübermittlung eher auf die Angehörigen des Lehr- und Lernbetriebes zugeschnitten ist. Die Lexika von Haberkern/Wallach und Rössler/Franz legen ihren Schwerpunkt eher auf den Arbeitsprozeß in den Seminaren; sie dienen wie das Wörterbuch von Beyer der „rasche(n) und umfassende(n) Orientierung propädeutischen Charakters . . .“ „Es galt ein Hilfsmittel zu schaffen, das vielleicht jüngeren Kommilitonen einen Weg in einen überfüllten Lesesaal erspart“ (Beyer S. V.). Das Lexikon von R. Beck, das sich auf die Zeit nach 1945 beschränkt, orientiert sich in etwa am Journalismus.

Je umfangreicher die Lexika werden, desto weitgesteckter sind ihre Ziele. Blütezeiten der Lexikographie, etwa die hellenistische Homerphilologie oder der arabische Enzyklopädismus, fallen zumeist in Spätzeiten und erheben den Anspruch, gewonnene Ergebnisse zusammenzufassen und das „Weltbild“ einer Epoche denen zu vermitteln, die an seiner Konstituierung keinen Anteil hatten. Die französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts schrieben ein Dokument des „Ideengutes“ des vorrevolutionären Bürgertums zusammen; im Gegensatz zu den gegen die „Masse“ eingestellten Materialisten war hier übrigens an eine Laieneinführung zum Selbststudium gedacht. In ihrem Wirkungsbereich war die Enzyklopädie jedoch nicht nur Dokument; etwa mit den „Herrscherartikeln“ sollte eine Gegenposition zum Mittelalter gewonnen und das aufgeklärte Denken der frühkapitalistischen Epoche gestützt werden. Genau dieser progressive Zug ist den heutigen Lexika größtenteils verlorengegangen. Das gilt auch für den begrenzten Bereich historischer „Hilfsmittel“.

Zwar ist Beschäftigung mit Geschichte immer „rückwärtsgewandt“, d. h. ihre Erkenntnisvorgänge sind immer auf die Rekonstruktion unwiederholbarer Vorgänge aus, wenn auch mit Blick auf die Gegenwart und befangen in ihren Lebenszusammenhängen. Die hier angeführten Titel sind darüber hinaus jedoch aus einer defensiven Position heraus geschrieben. Ihnen ist mehr oder weniger die konservative Wendung gegen den „Kulturumbbruch“ des 20. Jahrhunderts gemeinsam, und sie haben die „Funktion, die Erinnerung an das Unverlierbar-Menschliche zu bewahren, das Menschenbild für eine noch unbekannte Zukunft zu retten“ (Rothfels in Besson, nach einem Zitat von J. Burckhardt). In dieser Rettung verbindet sich das zumeist konservative Naturell der Herausgeber und Autoren mit dem Statement von der „tiefgreifenden Umwälzung“ (Rössler/Franz) (1958); es gilt demnach, die Geschichte „auf den Stand“ zu bringen, womit nicht Aktualisierung, sondern Stillstand gemeint ist und der Nach-

welt vorgeblich gesicherte Erkenntnisse präsentiert werden sollen. Dies geschieht nicht im Sinne eines analytischen Eingriffes in den dynamischen Geschichtsprozeß, ohne den historische Erkenntnis niemals möglich wäre. Die Zeit nach dem Umbruch wird mit chaotischen Zügen versehen: „Sehnsüchtig sucht man einen Ariadnefaden zu ergreifen, der in diesem Labyrinth den richtigen Weg zeigt“ (Haberker/Wallach, 7).

Eine theoretische Reflexion über ein neu zu begründendes „Geschichtsbild“ findet man nur in den Artikeln von H. und W. Mommsen im Fischer-Lexikon, zumal in den anderen Sachwörterbüchern, die nach ABC-Stichwörtern gegliedert sind, die Abschnitte viel zu kurz sind, um eine Problemstellung überhaupt anklingen zu lassen. „Ein Begriff muß bei dem Worte sein“ (Faust I) — dieses Motto ist Haberkern/Wallach vorangestellt; doch gerade diese Autoren bieten nur äußerst knappe Worterklärungen, die nur dann einen Sinn haben, wo sie z. B. das Verständnis mittelalterlicher Urkundengliederung erleichtern oder Termini aus der Verfassungsgeschichte erklären sollen, d. h. auf ganz spezielle Fragen zugeschnitten sind. Wort und Begriff, d. h. die Vermittlung einer Problematik über die reine Synonymie bzw. Übersetzung hinaus, bleiben gerade da disparat, wo dogmatisch angewandte und verfestigte Schlagworte und Wortsyndrome zu hinterfragen wären (z. B. Periodisierung, Quellen, Epoche, biographische Methode). Manche Artikel in Rössler/Franz (1958) geben vor, zu eigenen wissenschaftlichen Abhandlungen geworden zu sein und „erstmalig eine Zusammenfassung eines wichtigen Problemkreises“ zu bieten (VI), was allerdings schon mit einem Blick auf die überholten Literaturangaben unglaubwürdig wird. Überhaupt kann nur eine baldige Neubearbeitung sämtliche angezeigten Sachwörterbücher vor dem Vorwurf der Veraltung bewahren. Dies ist weniger mit dem undifferenzierten Argument der „Wissensexplosion“ zu begründen, sondern eher mit der Tatsache, daß neuere Entwicklungen und moderne theoretische Ansätze nicht vorausgeahnt und kaum erfaßt wurden.

Die Geschichte dennoch neben ihrer wissenschaftlichen oder ästhetischen Objektivierung auch museal, d. h. hier lexikalisch aufzubereiten, entspringt nicht zuletzt den Traditionen, die Nietzsche in seinen erkenntnistheoretischen Schriften mit dem Terminus „Bildungsphilistertum“ auf den Begriff gebracht hat. Die Gewalt toter Traditionen lastet auf dem gegenwärtigen Leben, dessen kontemplative und „monumentalische“ Anschauung die verändernde Praxis ersetzt⁷⁵. Ferner finden sich im Vorgang der Katalogisierung „historischen Wissens“ — neben einer durchaus begrüßenswerten Vermehrung von Information — immer auch Elemente jener „Halbbildung“, wie Th. W. Adorno den Verfall von Bildung umschrieben hat. „Im

⁷⁵ Vgl. F. Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Stuttgart 1962 (Reclam 7134); so auch K. Marx, „Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden“ (MEW 8, Berlin 1960, S. 115).

Klima der Halbbildung überdauern die warenhaft verdinglichten Sachgehalte von Bildung auf Kosten ihres Wahrheitsgehaltes und ihrer lebendigen Beziehung zu lebendigen Subjekten⁷⁶.“ Es ist oftmals kaum denkbar, daß die Reduktion historischer Dynamik aufs Stichwort ohne den Verlust ihrer Substanz vor sich gehen könnte. Das impliziert aber die Gefahr, daß die gebotenen Kurzdefinitionen blind als gültig anerkannt werden und der Uniformität von Prüfungsantworten entgegenkommen. Die hinter dem Schlagwort stehende Kontroverse kommt oftmals nicht mehr zum Vorschein.

Die Wörterbücher richten sich daneben innerhalb universitärer Grenzen an auszubildende Historiker. Sie tun dies auf verschiedene Weise und jeweils unter der besonderen Betonung und Überbetonung einzelner Aspekte. Innerhalb dieser Grenzen erfüllen sie durchaus notwendige Informationsfunktionen. Das „Wörterbuch zur Zeitgeschichte“ orientiert sich vor allem an außenpolitischen Daten: genannt sind Verträge, Bündnissysteme, Institutionen, Staatsmännerbiographien, politische Schlagworte. In der Vernachlässigung der innenpolitischen Korrelate sog. Außenpolitik ist das Wörterbuch eine späte Frucht der überkommenen Auffassung, nach der die Nationen die Subjekte der Geschichte sind, was auch Besson in seinem Beitrag über „Zeitgeschichte“ (Fischer-Lexikon, 340) bekräftigt.

Die Dynamik des „Ost-West-Konfliktes“ und der „Dekolonisation“, die Beck programmatisch einbeziehen wollte, kommt kaum zur Geltung; sie ist auf Bündnissysteme und formelle Unabhängigkeitserklärungen reduziert. Rössler/Franz (1951) und H. Herzfeld präsentieren biographische Daten, die zumeist „Führerpersönlichkeiten“ und ihre Vita mehr oder weniger gelungen mit einem allgemein-politischen „Zeitbild“ kombinieren. Welchen Wert derartige Ahnengalerien haben, hängt ganz von ihrer Funktionalisierung ab, d. h. in welcher Weise sie in historische Fragestellungen integriert werden. Man kann kaum behaupten, daß die gegenwärtige Geschichtswissenschaft das Trauma der „großen Männer“ bereits überall überwunden habe; geläufig ist immer noch, Geschichte von vornherein in Lebensgeschichten aufzulösen. Ihren positiven Beitrag leisten derartige Lexika, in dem sie Historikern das stupide Auswendiglernen genealogischer Sachverhalte und dynastischer Zusammenhänge ersparen. Fragwürdig sind sie immer dann, wenn der berüchtigte Treitschke-Satz „Männer machen Geschichte“ wieder gültig wird und der in den Schulbüchern begründeten Personalisierung weiterhin Vorschub geleistet wird. Mit den Wörterbüchern von Haberkern/Wallach und in weiten Teilen auch von Bayer, deren Artikel wesentlich kürzer sind, wird das Verständnis juristischer, wirtschaftsgeschichtlicher und anderer Spezialausdrücke erleichtert.

Das Fischer-Lexikon spiegelt dagegen in umfassender Weise das Selbstverständnis der Historikerkunft in den 60er Jahren wider. Es finden sich dort Abhandlungen verschiedener jüngerer Autoren, in

76 Th. W. Adorno, Theorie der Halbbildung, in: Sociologica II, Frankfurt 1962, S. 168—192, hier S. 176.

denen sowohl das Krisenbewußtsein der gegenwärtigen als auch die folgenreichen Mängel der traditionellen Historiographie zur Sprache kommt. Eine Aufarbeitung des Historismus (in den Artikeln: „Historisches Denken der Gegenwart“, „Historische Methode“ und „Historismus“) gelingt zwar noch nicht, doch sind seine fragwürdig gewordenen wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen beim Namen genannt. Schon in Ermangelung alternativer Möglichkeiten erwägt keiner der Autoren den vollkommenen Bruch mit dem Historismus; alle sprechen vorsichtig von Ergänzungen, Bereicherungen und Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Tendenzen. Nach Besson soll der Historismus überdies als Mittel gegen „totalitäre Tendenzen des eigenen Zeitalters“ gerettet werden; angeblich entspricht er der „Forderung, daß die Würde persönlicher und überpersönlicher Individualitäten unantastbar sei“ (116).

Eine vorsichtige Kritik an der anthropologischen Begründung von Geschichte durch den Historismus, die eine strenge Dichotomie von Natur und Geschichte und die doppelte, in Wirklichkeit unhistorische Identität von Subjekt und Objekt im Verstehensakt sowie einen verkürzten Begriff von Universalgeschichte impliziert, formuliert H. Mommsen. W. Mommsen konstatiert die enge Verbindung von wissenschaftlichem Prinzip und soziologischer Grundlage, nämlich von Historismus und bürgerlicher Gesellschaft, und kritisiert deren institutionelle Verfestigung im Forschungsbetrieb als „Museum unverbindlicher Vergangenheiten“. In der Tat darf eine „Kritik am Historismus“, die inzwischen längst zum Gratis-Repertoire „kritischer“ Historiker geworden ist und andererseits von vielen etablierten Lehrern nur als lästige Ablehnung von „eigentlicher“ Forschungsarbeit aufgefaßt wird, nicht nur wissenschaftsimmanent vorgehen und z. B. typologische Verfahren als *deus ex machina* anbieten, sondern muß sich gleichzeitig als historisch-soziologische Selbstreflexion auffassen.

Da das Fischer-Lexikon seit 1961 unverändert erscheint, sind Strukturgeschichte kaum, Strukturalismus und Psychoanalyse naturgemäß überhaupt noch nicht verarbeitet. Der historische Materialismus — damals als wissenschaftliches Anhängsel eines feindlichen politischen Systems noch widerspruchslos abqualifizierbar — erscheint lediglich in einer Abhandlung von D. Geyer unter dem Mantel „kommunistischen Geschichtsverständnisses“, politische Ökonomie als „Politökonomie der Stalin-Zeit“; beides unterliege dem nicht näher beschriebenen „Leninschen Postulat der Parteilichkeit“. Geyer wechselt die (notwendige) Kritik vieler Elaborate sowjetischer Historiographie — jener aus der von G. Lukács sogenannten Zeit des „ärarischen Sozialismus“ — mit einer grundlegenden Auseinandersetzung mit der materialistischen Geschichtsauffassung. Daß die Historikerzunft ihr gegenüber ein feindliches Verhältnis einzunehmen habe, bleibt außer Frage (z. B. 132); die Geschichtswissenschaft der DDR bleibt von der Aufzählung gegenwärtiger ausländischer Forschungsergebnisse (334 ff.) ausgeschlossen. Insgesamt legt die Lektüre des Lexikons den Eindruck nahe, daß die Geschichtswissenschaft zwar von alten Traditionen Abschied nehmen will, sich auf

neue Wege aber noch nicht traut; unter der Hand kommen dann die alten Prämissen wieder zum Vorschein. Historie ist zu den Wissenschaften zu zählen, die ihre Begründer und ihre Traditionen nicht oder nur sehr zögernd aufgeben wollen. Enttäuschend sind folglich die Kapitel über „Darstellungsformen“ und „Quellen“, die sich über Droysens Historik noch nicht hinausgewagt haben⁷⁷. Desiderat bleibt weiterhin die präzise Darlegung eines historischen Forschungsprozesses, weniger im Sinne seiner technischen Abfolge als vielmehr einer erkenntnistheoretischen Klärung des Verhältnisses von objektiver Realität und ihrer Darstellung, von Geschichte und Historie, von welthistorischem Prozeß und seinen materiellen Überresten (den Quellen) sowie von Autor und Darstellung.

77 Daß die Geschichtswissenschaft nicht um Droysens Historik und hermeneutische Prinzipien herumkommt, scheint festzustehen. Anstatt sich auf einen abstrakt negierten Historismusbegriff zu fixieren, sollte eine kritische Historikergeneration vielmehr eine Aufarbeitung der als „bürgerlich“ abqualifizierten Tradition in Angriff nehmen. Vgl. zur Fortschrittlichkeit Droysens in seiner Zeit J. Rüsen, *Politisches Denken und Geschichtswissenschaft bei J. G. Droysen*, in: Festschrift Th. Schieder, München-Wien 1968, S. 171—187 und ders., *Begriffene Geschichte*, Paderborn 1968. Daß hier auch die Elemente einer marxistischen Historik zu suchen sind, zeigt A. Schmidt, *Geschichte und Struktur. Fragen einer marxistischen Historik*. München 1971 (Reihe Hanser 84), S. 18: „Wer wollte leugnen, daß Droysens Fragen — mutatis mutandis — auch die einer marxistischen Historik sind?“

Besprechungen

Bensing, Manfred: *Thomas Münzer und der Thüringische Aufstand 1525.* VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1966 (283 S., Ln., 45,— M).

Engels' Mahnwort: „Auch das deutsche Volk hat seine revolutionäre Tradition“ (womit „Der Deutsche Bauernkrieg“ anhebt) wird mit Manfred Bensing's Studie aufs eindrucksvollste belegt. Die Bedeutung dieser wie mit einem Mikroskop angefertigten Arbeit liegt nicht allein in dem zum Teil originellen Forschungsbefund, sondern auch und vor allem in dem Beitrag, den sie zum zentralen Thema deutscher Geschichtsschreibung, zur „deutschen Misere“, liefert.

Untersucht wird der zeitlich und räumlich begrenzte Abschnitt des großen Aufstandes, der unter Führung von Thomas Münzer, zwischen Mitte April und Mitte Mai 1525 drei Zentren erfaßt hatte: das obere Werratal sowie die Städte Mühlhausen und Frankenhausen. Die unter Münzers Einfluß stehende Bewegung sei, nach Bensing, als eine relativ selbstständige Erscheinung des Bauernkrieges einzuschätzen. „Thüringer Aufstand“ wird nicht schlechthin der Aufstand in Thüringen genannt, sondern die unter Münzers Einfluß stehende Bewegung“ (132). Keineswegs war die Lage der Thüringer Bauern miserabler als die ihrer Klasse im übrigen Mitteldeutschland, eher besser. „Die für Thüringen charakteristischen radikalen Forderungen erwuchsen auf der Grundlage radikaler Interessen, die sich nicht aus dem niederen, sondern relativ hohen Entwicklungsniveau der Verhältnisse erklären“ (29).

Das Neue und Besondere, das im Thüringer Aufstand zum Durchbruch kam, besteht darin, daß hier zum erstenmal prophetisch jene Grundfragen aufgerollt wurden, „die in den darauffolgenden Jahrhunderten Aktualität erlangen sollten“ (133). Ihre Lösung hätte, das läßt sich mit Gewißheit sagen, dem ganzen Verlauf der deutschen Geschichte eine andere („normalere“) Richtung gegeben. In der „Partei Münzers“ (der Ausdruck ist von Engels) hatten zum erstenmal ein Programm und eine Organisation Gestalt angenommen, die über die örtlichen Interessen hinauswuchsen und das ganze Deutschland, wenn nicht die ganze Menschheit, in ihren radikalen Veränderungswillen einbezogen. Die „zertrennte Welt“ erneuern, die gottlose, d. h. unnatürliche Ordnung zerstören, das Volk zum obersten Richter machen, dazu war Thomas Münzer in den Krieg gezogen. Notwendigerweise mußte es ein Krieg werden gegen Fürsten und Patrizier, gegen lutherische Pfarrer und Prediger, die den armen Mann, wie Münzer sich ausdrückte, mit einer „neuen Logik beschissen“. Ihnen stellte Münzer seine noch neuere Logik entgegen, und sie war geig-

net, den bewaffneten Bauernhaufen ein gutes Gewissen zu verschaffen; denn, was sie unternähmen, sei kein Aufruhr, lehre der radikale Gottesmann, sondern „das Ende des fortwährenden Aufruhrs der Gottlosen gegen den Willen Gottes“. Bensing befindet mit Recht: „Das Volk wurde vom Objekt zum Subjekt der geschichtlichen Entwicklung. Diese Grundauffassung vor allem macht Münzers Stellung zu den Klassenkämpfen in Deutschland verständlich“ (48).

Was möglich, ja notwendig war, ist im Ansatz steckengeblieben. Engels, und nach ihm Mehring, sehen die Ursache des Scheiterns des revolutionären Anlaufs in der Unfähigkeit des städtischen Bürgertums, die historische Stunde zu begreifen. Bensing belegt diese Erklärung in seiner materialgesicherten Studie, indem er die Beziehungen der agierenden Klassen zueinander aus dem von der bürgerlichen Geschichtswissenschaft fleißig gerührten theologisch-ideologischen Brei herausfiltert. „Der Verrat der Besitzbürger an der eigenen Revolution war nicht Reaktion auf das radikale Programm der Volksmassen, sondern umgekehrt dieses Programm Produkt der Unmöglichkeit, die Bedürfnisse des ganzen Volkes durch die bürgerlich-gemäßigte Reformation zu befriedigen“ (140).

Hätten sich die oppositionellen und revolutionären Kräfte der Stadt mit den Bauern vereinigt, wäre keine Kraft imstande gewesen, den Sieg der bürgerlich-demokratischen Revolution über die Feudalmächte aufzuhalten. Das aber ist nur in der Reichsstadt Mühlhausen unter Münzers Einfluß geschehen. Von Mühlhausen aus versuchte er ganz Thüringen den Fürsten und dem Adel zu entreißen und so ein Zentrum zu schaffen, von dem aus der Aufstand auch in andere Teile Deutschlands getragen werden konnte. Diese kühne Strategie ist an der Zersplitterung, der lokalen Beschränktheit und dem Unvermögen der Bürger, sich, wie in Frankreich und England, zur Klasse zu formieren, gescheitert.

Der gelehrte Verfasser bietet auf Grund der erhaltenen Quellen einen Tag-für-Tag-Bericht der politischen und militärischen Vorgänge; doch ist für den nicht spezialisierten Leser wichtiger, ob und in welcher Weise die offenen Fragen der Münzer-Diskussion beantwortet werden. War materieller Antrieb entscheidend, oder ergaben sich die Aufständischen bloß chiliastischer Schwärmerei? Deutlich sprechen die Fakten: zwei der thüringischen Aufstandszentren entstanden, wo sich im Bergbau, in der Salzgewinnung und in der Metallverarbeitung frühkapitalistische Bedingungen herausgebildet hatten. Um das Mansfelder Bergrevier in Bewegung zu setzen, erließ Münzer sein berühmtes „Manifest an die Bergknappen“. Freilich, der Ruf hatte nicht den erwarteten Erfolg. Warum sich die große Masse der Bergarbeiter dem Bauernhaufen versagte, darüber gibt es nicht wenige Theorien. Bensing bietet eine neue: die Bereitschaft sei vorhanden gewesen; aber das Zögern und Zaudern im Lager von Frankenhausen, wo vor dem Eintreffen Münzers die Gemäßigten die Oberhand gewonnen hatten und Verhandlungen anbahnten, hätten abmahnend gewirkt. „Um sich einer gemäßigten Programmatik zu

unterwerfen und nach Übereinkommen mit den Grafen zu trachten, dazu brauchte man sich nicht zu erheben“ (182).

Man muß dem Verfasser recht geben, wenn er sich weigert, der messianischen Terminologie der Münzerschen Predigten ihr materialistisches Konzept zu opfern. „Im 16. Jahrhundert konnte das Hinausgehen nicht nur über die Gegenwart, sondern über die Klassengesellschaft, nur durch Anknüpfung an messianische Vorstellungen, alttestamentliche prophetische Weissagungen oder chiliastische Schwärmereien des frühen Christentums, eingebettet in religiöse Denkformen, erfolgen“ (135). Ähnliches ist bekanntlich wenige Jahrzehnte vorher in Florenz geschehen, wo der Dominikanermönch Girolamo Savonarola in der Sprache der Johannes-Apokalypse eine von den Medici und von Rom unabhängige Volksregierung gefordert hatte. Bensing sieht mit Recht hinter der endzeitlichen Vision die zeitliche Programmatik, was der Münzer-Deutung Ernst Blochs widerspricht, der pointiert: „Nicht nur für bessere Tage, sondern für das Ende aller Tage wurde hier gekämpft“ (Ernst Bloch: „Thomas Münzer als Theologe der Revolution“, Frankfurt/M. 1962, S. 72).

Mit seiner Deutung folgt Bensing Engels, der in den chiliastischen Schwärmereien den bequemen Anknüpfungspunkt für die plebejische Fraktion in ihrer über die kaum empordämmernde modernbürgerliche Gesellschaft hinausgreifende Zielsetzung erblickt. „Aber zugleich konnte das Hinausgehen nicht nur über die Gegenwart, sondern selbst über die Zukunft, nur ein gewaltsames, phantastisches sein und mußte beim ersten Versuch der praktischen Anwendung zurückfallen in die beschränkten Grenzen, die die damaligen Verhältnisse allein zuließen“ (MEW 7/346). Dieses Greifen nach dem gegenwärtig Utopischen, aber historisch Notwendigen stand in vollem Gegensatz zu dem in der Person Heinrich Pfeifers verkörperten Pragmatismus, der an die gegenständlichen Wünsche und Bedürfnisse der Aufständischen anknüpfte und deren Erfüllung zum letzten Zweck des Aufstandes erklärte. In diesem Gegensatz sieht Bensing den „eigentlichen tragischen Konflikt des Thüringer Aufstandes“; er resultiere „aus der schreienden Diskrepanz zwischen den unausgereiften Verhältnissen und den Ideen Münzers, zwischen dem historischen Möglichen und dem geschichtlich Notwendigen“ (109).

In alledem steckt, von Bensing nicht ausgesprochen, das dornige Problem der „deutschen Misere“ (Brief Engels' an Mehring v. 14. Juli 1893). Denn „unausgereift“ im objektiven Sinn waren die Verhältnisse keineswegs. Die Zersetzung der Feudalordnung, die Ansätze des Frühkapitalismus, die Herauslösung großer Teile Deutschlands aus römischer Abhängigkeit durch die Reformation, das alles waren objektive Voraussetzungen für eine erfolgreiche bürgerlich-demokratische Revolution. Unausgereift, ja nicht vorhanden, war die subjektive Voraussetzung: eine sich ihrer Interessen bewußte kampffähige und kampfgewillte Bourgeoisie. Sie war, wie Marx polterte, 1525 nicht vorhanden, und ebensowenig 1848. Marx warf dem deutschen Bürgertum nicht nur seine Zersplitterung vor, wie Bensing erinnert, sondern viel mehr: „Sie (die deutsche Bourgeoisie) hatte sich so träg,

feig und langsam entwickelt, daß sie im Augenblick, wo sie gefahrdrohend dem Feudalismus und Absolutismus gegenüberstand“, selber dem Proletariat und anderen antifeudalen Schichten gefahrdrohend gegenübertrat (MEW 6/108).

In diesem Zusammenhang muß Bensing kritisiert werden. Einleitend meint er begütigend, daß die revolutionären Impulse über die Grenzen fortgetragen wurden, im eigenen Land jedoch erstarben, schränke die Bedeutung der frühen bürgerlichen Revolution in Deutschland nicht ein. So darf die historische Schuld der deutschen Bürgerklasse aber nicht verwischt werden. Es hat wenig Sinn, dem deutschen Volk zu bescheinigen, es habe sich angeschiedigt, „die historisch notwendigen Entwicklungsbedingungen für den gerade aufkeimenden Kapitalismus zu konstituieren und zur Grundlegung der bürgerlichen Gesellschaft zu schreiten“ (13). Gerade das hat das deutsche Volk, trotz gewaltigen Blutzolls, nicht getan. Die historische Verantwortung des deutschen Bürgertums, in dem marxistischen Geschichtskonzept mit dem Terminus „deutsche Misere“ umschrieben, sollte nicht wegetuschiert werden, wie dies auf dem 2. Historikerkongreß der DDR (1962) geschehen ist.

Daß Thomas Münzer dem Thüringischen Aufstand der Zeit weit vorausseilende revolutionäre Ziele gesetzt hat, ist das sichtbare Zeichen für das Wirken einer demokratisch-revolutionären Unterströmung im deutschen Volk; daß er im Alter von 35 Jahren das Schaffot besteigen mußte, ein kaum bestreitbares Gegenzeichen für die Stärke der reaktionären Hauptströmung. Deutsche Geschichte kann nicht einspurig geschrieben werden, ohne sie idealistisch zu verfälschen. In seiner Substanz hält sich Bensings Studie von solchem Sündenfall allerdings frei.

Hätte sich der Autor einer weniger ausgedörrten Gelehrtensprache bedient, wäre es möglich, seine bedeutende Arbeit auch einem nicht spezialisierten Leserkreis zu empfehlen.

Bruno Frei (Wien)

Forte, Dieter: Martin Luther & Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1971 (140 S., kart., 5,80 DM).

In dem frech-amüsanten Bühnenstück von Dieter Forte vollziehen die historischen Protagonisten in burlesker Kostümierung das Drama der gescheiterten ersten großen deutschen Revolution. Wiewohl eher als Film zu betrachten denn als Theater, bewirkt die Szenenfolge explosive Aufklärung, vor allem durch eine an Karikatur heranreichende Simplifizierung. Filmisch ist das Übereinanderkopieren von Vordergrund und Hintergrund, von Gott und Geld, von Bibel und Buchhaltung in rasch aufeinanderfolgender Sequenz. Mit Ausnahme von Thomas Münzer, der im Lichte der Scheinwerfer in geschichtsgerechtem Maßstab agiert, sind die zahlreichen Personen des Spiels karikaturistisch verzerrte Rollenträger. Die Verzerrung verstärkt allerdings die Rolle und damit die Aussage.

Nicht geglückt ist die Methode bei Luther. Die Rolle, die Dieter Forte aus Zitaten zusammensetzt, ergibt keine Person, deren Motive gedanklich nachvollziehbar wären. Was herauskommt, ist die Verkörperung der Widersprüche der Reformation in einer Figur. Kein Wunder, daß sie aus Papier ist. Die Widersprüche der im Kampf aufeinanderstoßenden Klassen lassen sich nur schwer mit den zwei Seelen, die ach! in seiner Brust wohnen, zur Deckung bringen. Dieser Luther erklärt nichts, weil er zu viel erklären soll. Ist er bloß ein Hampelmann, noch dazu plump bestechlich, dann verflüchtigt sich die historische Verantwortung der Klasse, deren Mundstück er ist.

In dem vereinfachten Geschichtsbild, das uns der Stückeschreiber bietet, gibt es, mit Ausnahme der Lichtgestalt Münzer, nur Schurken und Trottel. Ein Pandämonium der Käuflichkeit. Buchhaltung vertritt nicht nur Theologie, sondern auch Politik. So löblich das Bemühen ist, die Hand Fuggers am Drähteziehen zu zeigen, so wird der ökonomische Hintergrund zum Agitprop, wenn mit der „Fugger-Litanei“ („Erlöse uns, o Kapital!“) der Kirchentext parodiert wird.

Die Reformation war kein „Trick“, sondern Klassenkampf, im Thüringer Aufstand zum Bürgerkrieg gesteigert.

Mit diesen Vorbehalten muß anerkannt werden, daß die theatrale Wirkung des Spiels, besonders durch seine parabolische Deutbarkeit für die Gegenwart, in hohem Grade zu vermuten ist. Vielleicht ist der Autor in seinem Bemühen, zu verdeutlichen, mit der Sprache allzu forsch umgesprungen. Auch ohne „Happening“ und „Gipfelkonferenz“ ist der Aktualitätsbezug zu erkennen. Das „Spiegel“-Gespräch mit Martin Luther streift bereits an (bühnenwirksame) Abgeschmacktheit. Auch sagt der Papst nur selten „nebbich“.

Ob der anarchistische Lehrsatz „Herrschaft ist der Ursprung aller Empörung“ tatsächlich von Münzer gebraucht worden ist, kann der Rezensent nicht überprüfen; in dem Konzept, in dem es steht, ist das Zitat (wenn es eines ist) mißverständlich. Bruno Frei (Wien)

Kearney, Hugh: Und es entstand ein neues Weltbild.

Die wissenschaftliche Revolution vor einem halben Jahrtausend (The Scientific Revolution). Kindler Verlag, München 1971 (252 S., 73 Abb., Ln., 24,80 DM).

Kearney's Buch ist der Versuch, die wissenschaftliche Revolution des 16. und 17. Jahrhunderts vom ideengeschichtlichen Standpunkt aus zu interpretieren. Die gerade für die Wissenschaftsgeschichte dieses Zeitraums konstitutiven Fragestellungen — so die Beziehungen zwischen technischen Innovationen und naturwissenschaftlichen Methoden, zwischen gesellschaftlich-praktischen Bedürfnissen und wissenschaftlicher Tätigkeit, zwischen wissenschaftlicher Revolution und Frühkapitalismus — werden hier nicht nur fast völlig ausgeklammert, sondern geradezu als methodisch irrelevant bezeichnet. Mit leichter Hand wischt Kearney eine Auffassung der Wissenschaftsgeschichte vom Tisch, für die etwa Namen wie Max Weber, Franz

Borkenau, Henryk Grossmann, Leo Kofler, John D. Bernal stehen, polemisiert undifferenziert gegen einen von ihm bis zur Karikatur verzerrten Geschichtsmaterialismus und geht unbefangen von folgenden methodischen Prämissen aus: 1. (Wissenschafts-)Geschichte darf nicht im Modell eines historischen Progresses und vom Standort der Gegenwart aus geschrieben werden (17 ff.). 2. Es gibt keine bedingenden Beziehungen zwischen der Entwicklung der materiellen Produktion und der Entfaltung bestimmter naturwissenschaftlicher Denkweisen (47 ff.). 3. Es gibt keine konstitutiven Zusammenhänge zwischen Puritanismus, Naturwissenschaft und Frühkapitalismus (210 ff.).

Statt dessen vollziehe sich die wissenschaftliche Revolution „als Wiederentdeckung und Widerlegung des griechischen Denkens“ (13). Der Schlüssel zu ihrem „Verständnis . . . , ihrer Ursprünge wie ihres Verlaufs“ sei „im Vorhandensein dreier klar voneinander abgegrenzter Traditionen zu finden . . . , deren jede für sich einer paradigmatischen Einstellung zum Naturgeschehen korrespondiert: der organischen, der magischen und der mechanischen Einstellung“ (17). Als Vertreter der „organischen Einstellung“ erscheinen etwa Harvey und Bacon, die Entdeckung des heliozentrischen Systems sei Ergebnis der neuplatonisch-mystischen Einstellung des der Wirklichkeit sich entziehenden Kopernikus und nur „Kopernikus' neuplatonischer Hintergrund erklärt auch, warum seine Theorien im 16. Jahrhundert auf nahezu allseitige Ablehnung stießen“ (104). Das mechanistische Denken des 17. Jahrhunderts gehöre nicht in den Zusammenhang der durch das Vordringen von Maschinen sich verändernden Ökonomie — wie Grossmann in seiner Kritik an Borkenau geltend gemacht hat —, sondern wird isoliert geistesgeschichtlich aus der „Wiederbelebung der Archimedischen Wissenschaft“ (48) begriffen. Dabei kann man dem Autor natürlich nicht zum Vorwurf machen, daß er eine Art Traditionsgeschichte des naturwissenschaftlichen Denkens der Neuzeit schreiben möchte; die exemplarischen Mängel seiner Methode zeigen sich nur darin, daß er mit ihr einfach nicht erklären kann, *warum* ganz bestimmte hellenistische Traditionen wiederaufgenommen werden und sich durchsetzen. So vollzieht sich die wissenschaftliche Revolution als Kampf der Geister im Reich des Geistes, die ballistischen Kurven eines Geschosses werden nur deshalb berechnet, weil es den Aristoteles zu widerlegen gilt (76), an der Uhr wird gearbeitet wegen ihres „Symbolwert(s) . . . für das mechanistische Weltverständnis“ (78) und noch der Prozeß der Inquisition gegen Galilei erscheint „als der feindliche Zusammenprall zweier Paradigmen: des organischen und des mechanischen“ (150).

Kearney's Buch zeigt damit nicht nur die Beschränktheit der isolierten geschichtsidealistischen Methode; die Anwendung dieser Methode auf die Geschichte der *Wissenschaft* ist genau die historische Extrapolation jener Ideologie der „reinen Wissenschaft“, wie sie den bestehenden Wissenschaftsbetrieb noch weitgehend bestimmt. Wissenschaftsgeschichte wird damit zur historischen Legitimation eines Wissenschaftsbegriffs, der Erkenntnis auf bloß geistige Innovation

reduziert. Gerade eine wirklich historische Betrachtung der Wissenschaftsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts aber wäre gründlich dazu angetan, genau jenen Mythos von der reinen Wissenschaft zu zerstören — und darin bestünde die Aktualität wissenschaftsgeschichtlicher Forschungen.

Dieter Richter (Göttingen)

Kleßmann, Eckart (Hrsg.): Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1966 (380 S., Ln., 24,80 DM).

Einleitung und Nachbemerkung charakterisieren den Inhalt des Buches und die Intentionen des Herausgebers zur Genüge. Ganz im Sinne der bürgerlichen Geschichtsschreibung werden von Kleßmann geschichtliche Prozesse einer historischen Persönlichkeit zugeordnet. „Vielleicht wird man mir vorwerfen, ich hätte in diesem ... (Buch) ... die Person Napoleons zu sehr in den Vordergrund gerückt... Dazu ist zu sagen: Es ging von 1803 bis 1805 nur um diesen Mann, um niemanden sonst“ (352). Als Begründung dafür wird angeführt, daß selbst die Alliierten 1814 und 1815 ausdrücklich angegeben haben, „daß sie nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg führten“ (352). Kleßmann übersieht dabei, daß er nur sehr oberflächlich die Zielrichtung der Politik der gegen Napoleon verbündeten Regierungen angibt, denn im Vordergrund stand für sie eindeutig die möglichst umfassende Wiederherstellung der alten feudalen Ordnung in Europa. Dazu nutzten sie die selbständige Kampfbereitschaft breiter Volksschichten geschickt für ihre Zwecke aus, ohne ernstlich daran zu denken, ihnen die politischen Rechte, für die sie in den Krieg zogen, zuzugestehen. Historisch relevante Unterschiede in der Aktivität breiter Volksschichten in Preußen¹ und in den Rheinbundstaaten² können für Kleßmann damit gar nicht ins Gewicht fallen.

Aber auch die Parole von der Beseitigung Napoleons hat ja die Implikation, daß damit die Wiederherstellung der alten Dynastie der Bourbonen in Frankreich ermöglicht werden sollte, soweit das nach den durchgeführten bürgerlichen Reformen noch möglich war. Als Beweis dafür kann die Gewährung eines milden Friedens für Frankreich nach der Niederlage Napoleons durch die Siegermächte gelten. Dieser Einsicht entzieht sich Kleßmann, indem er sich auf den Standpunkt vermeintlicher Objektivität zurückzieht. „Die Augenzeugen jener Jahre sind geradezu besessen gewesen von dem Individuum Napoleon, sei es in Sympathie, sei es in Haß, also mußte Napoleon in den Mittelpunkt der Dokumentation gerückt werden;

1 vgl. Stulz, Percy: Fremdherrschaft und Befreiungskampf. Die preussische Kabinettpolitik und die Rolle der Volksmassen in den Jahren 1811 bis 1813, Berlin (DDR) 1960.

2 vgl. Heitzer, Heinz: Insurrektionen zwischen Weser und Elbe. Volksbewegungen gegen die französische Fremdherrschaft im Königreich Westfalen (1806—1813), Berlin (DDR) 1959.

die persönliche Einstellung des Herausgebers spielte dabei keine Rolle“ (352/53). Kleßmann entgeht so allerdings, daß er seine vermeintliche Objektivität damit bereits zugunsten der Parteinarbeit für die offizielle alliierte Politik aufgegeben hat. Der Grund kann in seinem an Personen fixierten Geschichtsverständnis gesehen werden.

Es nimmt von daher auch nicht wunder, daß Kleßmann eine Neuauflage der alten preußischen Geschichtslegende, daß „der König rief, und alle, alle kamen“, wenn auch im neuzeitlichen Gewande, bringt: „Gewiß ist der preußische König Friedrich Wilhelm III. eine recht mediokre Erscheinung gewesen, gewiß hat man ihn zur Kriegserklärung gegen Frankreich fast zwingen müssen, aber er handelte politisch besonnen und vernünftig. Eine Erhebung, bevor starke russische Verbände zur Stelle waren, hätte vermutlich Preußens Selbstmord bedeutet. ‚Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!‘ dichtete Theodor Körner. Gewiß, aber erst, nachdem der König den Befehl erteilt hatte“ (11). Dieses „fürstliche Geheiß“ war für Kleßmann die Voraussetzung für eine „allgemeine ‚spontane‘ Volkserhebung“ (12). Die Beurteilung der patriotischen Partei fällt dementsprechend undifferenziert und ungerecht aus. So behauptet Kleßmann pauschal, daß der Krieg, der zunächst lediglich ohne nationale Emotionen zwischen Monarchen geführt worden sei, in seinem zweiten Teil zu einer Auseinandersetzung zwischen „chauvinistisch überhitzten Völkern“ (13) ausgeartet ist. Diese Zeit ist für ihn deshalb der Beginn jenes „üblen Nationalismus“, der im 19. Jahrhundert ganz Europa „zu verpesteten begann“ (13). Ähnliche Pauschalurteile treffen auch Personen. So wird zum Beispiel Jahn ohne jede Begründung zu einer „üblen Gestalt“ (14) abgestempelt.

Die ausgewählten Quellen bieten entsprechend des gezeigten Verständnisses Kleßmanns lediglich eine Illustration des militärischen Feldzuges gegen Napoleon vom Beginn des Jahres 1813 bis Waterloo. Kleßmann interessiert offensichtlich nur das Wie, also der Verlauf des Krieges, und nicht das Warum, also die politische und soziale Motivation der an den Befreiungskriegen beteiligten Parteien. Zumindest geben die von ihm ausgewählten Dokumente keinen Aufschluß darüber. Die Dokumentensammlung, die die DDR-Geschichtsschreibung zu diesem Zeitabschnitt schon 1954 vorlegte³, behält auch nach Kleßmann ihren Wert. Manfred Köhler (Frankfurt/M.)

Hermand, Jost, u. Manfred Windfuhr (Hrsg.): Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815—1848. Forschungsreferate und Aufsätze. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1970 (599 S., Ln., 68,— DM).

3 Donath, Friedrich/Markov, Walter (Hrsg.): Kampf um Freiheit. Dokumente zur Zeit der nationalen Erhebung 1789—1815, Berlin (DDR) 1954. Einen zusammenfassenden Überblick über den Stand der marxistischen Forschung zu diesem Zeitabschnitt bietet: Der Befreiungskrieg 1813 (= Schriften der Deutschen Sektion der Kommission der Historiker der DDR und der UdSSR, Bd. 4), Berlin (DDR) 1967.

Was könnte der Prüfstein für eine Festschrift sein, die ausdrücklich ihren Charakter verleugnen will, weil sie nicht üblichen Personenkult reproduzieren und Heterogenes zusammenstellen will, als der Grad an kritischer Auseinandersetzung mit der eigenen Schultradition? Der durch den Titel akzentuierte Begriff Restaurations-epoche scheint auf eine politisch motivierte Korrektur von Sengles Epochenbezeichnung „Biedermeierzeit“ als einer durch konservative Grundhaltung geprägten zwischen 1815—48 quantitativ und qualitativ dominanten Literatur abzielen. Enttäuscht wird freilich, wer dementsprechend die Behandlung der durch die Weiterentwicklung der Produktivkräfte (z. B. Schnellpresse) vorbereiteten, in Auseinandersetzung mit der Kunstperiode um literaturtheoretische Legitimation bemühten publizistischen Literatur erwartet. Alle sich daran anschließenden notwendigen Analysen, insbesondere der agitatorischen Literatur von der noch geheimbündlerischen bürgerlichen Opposition der radikalen Burschenschafter um Follen an, über die liberalen Mobilisierungsversuche der Öffentlichkeit zu Beginn der 30er Jahre hin zu dem kurzen Bündnis von rheinischer Bourgeoisie und radikaler politischer Theorie, das die Rheinische Zeitung (1842) dokumentiert — „Beginn des modernen Zeitungswesens in Deutschland“ (MEW 8, 19), wie Engels konstatiert — bis zur Literatur der frühen Arbeiterbewegung, bleiben ausgespart. Was auf dem Sektor der Publizistik fehlt, wird aber keineswegs auf seiten der Dichtung wettgemacht. Bereits die Auswahl der Autoren, die in sieben Forschungsreferaten behandelt werden, ist von der alten Biedermeierkonzeption geprägt: Lenau, Platen, Droste, Grabbe, der alte Tieck, Gotthelf und Sealsfield. Dennoch kennzeichnet der Tausch der Begriffe Biedermeier- und Restaurationszeit immerhin eines: die meisten Verfasser argumentieren explizit politisch. M. Windfuhr sucht Heines „modernen“ Demokratiebegriff in Relation zu einer ihm heute notwendigen Kritik an Kapitalismus und Bürokratie (457) zu stellen; J. Hermand wendet sich in seinem den Band einleitenden Referat über Einteilungsprobleme der Restaurationsepoche entschieden gegen vergangene und gegenwärtige reaktionäre Literaturwissenschaft; G. Haentzschel bemüht sich in seinen drei Forschungsreferaten (Lenau, Platen, Droste) nicht nur die üblichen Informationen zu geben, sondern jeweils den politischen Standort der Autoren und die ideologische, methodische Position der verarbeiteten Literatur aufzudecken; F. Schüppen setzt neue Akzente in der Sealsfieldforschung, indem er gegen die geistesgeschichtlich übliche Parallelisierung Sealsfield-Nietzsche dessen Nähe zur linkshegelianischen Philosophie der Tat betont, speziell im Hinblick auf die Diskussion der Frage nach der Bedeutung und den Grenzen der Gewalt; hinter dem neutralen Titel „Klassiker‘ in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung zwischen 1780 und 1860“ von Eva D. Becker verbirgt sich nichts weniger als eine kritische Analyse der preußischen Kulturpolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine Vorgeschichte der Lessinglegende. Der sicher interessanteste Aufsatz von H. W. Jäger über das

Naturbild als politische Metapher im Vormärz, Teilabdruck einer inzwischen erschienenen Arbeit, verdient ausführlichere Besprechung.

Eine ihrem Programm nach ausdrücklich politisch argumentierende Literaturwissenschaft müßte jedoch wenigstens bereits im Ansatz vorhandene Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse der Restaurationsepoche einbeziehen. Die von Marx und Engels im Begriff des status quo umrissenen Spezifika der Deutschen Zustände, das „epische“ statt „dramatische“ Verhältnis der Klassen zueinander, d. h. die Unentwickeltheit der Klassegegensätze, das Arrangement von Adel und Kleinbürgertum, die politische Unentschlossenheit der deutschen Bourgeoisie müßten eingebracht werden in die literaturkritisch entscheidende Frage, inwieweit die Literatur der Restaurationsepoche mit dem provinziellen Zaungastdasein identisch ist, das das weltgeschichtliche Niveau der Deutschen charakterisiert, und inwieweit sie Kritik der deutschen Misere ist. Die Rücksicht auf die speziellen gesellschaftlichen Bedingungen Deutschlands hätte nämlich zugleich den Blick freigegeben für deren Ungleichzeitigkeit gegenüber Westeuropa und so die Orientierung der deutschen progressiven Literatur erklären können. Hier macht sich u. a. die Isolation der Literaturwissenschaft gegenüber den Ergebnissen anderer Fachdisziplinen etwa der historischen, sozialgeschichtlichen und philosophischen Arbeiten von Koselleck, Stadelmann und Stuke bemerkbar.

Der mangelnden Anstrengung, die gesellschaftlichen Widersprüche dieser Epoche zu begreifen, entspricht ein Defizit in literaturtheoretischer Hinsicht. J. Hermands Versuch, dem bislang chaotischen Zustand beliebiger Etikettierung und Gliederung dieser Epoche durch Einführung politisch äußerlicher Kriterien wie Zensur und Verbot zu begegnen, folgt daher nicht zufällig die nachträgliche Rehabilitierung der untereinander äquivoken und keineswegs neu fundierten Begriffe: „(. . .) selbst eine so starke Bezugnahme auf das Phänomen der ‚Restauration‘ enthebt uns nicht der Verpflichtung, auch weiterhin mit Begriffen wie Biedermeier, Formkunst, Byronismus, Junges Deutschland und Vormärz zu operieren, um nicht gegen den stilpluralistischen Grundcharakter dieser Ära zu verstoßen“ (18). Genauso diffus kommt so zum Fenster herein, was vorher zur Tür hinausgeworfen wurde. Das Problem, ob man mit der offen proklamierten Opposition der deutschen Bourgeoisie um 1840 auch in der literarischen Entwicklung einen Einschnitt setzen sollte oder sich wie H. W. Jäger der Gepflogenheit der DDR-Literaturwissenschaft, die gesamte Zeit von der Julirevolution bis 1848 als Vormärz zu bezeichnen, anschließen sollte, kommt als diskussionswürdig erst gar nicht in den Blick. Wie stark hier Literaturgeschichte als Legitimation der eigenen politischen Position fungiert, wird deutlich, wenn der sich selbst als liberal apostrophierende J. Hermand in der ganzen Restaurationsepoche nur noch Konservative, Liberale und Teilliberale wiederfindet und die sozialistische Kritik am Jungen Deutschland so energisch abwehrt, daß es dabei zu Unterstellungen kommt. Falsch ist, daß Dietze sich Mehrings These, das Junge Deutschland könnte ohne Schaden aus der Literaturgeschichte gestrichen werden, an-

schließt (29), richtig dagegen, daß dieser die historische Bedeutung des Jungen Deutschland hervorhebt, weil er darin sowohl eine Vorform der Literatur nach 1848 erkennt als auch den ersten notwendigen Versuch, die klassische Literatur und Philosophie zu überwinden. Auch Windfuhrs Interpretation ist die formal-liberale Auffassung von Politik eigen, wenn er beispielsweise Heines publizistische Tätigkeit allein aus dessen demokratischem Engagement zu erklären sucht. Ließe sich das nicht eher auf seine Stellung als „freier Schriftsteller“ zurückführen, die ihn dazu zwingt, neue Möglichkeiten des Literaturmarktes wahrzunehmen? Der Versuch, Heines politische Schwankungen psychologisierend als „Ermüdungs- und Resignationserscheinungen“ (453) zu begreifen, bleibt ebenfalls vordergründig. Resultieren sie nicht vielmehr aus der Diskrepanz zwischen fortgeschrittener theoretischer und ästhetischer Einsicht und bürgerlichem Klassenvorbehalt? — Die Grenze der formal-politischen Analyse wird ebenfalls sichtbar an der detailreichen Aufarbeitung der Zensurprobleme am Beispiel Heines durch Ute Radlik. Argumentiert man überwiegend von den staatlichen Restriktionsmaßnahmen her, ohne auch nur die pekuniären Interessen zumindest der Kleinstaaten am Verlagsgeschäft (vgl. Gentz an Metternich v. 1. 8. 1820) zu berücksichtigen, so muß man zwangsläufig zu einer Apologie des in der Tat mutigen Verlegers Campe kommen. Dagegen erscheinen dann Heines Invektiven gegen seinen Verleger „absurd“ (478). Lukács' hier unbeachtet gebliebene These, Campes Berufung auf die Zensur sei nur ein Vorwand für dessen profitable Literaturpolitik gewesen, ist nicht widerlegt. Man muß nicht unbedingt mit Lukács moralisierend den an Heines Schriften zum reichen Mann gewordenen Campe aburteilen, um in Heines pathologisch erscheinendem Argwohn, die Angst des um die Anerkennung des geistigen Eigentums bemühten, bürgerlich privilegierten Poeten vor der sich objektiv abzeichnenden Tendenz zum bezahlten Lohnarbeiter abzusinken, herauszulesen.

Günther Oesterle (Würzburg)

Kapp, Friedrich: Vom radikalen Frühsozialisten des Vormärz zum liberalen Parteipolitiker des Bismarckreichs. Briefe 1843—1884. Herausgegeben und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. S. 47, Insel Verlag, Frankfurt/M. 1969 (157 S., Ln., 6,— DM).

Die vorliegende Schriftenreihe, nachgerade zum literarischen Nachlaßverwalter für Lebensschicksale und -zeugnisse des deutschen Liberalismus geworden, scheint mit der Veröffentlichung dieses Vermächtnisses zu bedeuten, daß die Windungen dieses und anderer ähnlicher Lebensläufe nur dem Gang historischer Notwendigkeit nachgefolgt seien.

Über den Sohn, den Putschisten Wolfgang Kapp, geriet der Vater in Vergessenheit, wengleich sich doch zeigen ließe, daß jener so widernatürlich gar nicht aus der Art geschlagen ist. Eine Aufzählung

wichtiger Lebensstadien im Vorwort steht nicht nur für diesen einen, ganzen Mann ein: „... den einen war er als radikaler 1848er ein fester Begriff, den anderen als einer der Führer der Deutschamerikaner; die einen kannten ihn als engagierten Nationalliberalen im ersten Jahrzehnt nach der Reichsgründung, die anderen zollten ihm Anerkennung als vehementem Kritiker der Bismarckschen Politik seit 1879, die ihn mit den besten Köpfen des deutschen Liberalismus in den linksliberalen „Freisinn“ trieb; Theodor Mommsen schätzte ihn als Mitstreiter gegen den politischen Antisemitismus, Heinrich v. Sybel als Mitarbeiter der „Historischen Zeitschrift“ und die „Deutsche Bank“ als „Vorstandsmitglied mit umfassender Erfahrung in Auslandsgeschäften“ (8; ferner: 1872 Verwaltungsrat des „Boden und Communal Credit“ in Elsaß-Lothringen). Geschäften wie jenem Projekt, eine „Kaperflotte gegen die Franzosen“ in Amerika anzukaufen: „... kann in sehr kurzer Zeit hier beschafft werden, wenn die hiesigen Behörden ... beide Augen zukneifen. Abgesehen von der Unfähigkeit des hiesigen Gesandten lassen sich solche Dinge besser durch outsiders arrangieren“ (93). Outsider war der beherzte Kritiker eigentlich nur vor 1848, als ihn die Bewunderung für Feuerbach, Moses Hess, Weitling und den jungen Marx eine neue Zeit heraufziehen sah, in der für „Pfaffen“, „Raubfürsten“ und selbst den Bourgeois kein Platz mehr sein sollte. Zurückgekehrt aus Amerika, wohin er ausgewandert war, weil er sein Lebensglück nicht dem Erfolg oder Mißerfolg der Revolution in Deutschland verbinden wollte, und ausgestattet mit einem Wohlstand, der ihm den Lebensstil eines Privatiers erlaubt, stimmt er als nationalliberaler Reichstagsabgeordneter (Freihandels-Fraktion) für das Sozialistengesetz und droht jedem, der sein Eigentum antastet, mit einem Sechsschüssigen: „Wenn schon, denn schon!“ (114) Wer darin, wie der Herausgeber, nur den Einfluß der rauen Gesinnung des amerikanischen Westens erkennt, hat wenig Sinn für den Raubritter-Stil in der Architektur des Wehrbürgers der Gründerjahre.

Die Einheit des Bismarckschen Machtstaates und seine Realpolitik sind nun für Kapp der Garant für die Verwirklichung der Ideale der französischen Revolution; das historische Subjekt, in dem sie aufgehen, ist der freie Unternehmer, der Chancengleichheit im Welt-handel fordert und dem die fraternité Geschäftsverbindungen sind. Die tiefe Tragik im sonst so zeitgemäßen Leben Kapps: daß er in Bismarcks Krisen-Management, dem von ihm propagierten Protektionismus und in der Schaffung staatlicher Wirtschaftsmonopole nicht das Zukunftsweisende zu erkennen vermag und verbittert sich ins Private zurückzieht. Dort glaubte man ihn schon vergessen.

Jürgen Behrens (Berlin)

Gall, Lothar: Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Band 47, Abteilung Universalgeschichte. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1968 (524 S., Ln., 56,— DM).

Lothar Gall, heute u. a. Professor für Geschichte an der Universität Gießen, Mitherausgeber der *Historischen Zeitschrift*, Generalsekretär beim Bundesminister des Innern für die historischen Ausstellungen, promovierte 1960 bei Franz Schnabel mit einer ideengeschichtlichen Untersuchung über Benjamin Constant, einen französischen Theoretiker der Restaurationsepoche, dessen Schriften auf die süddeutschen Liberalen und damit auf den deutschen Vormärz einwirkten, „lehnte doch die bürgerliche Gesellschaft ihrer ganzen Mentalität nach fast überall den revolutionären Weg ab und strebte danach, in Allianz mit der Staatsmacht ihre Ziele zu verwirklichen“ (L. Gall: *Benjamin Constant. Seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz*, Wiesbaden 1963, S. XI).

In seiner hier zu besprechenden, von Theodor Schieder betreuten Habilitationsschrift leistet Gall wiederum einen Beitrag zur Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Südwestdeutschlands. Seine Arbeit gliedert sich in acht Abschnitte; die beiden ersten schildern die Zeit bis 1848 und die Reaktionsperiode der fünfziger Jahre. Die sechs übrigen Abschnitte behandeln die eigentliche Geschichte des „Liberalismus als regierender Partei“. Sie verleihen der vielfältigen, zum größten Teil um Verständnis für die liberale Passivität und das Bündnis von Junkertum und Bourgeoisie werbenden Literatur eine neue Nuance und wollen wiederum die „Richtigkeit des liberalen Grundsatzes“ illustrieren, „daß zwischen den Interessen der Regierten und denen des Staates ein unauflöslicher Zusammenhang bestehe“ (109).

Während die Führer der frühen Badenser Kabinette, Lamey und Roggenbach, noch im Einvernehmen mit der liberalen „Partei“ regierten, wobei sich eine enge Verzahnung von Außenpolitik und Innenpolitik zeigte, trat unter Mathy ein weites Auseinanderklaffen von Regierung und liberaler „Partei“ ein, das unter Jolly, der sich ausschließlich auf das Vertrauen des Landesherren stützte, perfekt wurde und zu einer „Politik der Bestechungen“ (413) und einem „neo-patriarchalischen System“ (496) entartete, das von der liberalen „Partei“ stillschweigend akzeptiert wurde.

Indem sie keinen Widerstand leisteten, entmachteten sich die Liberalen und verzichteten darauf, das großpreußisch-deutsche Reich Bismarcks durch eine bürgerlich-emanzipatorische Bewegung vom militaristischen, bonapartistisch-cäsaristischen Kurs abzubringen, der auch im Interesse der Bourgeoisie lag, indem er die soziale Herrschaft des Bürgertums ermöglichte, ohne dabei allerdings die alten Führungsschichten zu entmachten. Die Untersuchung Galls bricht mit dem Jahr 1871 ab, obwohl die Reichsgründung in einem doppelten Sinne keinen Einschnitt für den Liberalismus bedeutete: Bereits vor der eigentlichen Reichsgründung hatten sich die Liberalen mit dem Vorrang der nationalen Einheit vor der Freiheit abgefunden, und zwar sowohl in der Erwartung einer Verbesserung der ökonomischen Lage als auch in der stillen Hoffnung, durch die Einheit auch die Freiheit zu verwirklichen. In den Jahren 1877/79 spalteten sie sich endgültig in ein mehr oder weniger bedingungslos regierungs-

treues und ein mehr demokratisch-kleinbürgerliches, später sozial-imperialistisches Lager, das allerdings aus Angst vor den Arbeitermassen sich faktisch für die bestehende Ordnung entschied. Der kritische Linksliberalismus fand damals seine Stütze sehr häufig gerade in der Bevölkerung Südwestdeutschlands.

Der Wert von Galls Studie liegt zweifellos darin, der Darstellung der „Tragödie des Liberalismus“ (Sell) durch die Beschreibung von Inhalt und Scheitern liberaler Badenser Politik anhand von ausführlich referierten Akten der Behörden und der Nachlässe führender Persönlichkeiten eine weitere Konkretisierung geliefert zu haben. Gleichzeitig besteht hierin auch der Hauptnachteil: Fast nirgends stößt man auf Analysen oder den ernsthaften Versuch, sich mit grundlegender, allgemeinerer und theoretischer Literatur auseinanderzusetzen, die von Politikern, kritischeren Historikern oder auch Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts zum Problem des Liberalismus verfaßt wurde.

Besonderen Widerspruch fordert aber eine reißerische Überakzentuierung im Vorwort heraus. Hier betont Gall, daß er deutsche Geschichte und moderne Landesgeschichte verbinden wolle, die in der BRD im Gegensatz zur DDR wirklich noch zu den „Stiefkindern der Geschichtswissenschaft“ (XII) gehört. Obwohl Baden im Deutschland des 19. Jahrhunderts immer eine isolierte Sonderrolle gespielt hat, stand eine Gesamtdarstellung der historischen Entwicklung dieses deutschen Mittelstaates aus, so daß man die Versuche Galls, seine Arbeit mit der einsam herausragenden Stellung Badens zu legitimieren, nur kopfschüttelnd hinnehmen kann. Hier klingt die Auffassung der geistesgeschichtlich beeinflussten Historiker nach, nur das Außergewöhnliche verdiene Beachtung und Darstellung, während einer modernen Landesgeschichte, die immer auch Sozialgeschichte ist, will sie sich von der traditionellen dynastischen Landesgeschichtsschreibung befreien, gerade das Durchschnittliche mitteilenswert sein sollte. (Vgl. z. B. die Arbeiten von J. Kuczynski, die Beiträge des Jb. f. Wirtschaftsgeschichte und des Jb. f. Regionalgeschichte, für die BRD siehe etwa die landes- bzw. regional- und sozialgeschichtlichen Arbeiten von W. Köllmann: Sozialgeschichte der Stadt Barmen im 19. Jahrhundert, Tübingen 1960, und: W. Hofmann: Die Bielefelder Stadtverordneten. Ein Beitrag zu bürgerlicher Selbstverwaltung und sozialem Wandel 1850 bis 1914, Lübeck-Hamburg 1964 [Historische Studien, Heft 390].)

1. Der „Widerhall“ der französischen Juli-Revolution führte zwar zur praktisch fast vollständigen Pressefreiheit in Baden (Pressegesetz von 1831), zu Massenaufständen und Unruhen, die sicherlich ebenso wichtig waren, kam es jedoch im Königreich Sachsen, in Kurhessen, in Hessen, Braunschweig und im Königreich Hannover.

2. Der „nationale Gedanke“ fand in zahlreichen Manifestationen schon früher als in Baden einen demokratischeren Ausdruck (oder hängt die These Galls, der „nationale Gedanke [habe hier] am frühesten und nachhaltigsten seinen politischen Ausdruck“ gefunden [XII], von dessen Politikbegriff ab?).

3. Die Revolution von 1848 hatte sicherlich andere, weitaus stärkere „Antriebe für die Revolution“, als sie die „Verbindung von nationalen und liberalen Ideen“ darstellten, wie ein flüchtiger Blick in die auch von der westdeutschen Geschichtswissenschaft akzeptierten Ergebnisse der DDR-Forschung beweist. (Vgl. A. Dorpalen: Die Revolution von 1848 in der Geschichtsschreibung der DDR, in: *Historische Zeitschrift* [HZ] 210 [1970], S. 324—368.)

4. Das Statement, „demokratische Elemente“ seien in Baden ebenfalls vorgebildet gewesen, soll zwar nicht bestritten werden, jedoch fehlt ein näherer Beleg für diese These bzw. eine Erläuterung zu diesem Begriff, der wohl mehr kleinbürgerlich-demokratische Elemente meinen sollte, die in den Kämpfen der Reichsverfassungskampagne versagten und mundtot gemacht wurden. (Vgl. Th. Nipperdey, Rezension der Arbeit von Gall, in: *HZ* 210 [1970], S. 438) Mittlerweile geht die Forschung von der Verschiedenheit von Demokratie und Parlamentarismus aus, um Mißverständnisse zu vermeiden, die sich aus der Identifizierung beider Begriffe ergeben.

5. Auch die These, in Baden sei die soziale Frage „mit am frühesten in ihrer ganzen Schärfe erkannt worden“, muß mit einem großen Fragezeichen versehen werden; man erinnere sich nur an Büchners „Hessischen Landboten“, der 1834, also drei Jahre vor der „ersten sozialpolitischen Parlamentsrede in Deutschland“, erschien. Politik wurde eben auch außerhalb der Repräsentativkörperschaften gemacht.

Zuzustimmen ist Gall jedoch, wenn er in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Struktur eine Ursache dafür sieht, daß Baden „das große Experimentierfeld für alle (?) neuen Ideen, die im Gefolge oder in Reaktion auf die große Umwälzung in Frankreich auf Deutschland hereindrängten“ (XII), war. In der Durchführung seiner Untersuchung vermißt man aber gerade eine ausführliche, sozialgeschichtliche („konkrete“) Darstellung der Sozialstruktur Südwestdeutschlands, die sicherlich eine wesentliche Ursache für die Existenz eines ausgeprägten Linksliberalismus bis weit in das Wilhelminische Kaiserreich war. Man erfährt bei Gall nur einzelnes über den Gegensatz von Landbevölkerung und städtisch-bürokratischem Liberalismus, den er als soziale Ursache für die katholische Parteibildung und den sich in Reaktion auf deren Entstehungsprozeß doktrinär verhärtenden Liberalismus sieht. Hier, bei der Erklärung für die Entstehung einer katholischen politischen und sozialen Bewegung, liegt eine grundlegende Ergänzung zur bürgerlichen Parteigeschichtsschreibung und -forschung vor, die die sozialen Voraussetzungen und Bedingungen von Parteientstehung des Zentrums und dessen späterem Engagement im sogenannten Kulturkampf leugnet bzw. noch nicht registriert hat.

Die Kritiker Galls haben festgestellt, daß er sehr viel Raum auf eine Untersuchung der „Motive, Programme und Handlungen der leitenden Politiker“ verwende, und konstatiert, daß er sich dabei „jenseits modischer Tendenzen“ befinde (Nipperdey, a.a.O., S. 437). Man kann diese Tendenz auch negativ formulieren: Eine methodisch

originelle Arbeit hat Gall nicht geliefert. Er bleibt der Geistesgeschichte und dem Ziel verpflichtet, die Handlungen und Beweggründe der großen Akteure der Geschichte zu beschreiben.

Peter Steinbach (Cappel-Marburg/L.)

Eisfeld, Gerhard: Die Entstehung der liberalen Parteien in Deutschland, 1858—1870. Studie zu den Organisationen und Programmen der Liberalen und Demokraten. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1970 (240 S., brosch., 24,80 DM).

Diese bis in die proseminaristischen Literaturangaben „unveränderte Dissertation“ (Vorwort) ist in der Tat ein überaus „bescheidener Beitrag zu einer systematischen Darstellung über den deutschen Liberalismus“ (12). Durchgehend finden sich stilistische Ungeschicklichkeiten (z. B. ein Gesetz hat die „Hauptschuld“ [13]; „es ist schon ein Wunder“, daß ein Flugblatt verbreitet werden konnte [103], und konzeptionelle blackouts (die folgenreiche „Aufspaltung der liberalen Kräfte“ (200) in den 1860er Jahren wird nicht unwesentlich auf „tragisches“ (57) Mißverstehen von Politikern zurückgeführt). Dies bunte Gemenge mündet in Einsichten wie diese: „Wie stark unterscheiden sich doch Vorstellungen von Liberalen und Demokraten! Die eine Seite fordert eine nationale Partei, die andere eine demokratische“ (177).

Die schüchtern-beiläufigen Hinweise auf „wirtschaftliche Interessen“, die „auch“ eine Rolle gespielt hätten (vgl. 101), spiegeln sich in dem geradezu rührenden Mißvergnügen des Verfassers an seinen linksliberalen Helden (vgl. 95) Hoverbeck, Waldeck, Schulze-Delitzsch u. a. Denn sie brachten kein Bündnis mit den „Demokraten aus der Arbeiterschaft“ (95), gemeint ist der ADAV, zuwege. Die vergleichsweise demokratische (Kriterien hier: allgemeines Wahlrecht, Arbeiterschutzgesetzgebung) „Deutsche Volkspartei“ war eine Angelegenheit württembergischer und sächsischer Bildungsbürger. Im strategisch entscheidenden Preußen blieben die bürgerlichen „Demokraten“ in erster Linie „Liberalen“. Sie arrangierten sich 1866 zwar nicht wie die Mehrheit der „Deutsche Fortschrittspartei“-Mitglieder auf nationalliberale Manier, kamen aber auch dann über „linke“ Moralismen nicht hinaus. Daß es spezifische Profit-, Status- und Machtinteressen waren, die die „Demokraten“ lähmten und die es der hier auch genannten bourgeois, mittel- und bildungsbürgerlichen Mehrheits- und Führungsgruppe der Fortschrittspartei inopportun sein ließen, Forderungen nach allgemeinem Wahlrecht, aber auch nach niedrigeren Mitgliedsbeiträgen (45) zu akzeptieren, wird verdrängt. So ist hier natürlich auch der Heereskonflikt eine Auseinandersetzung um „Staatsauffassungen“, jedoch nicht um die Inhalte und die Ratifizierung des Interessenkompromisses zwischen der traditionellen, junkerlich-militärstaatlichen Herrschaftsklasse und der „neuen“ Bourgeoisie. Es „fehlten“ also nicht „Mut und Weitsicht“ (93), um aus der

Fortschrittspartei eine bürgerlich-demokratische Partei abzuspalten. Vielmehr war der Prozeß der „modernisierenden“ kapitalistischen Industrialisierung mit der sozialen Konsolidierung vorindustrieller Hierarchien in Preußen so verschränkt, daß borniert-feige Verhaltensweisen der führenden „demokratischen“ Figuren als relativ folgerichtig erscheinen müssen (vgl. die Analysen von Engels!).

Nützlichtes bietet die Arbeit immerhin dadurch, daß sie in Anlehnung an die Th. Nipperdeysche Studie über die Parteiorganisationen vor 1918 (1961) als entscheidendes Partei-Kriterium die Organisation und nicht allein das Programm betont (100). Dazu werden zahlreiche Details beigebracht, auch über wenig behandelte Gruppierungen wie den „Kongreß Deutscher Volkswirte“ 1857/58 oder den „Deutschen Nationalverein“ ab 1859. Diese Daten und weiteres Material über parallele Gruppierungen in Mittel- und Süddeutschland machen das Bild der Parteibildung plastischer. Die typische Stufenfolge war: Programmformulierung, Wahlorganisation, ständige Organisation. Eine abweichende Nuance zeigt sich in der relativ starken Zentralisierung des „Nationalvereins“. Sonst dominierten in dieser Phase relativ selbständige lokale Cliques. Diese bereits zum Topos gewordenen „Honoratioren“ (Th. Schieder, Th. Nipperdey) waren übrigens in den meisten Ortsvereinen wackere Kleinbürger (109).

Alf Lüttke (Tübingen)

Schoeps, Hans-Joachim: Der Weg ins Deutsche Kaiserreich. Propyläen-Verlag, Berlin 1970 (322 S., Ln., 7,— DM).

H.-J. Schoeps, unbeirrt reine Geistesgeschichte betreibender Erlanger Historiker, der seine preußisch-jüdische, hochkonservative Abstammung auch in vorliegender Monographie nicht verleugnen kann und will, beweist mit dieser Darstellung wiederum sein Gespür für die Bedürfnisse des Büchermarktes. Denn nur aus dem Verlangen nach einer beschaulichen Darstellung des Weges ins Kaiserreich kann die Existenz dieses Buches erklärt werden. Seine wissenschaftliche Bedeutung ist gering, und der erstmals ausgewertete skurrile Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit dem intriganten Leiter einer Taubstummenanstalt, Saegert, wirft nur insofern neues Licht auf die Reaktionszeit, als er die beschränkten Vorstellungen einiger Angehöriger der herrschenden Kreise jener Zeit illustriert: Klatsch und persönliche Intrigen dominierten. Dennoch hat sich Schoeps ein hohes Ziel gesetzt: Er will nicht „Altbekanntes“ bringen, sondern mit „geistesgeschichtlichem Urgestein“ die „Zeitgeist-Erkenntnis“ fördern (7). Geistesgeschichte zu betreiben, heißt für ihn, „alle in einer historischen Situation eingenommenen Standpunkte und alle erdenklichen Lösungsversuche zu durchleuchten, um ihnen allen gerecht zu werden“ und im Sinne einer Ranke verpflichteten „diskutierenden Geschichtsschreibung . . . die zu erforschende Situation jeweils als eine Gegenwart zu sehen, die ihre eigene Zukunft noch nicht kennt“ (7). Schoeps kennt die Zukunft allerdings sehr gut: Immer wieder spürt

er in der Geschichte „Weichenstellungen“ auf, z. B. 1854 („Das preußische Krisenjahr“), 1863 (Der Frankfurter Fürstentag) und 1866. Diese Weichenstellungen auf dem Weg in das Kaiserreich sind echt, weil man den Weichensteller, nämlich Bismarck als autonom handelndes Wesen „namhaft“ machen kann (vgl. 9). Dagegen fand 1914 keine Weichenstellung statt, denn der Krieausbruch war ein „Malheur“: Nach Schoeps sind 1914 „alle Völker in den Krieg hineingestolpert“ (9). Auch 1933 „findet man niemanden, der die Weiche 1950 gestellt hätte“, sondern nur „Sachirrtümer, Fehlbeurteilungen, Nervenschwäche und Müdigkeit auf Seiten vieler Beteiligter“ (10). Nachdem er auf diese Weise mit leichter Hand die Forschungen über Imperialismus, Krieausbruch und Faschismus der vergangenen Jahre unterschlagen hat, wendet er sich seinem eigentlichen Gegenstand, „Bismarcks Weichenstellung“ (10), zu, ohne zu verbergen, daß er insgeheim Partei für Preußen ergreift, denn „schon mein Großvater wäre lieber Untertan des Königs von Preußen geblieben und nichts anderes“ (8). Seiner ehrgeizigen Vorbemerkung folgt Schoeps nicht ohne Abstriche. Zwar verweist er wiederholt auf Weichenstellung und den „stürmisch blasenden Zeitgeist“ (148), deren Erfüllungsgelhilfe Bismarck war, dessen Imperialismus — „schmunzelnde Grapsger“ (177) — er von rechts kritisiert, indem er sich der hochkonservativen Kritik eines Ludwig von Gerlach anschließt (231 ff.).

Bei seiner „Auswahl repräsentativer Stimmen bedeutender Zeitgenossen“ (144) läßt er jedoch nicht alle Standpunkte zu Wort kommen. Liebknecht und Bebel bezeichnet er mit anderen als „Unzufriedene“ und „Mißvergnügte“ (175), und Engels, der neben der auch von Schoeps gesehene Alternative der großdeutschen Einigung durch Österreich vor allem die Möglichkeit der demokratischen Einigung von unten gesehen hat, war nicht mehr als ein „Amateurstrategie“ (272, Anm. 109). Vielleicht ist die Abneigung von Schoeps, Vertreter der Arbeiterbewegung zu Wort kommen zu lassen, mit seiner extrem borussophilen Einstellung zu erklären, die nicht den antinapoleonischen, von demokratischen Impulsen getragenen Befreiungskampf mit den sich anschließenden Sozialreformen, sondern die polizeistaatsähnliche preußische Reaktionsperiode als Höhepunkt preußischer Geschichte wertet. Oder resultiert diese Abneigung aus einer Vorliebe für die blumige Schilderung von Staatsaktionen, die Liberale, Nationalliberale und Konservative zweifellos eher als Augenzeugen erlebt haben als die Sozialdemokraten, die im Gefängnis saßen oder emigrieren mußten?

Die Reichsgründung als wirtschaftliche Tatsache oder als Möglichkeit sozialer Krisenbewältigung zu sehen, kommt Schoeps nicht in den Sinn, obwohl gerade dies in der gegenwärtigen Forschung primär herausgestellt wird, die denn auch im Literaturverzeichnis bezeichnenderweise fehlt. Unbeeinflusst von anderen Forschungsergebnissen und selbstkritischen Widerlegungsversuchen schließt Schoeps sich Hans Delbrück an und bejaht Stabilität und Krisenfestigkeit des Kaiserreiches: „Und Delbrück hätte auch recht behalten, wenn nicht (!) im Folgejahr der Erste Weltkrieg ausgebrochen wäre, in den alle

Staaten mehr oder minder hineingestolpert sind und der dem [sic!] Deutschen Reich wie Österreich und Rußland das wertvolle Gut der monarchischen Staatsform gekostet hat“ (239 f.).

Und worin liegt — nach Schoeps — der Sinn der Reichsgründung für die heutige deutsche Politik, die sich „nur“ von 1871 her „legitimieren“ kann? „Ihr innerer Auftrag kann nur sein, hier sinngerecht anzuknüpfen, um bleibende Werte in die Zukunft, das heißt in neue Gestaltungen und Formen hinein zu übernehmen. (...) Das Werk der schöpferischen Übersetzung wird aber nur einem Staatsmann möglich sein und gelingen, der selbst noch dem alten Preußentum verhaftet und von dort her zur Erbfolge Bismarcks wirklich legitimiert ist“ (240). Diesen Äußerungen entspricht es durchaus, daß Schoeps sein Buch im Springer-eigenen Propyläen-Verlag hat unterbringen können.

Peter Steinbach (Marburg)

Gall, Lothar (Hrsg.): Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945. Kiepenheuer & Witsch (Neue Wissenschaftliche Bibliothek 42), Köln/Berlin 1971 (452 S., Ln., 38,— DM/br., 26,— DM).

Die westdeutsche Geschichtsforschung hat sich im Krebsgang über Nationalsozialismus, Weimarer Republik, Novemberrevolution und Kriegsschuldfrage zu dem Gegenstand zurückbewegt, der sie augenblicklich fast schon in zwei Lager gespalten hat. Bismarck ist in der Geschichtswissenschaft nach 1945 wieder zum Problem geworden, zumal wenn der Kanzler als Chiffre für bestimmte historisch-gesellschaftliche Entwicklungen genommen wird, in deren Reichweite auch die heutige Gesellschaft noch angesiedelt ist. Noch nie sind Auseinandersetzungen unter Historikern im akademischen Klima „wertfreier“ (und d. h. hier rein antiquarischer) Wissenschaft ausgetragen worden; es wurden immer die jeweils aktuellen Fragestellungen einbezogen, wie im mediävistischen Disput zwischen Sybel und Ficker die „klein- oder großdeutsche“ Lösung von 1866/70. Lothar Gall rechtfertigt die Wiederaufnahme der Problemstellung zunächst mit der Tatsache des unwiderruflichen Zerfalls des deutschen National-Staates, die einen Rückblick auf die Person Bismarcks etwa im Sinne des „Katastrophen“-Buches von F. Meinecke (1946) nahelegt.

In den Sammelband wurden Beiträge aufgenommen, „die Gestalt und Werk Bismarcks als Ganzes, d. h. also nicht nur unter einzelnen Aspekten ... in dem hier beschriebenen Sinne von übergreifenden historischen Gesichtspunkten her behandelt bzw. in die durch sie ausgelöste Diskussion in entscheidender Weise eingegriffen haben sowie solche, die jeweils im gleichen Sinne eine vorläufige Bilanz zu ziehen versuchten“ (11). Dabei wurden vor allem Beiträge westdeutscher Historiker und der deutschen Emigration berücksichtigt. Die zum Teil sehr unterschiedlichen und kontroversen Äußerungen haben dennoch einige gemeinsame Prämissen: Ausgangspunkt ist die

Zäsur von 1945 mit der Zerschlagung des Nationalstaates und der Neuorientierung der historischen Wissenschaften; Bismarck wird, außer in der 1945 erschienenen Biographie Arnold Oskar Meyers, die als letzter Gipfelpunkt einer blinden Bismarck-Orthodoxie gelten kann, im Sinne Meineckes ambivalent beurteilt, auch wenn ihm fast überall Geniecharakter zugesprochen wird (Bismarck gilt als „Koloß“, „großer Mann“, „Genius“, „eingeschworene Tatnatur“, „Apostel der Macht“ und wird in eine Reihe mit Caesar, Hitler, Churchill, Metternich und Stalin gestellt); eine Beurteilung stößt bei fast allen Historikern auf „unaufhebbare Widersprüchlichkeiten“; die unvermittelte Kontinuitätsthese wird auch von ausgesprochenen Gegnern der Politik Bismarcks abgelehnt; der äußeren Politik wird zu meist der Vorrang gegeben, wenn diese auch in den neueren Beiträgen als durch die Perspektivlosigkeit der Innenpolitik relativiert angesehen wird; das Bismarck-Problem bleibt in allen Beiträgen offen und ungelöst.

Erich Eyck war der erste, der an die Kritik der liberalen Zeitgenossen anknüpfte und den Vorwurf des Autoritarismus nachdrücklich vortrug, ohne dabei jedoch die kleindeutsche Lösung als solche in Frage zu stellen. Als nächstes ist die neokonservative Position Hans Rothfels' vertreten, der Bismarck fast ausschließlich unter dem „Primat der Außenpolitik“ betrachtet und von der Stabilität des europäischen Fünf-Staaten-Systems ausgeht. Unter diesem Gesichtspunkt kann Bismarck dann als „Wegweiser zu einer den nationalen Gedanken in sich aufnehmenden und ihm in vertretbaren Grenzen Rechnung tragenden europäischen Friedensordnung“ erscheinen und nicht als deren Zerstörer. Franz Schnabel kritisierte von einer „katholisch-demokratisch-süddeutschen“ Warte die bisher genannten und mit ihnen verwandten Standpunkte und negierte die gesamte von Bismarck geschaffene Konstruktion. Er war wohl der erste, der diese Gegenkräfte hervorhob, um dann allerdings einem Wunschdenken wie Heinrich von Srbik zu verfallen, der eine supranationale mitteleuropäische Ordnung im Sinne des Theoretikers des Föderalismus, Konstantin Frantz, postulierte. Dagegen wandte sich natürlich sofort die „kleindeutsche“ Opposition (Gerhard Ritter, Wilhelm Mommsen, Wilhelm Schüßler u. a.). Auf jeden Fall kommt Schnabel das Verdienst zu, gegen das von der borussifizierten Historie aufgestellte Dogma von der Zwangsläufigkeit der geschichtlichen Entwicklung angegangen zu sein. Fortgeführt wurde die Diskussion unter dem Schlagwort „Realpolitik“, wozu hauptsächlich anglo-amerikanische Beiträge (Georg P. Gooch, Hajo Holborn, Otto Planze) abgedruckt sind. Eine gemäßigte und die Eyckschen Thesen modifizierende Kritik findet sich wieder bei Theodor Heuss, Walter Bußmann und Golo Mann, die wohl durch die wachsende historische Distanz nicht nur zu Bismarck, sondern auch zu der Niederlage von 1945 bestimmt ist. Die Beiträge von Theodor Schieder und Rudolf Vierhaus können als repräsentativ für Bewertungen angesehen werden, die den „Aspekt der Zukunftslosigkeit“ der Bismarckschen Politik betonen und die Deformationen des deutschen Kaiserreiches

in den Blick fassen. Eine Objektivierung des wilhelminischen Herrschaftssystems unter der Kategorie der geschichtlichen Verspätung mit den daraus resultierenden Folgen eröffnet die Möglichkeit zur Kritik Bismarcks. Aus dem Rahmen fällt der Essay Henry Kissingers, der neben einigen nützlichen Stichworten zum Bonapartismus eher als Beispiel schlechter politischer Psychologie und Personalisierung gelten kann (die „Tragik des Revolutionärs“, „weiß gleich rot“ etc.) und eine fragwürdige Theorie der Außenpolitik als Schachbrettspiel begründet.

Man kann Gall durchaus zustimmen, daß „trotz aller Einsichten und Erkenntnisse der letzten zweieinhalb Jahrzehnte die Dinge noch im Fluß sind und . . . oft die Fragen noch die Antworten überwiegen“ (24). Kritisch ist anzumerken, daß in dem Sammelband nur scheinbar trotz der Fülle der Beiträge ein Pluralismus gewahrt ist. Die wiedergegebenen Kontroversen sind selbst schon historisch geworden, insofern in ihnen sozusagen noch die Problemstellung des Verfassungskonflikts aktuell geblieben ist. Die Zusammenstellung kann nur bedingt der Versuch sein, „von hier aus den Zugang zu eröffnen zu der aktuellen Diskussion“ (24) — in dieser Einseitigkeit versperrt sie ihn höchstens. Beiträge, die das Bismarck-Problem unter dem Gesichtspunkt des industriewirtschaftlichen Wachstumsprozesses und sozialhistorischer Entwicklungen angehen, also etwa von Wehler, Böhme, Lambi, Rosenberg u. a. oder marxistischen Historikern, hat Gall bewußt nicht aufgenommen. Dies kann jedoch nicht im Ernst damit begründet sein, daß diese Autoren z. T. bereits in anderen NWB-Bänden des gleichen Verlages vertreten sind.

Dennoch ist die Lektüre wesentlich, wenn man bedenkt, daß neue Ergebnisse erst mit der kritischen Verarbeitung der historiographischen Tradition möglich werden, die die Elemente in ihr aufnimmt, die über sie hinwegweisen. Insofern handelt es sich um einen sehr nützlichen Reader, der das Anschauungsmaterial für die anlaufende Theoriediskussion bietet, die bisher eher spekulativ und ohne Rückbezug auf ihre jeweiligen Konkretionen geblieben ist. So kann die Reflexion eines bestimmten wissenschaftsgeschichtlichen Abschnittes mehr sein als bloße Nabelschau, nämlich die Grundlage eines Neuansatzes von Historie, die sich als Kritik der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts konstituiert. Claus Leggewie

Hillgruber, Andreas: Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Außenpolitik von Bismarck bis Hitler. Droste Verlag, Düsseldorf 1970 (28 S., kart., 3,— DM).

In seiner 1969 gehaltenen Freiburger Antrittsvorlesung versucht der überwiegend der Diplomatie- und Militärgeschichte verpflichtete Verfasser, die Außenpolitik der „aller menschlichen Voraussicht nach unwiderruflich untergegangenen preußisch-deutschen Großmacht“ als kontinuierliche Einheit darzustellen (3). In einer Vorbemerkung

ordnet Hillgruber seinen Versuch in die allgemeine Literatur zur Erforschung der Außenpolitik jener Jahre ein, deren Mangel er darin sieht, „vor einem kritischen Durchdenken der Konsequenzen, die sich aus der spezifischen Verschränkung innen- und außenpolitischer Momente am Ausgangspunkt des Weges zur preußisch-deutschen Großmacht für die gesamte folgende Geschichte . . . ergab“ (4), haltgemacht zu haben.

Die Erwartungen, die Hillgruber beim Leser gerade durch die Ankündigung einer Untersuchung der innen- und außenpolitischen Verknüpfungen weckt, werden jedoch bereits nach der Lektüre einiger Zeilen enttäuscht. Nachdem der Verfasser nämlich vor der „Gefahr“ gewarnt hat, daß die „Modernität“, der auch Hillgruber nolens, aber mehr volens einige Konzessionen macht, „der sozialgeschichtlichen Forschung, Antiquiertheit einer diplomatiegeschichtlich beschränkten politischen Geschichte leicht ins entgegengesetzte Extrem verfällt und Sozialgeschichte dann zur Geschichte schlechthin wird“ (5), will er eine „politische Geschichte moderner Prägung“ (ebd.) praktizieren, die, „auf Ergebnissen der strukturgeschichtlichen Forschung gleichsam ruhend, sich der sozialen Bedingungen der großen politischen Entscheidungen . . . durchaus bewußt ist, aber den . . . freien Handlungsspielraum der Staatsführungen in der Außenpolitik und das Eigengewicht außenpolitischer Entscheidungen der Großmächte . . . herausarbeitet“ (5/6). Mit anderen Worten: Hillgruber setzt einige Akzente neu, arbeitet und kombiniert jedoch insgesamt, wie es die Historiker mit wenigen Ausnahmen seit jeher getan haben. Die von ihm untersuchten Personengruppen sind seiner Meinung nach bestrebt, wenn schon keine „ideologiefreie, ausschließlich von einem nüchtern-rationalen Großmachtinteresse her bestimmte Außenpolitik“ (7) zu machen, so doch imaginäre außenpolitische Zielvorstellungen zu verwirklichen, wie „absolute Unabhängigkeit“, „Handlungsfreiheit“ und „Rückhalt eines starken Heeres“ (8), deren Klasseninhalt darauf reduziert wird, daß sich die alten junkerlichen Führungsschichten mit allen Mitteln die Herrschaftsgewalt hätten sichern wollen. Die Funktion der Außenpolitik im Imperialismus analysiert Hillgruber an keiner Stelle: „Im wesentlichen nur indirekt, nicht aber richtungweisend haben wirtschaftspolitische Gesichtspunkte bis 1914 die Außenpolitik der Reichsleitung mitgelenkt“ (13).

Hillgruber akzeptiert nur die in neuerer Forschung in Anlehnung an Kehr und Sauer gewonnene Einsicht, die preußisch-deutsche Politik habe um jeden Preis die überkommene soziale Struktur sichern wollen: Die deutsche Außenpolitik hatte demnach die „Aufgabe, vom Deutschen Reich die bedrohlichen Folgen seiner Gründung abzuwenden“ (9), wozu ihr drei Möglichkeiten offenstanden: Einflußgebiete und Interessen mit den übrigen Großmächten abzustecken; potentielle Gegner präventiv durch Kriege auszuschalten; die Spannungen an die Peripherie Europas abzulenken (9/10).

Im Laufe der Zeit beeinflussten immer stärker militärtechnische Erwägungen die Außenpolitik; im 1. Weltkrieg dominierte schließlich die militärische Argumentation, die auch in der Weimarer Repu-

blik nicht verdrängt wurde. Es ging dabei nicht so sehr um bloße Sicherung des Reiches oder des Mitteleuropa-Komplexes, sondern um die Erkämpfung einer günstigen Ausgangsposition für die bevorstehende große Auseinandersetzung mit England und den USA (Zwei-Phasen-Theorie). Das Begriffspaar „Sicherung“ und „Gewinnung einer günstigen, weiterführenden Ausgangsposition“ bestimmte auch die Außenpolitik Stresemanns und der Reichswehrführung, von deren Konzept „in einer stufenweise vollzogenen Akzentverschiebung“ (...) „ein in mehreren Etappen vollzogener Übergang zu Hitler“ (20) führt.

Eine dieser Etappen war die Regierungszeit Brüning's. Sieht die traditionelle Geschichtswissenschaft Brüning als ein Bollwerk gegen die „Massenherrschaft“, so betont Hillgruber immerhin, daß Brüning „einem ‚Rechts‘-Kabinett Platz machen“ wollte, „das offen in die Bahnen deutscher Großmachtspolitik zurückkehren sollte“, falls seine Politik Reparationsfrage und Abrüstung, d. h. die Frage militärischer Gleichberechtigung, gelöst hätte (21).

Ebenso wird die Einschätzung Hitlers korrigiert. Die apologetische Ausflucht konservativer Politiker, Hitler innenpolitisch „einzurahmen“ und außenpolitisch zu „zähmen“ (22), will Hillgruber nicht gelten lassen. Zunächst habe Hitler die traditionellen Vertreter des Großmachtgedankens gebremst, um dann mit Antisemitismus usw. einige neue Elemente aufzunehmen, die Hillgruber der Wilhelminischen Ära zuordnet, die für ihn überhaupt eine zentrale Stellung in der Geschichte der deutschen Großmacht einnimmt (25). Hier versagt allerdings auch Hillgrubers Deutungsvermögen, denn er kann — letzten Endes unanalytisch und apologetisch — in Hitlers „Programm“ nur „der deutschen Tradition fremde Wesenselemente“ (25) entdecken.

Ein weiteres Fragezeichen möchte der Rezensent auch hinter die Feststellung eines außenpolitischen Bruchs im Jahre 1949 machen (27). Zwar fand insofern eine Neuorientierung statt, als man in der Bundesrepublik nicht mehr die Hauptgegner im Westen vermutete. Die „Politik der Stärke“ von Adenauer und Strauß in den fünfziger und frühen sechziger Jahren erfüllten jedoch sicherlich Kriterien „souveräner Großmachtpolitik“, und angesichts einer militant-massiven Opposition gegen die Ostverträge der jetzigen Bundesregierung steht ebenfalls in Frage, ob „die letzte Phase der realen Geschichte der deutschen Großmacht“ (28) abgeschlossen ist.

Peter Steinbach (Cappel-Marburg/L.)

Fischer, Fritz: *Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914.* Droste Verlag, Düsseldorf 1969 (806 S., Ln., 39,— DM).

Die vorliegende Studie ist ein weiteres Ergebnis der Bemühungen des Hamburger Historikers, anhand der heute zugänglichen Quellen eine umfassende Darstellung der imperialistischen Expansionspolitik

des kaiserlichen Deutschland vor und während des 1. Weltkrieges zu liefern. In seinem 1961 erschienenen Buch „Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18“ hatte Fischer bereits nachgewiesen, daß die politisch und ökonomisch herrschenden Klassen des kaiserlichen Deutschland für den Ausbruch des 1. Weltkrieges verantwortlich waren: Sie hatten im Vertrauen auf die eigene militärische Stärke den österreichisch-serbischen Krieg gewollt, wohl wissend, daß sich diese zunächst örtlich begrenzte Aktion zu einem allgemeinen europäischen Krieg gegen Frankreich und Rußland um die kontinentale oder gar gegen England um die Weltmachtstellung ausweiten mußte. Diesem offensiven Vorgehen der deutschen Reichsregierung bei Ausbruch des Krieges entsprechen eine Anzahl während des Krieges formulierter expansionistischer Kriegszielprogramme, die bald auf direkte (durch Annexion), bald auf indirekte Weise (durch „friedliche“ ökonomische Expansion) die angestrebte politische und ökonomische Hegemonie des Deutschen Reiches als Grundlage weiterer Expansion zu sichern suchten. — Der historische Beleg der These von der Verantwortung des Deutschen Reiches für den Ausbruch des 1. Weltkrieges — eine These, die bereits um 1914 von Repräsentanten der europäischen revolutionären Linken aufgrund ihrer Analyse der gesellschaftlichen und politischen Entwicklungstrends vertreten worden war — durch Fischer stieß auf heftigsten Widerstand der westdeutschen Historikerkunft, deren Vertreter bereits in der Weimarer Republik, unter dem deutschen Faschismus und nach 1945 eine wahrheitsgemäße Darstellung der Ursachen des 1. Weltkrieges den jeweiligen politischen, insbesondere den außenpolitischen Bedürfnissen der herrschenden Klasse geopfert hatten. Nicht zuletzt fürchteten die konsequentesten bürgerlichen Weißmacher unter den Historikern — wie etwa Gerhard Ritter — von einer der historischen Realität angemessenen Darstellung der Ursachen des Krieges von 1914/18 einen Schwund bürgerlichen Selbstbewußtseins. — Von den 1961 präsentierten Ergebnissen und von den sich an die Veröffentlichung des Buches anschließenden Diskussionen unter den Historikern her ergab sich für Fischer die Notwendigkeit, die Kontinuität der deutschen imperialistischen Expansionspolitik des kaiserlichen Deutschland und ihrer politischen und ökonomischen Grundlagen für die Vorkriegs- und Kriegszeit nachzuweisen. Dieser Nachweis der Kontinuität imperialistischer Expansionspolitik seit 1897 ist der zentrale Gegenstand des Buches „Krieg der Illusionen“. Wenngleich Fischer als bürgerlicher Historiker den Imperialismus nicht als ein besonderes Entwicklungsstadium kapitalistischer Gesellschaften begreift und offenbar eine Kluft sieht zwischen kritischer Gesellschaftstheorie und Gesellschaftsgeschichte, so räumt er doch aufgrund seiner bereits 1961 formulierten Grundeinsicht von der imperialistischen Wirtschaftsexpansion als wesentlicher Grundlage der vom Deutschen Reich praktizierten „Diplomatie der Weltpolitik“ der Darstellung des ökonomischen Hintergrundes imperialistischer politischer Praxis einen breiten Raum ein. Die Herausarbeitung ökonomischer Faktoren

als wesentlicher Grundlagen der imperialistischen Expansionspolitik des kaiserlichen Deutschland ermöglicht es Fischer, die Identität imperialistischer Zielsetzungen während der Vor- und der Kriegszeit nachzuweisen: Nachdem es der deutschen Expansionspolitik vor 1914 mißlang, mit Hilfe ökonomischer und politischer Infiltration in Konkurrenz mit den Macht- und Expansionsansprüchen der anderen imperialistischen Staaten in der Türkei, auf dem Balkan, in Ostfrankreich und Marokko Fuß zu fassen und in Zentralafrika ein zusammenhängendes Kolonialreich (unter Einschluß von Teilen der portugiesischen Kolonien Angola und Mozambique und von Belgisch-Kongo) zu errichten, erschien allen Gruppierungen der herrschenden Klasse der Krieg als notwendiges Mittel zur Durchsetzung der hegemonialen Machtansprüche. Wenngleich der Krieg — wie Fischer herausarbeitet — bei allen Gruppierungen der herrschenden Klasse bereits vor 1914 als Mittel zur Durchsetzung ihrer politischen und ökonomischen Expansionsbestrebungen und zur Zementierung des gesellschaftlichen Status quo eine große Rolle spielte, begannen die gezielten Kriegsvorbereitungen von Reichsleitung und Generalstab im Dezember 1912 nach der Niederlage der Türkei im ersten Balkankrieg und dem sich damit abzeichnenden Einflußverlust des Deutschen Reiches auf dem Balkan und in der Türkei. Mit der Darstellung der intensivierten Zusammenarbeit zwischen den deutschen, österreichischen und italienischen Generalstäben, der weiteren Aufrüstungsbestrebungen in Form der Heeresvorlage von 1913 wie der publizistischen Vorbereitung des Krieges (damit, wie es der Generalstabschef von Moltke 1912 formulierte, „die Nation einmütig und begeistert zu den Waffen greift“, galt es zielstrebig ein Feindbild aufzubauen, das im geeignet scheinenden Falle die Massen zu einem Krieg gegen Rußland und Frankreich mobilisieren ließ) belegt Fischer die (bereits anhand der Analyse der Julikrise) früher gewonnenen Resultate, daß das Deutsche Reich keineswegs 1914 in einen Krieg „hineingeschlittert“ sei, sondern diesen zielstrebig — wenn auch bei gleichzeitiger Unterschätzung der Stärke der imperialistischen Gegner — vorbereitet und ausgelöst hat.

Mit den Ergebnissen des vorliegenden Buches ist es möglich, apologetischen Darstellungen über die Rolle des Deutschen Reiches und seiner herrschenden Klasse bei der Auslösung des 1. Weltkrieges, wie sie sich z. B. in westdeutschen Schul- und Lehrbüchern nach wie vor finden lassen, entgegenzutreten.

Armin Hebel (Marburg)

Ritter, Gerhard A., u. Susanne Miller (Hrsg.): Die deutsche Revolution 1918—1919. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1968 (381 S., TB, 4,80 DM).

Der Zweck dieser Quellensammlung zu den Ereignissen vom 9. 11. 1918 bis zum 6. 2. 1919, der „einige für das Verständnis des 9. November unentbehrliche Dokumente“ (18 f.) zur militärischen Lage vorangestellt sind, ist es nach den Worten der Herausgeber,

„durch die Bereitstellung von Quellenmaterial Tatsachen und Zusammenhänge zu erhellen, die den Verlauf der Ereignisse bestimmt und ihnen die Bedeutung eines geschichtlichen Einschnitts verliehen haben“ (17). Das heißt, daß das „Wirken der Volksbeauftragten in der Kräftekonstellation der Übergangsphase“ (19) ins Zentrum der Sammlung rückt. Durch diese Beschränkung muß es als das „Wesen dieser Revolution“ erscheinen, „daß viele ihrer aussagekräftigen Dokumente bürokratischer Natur sind“ (ebd.).

Die Männer, die durch ihren „Pragmatismus“ maßgeblich dazu beitragen, daß die Revolution scheiterte, gelten den Herausgebern als die, die gemäß der Notwendigkeit handelten, „den Ansturm eines weitgehend führerlosen (!) Radikalismus abzuwehren, der zunächst von links her einsetzte und großenteils vom Beispiel des revolutionären Rußland inspiriert war“ (18). Daß unter den Bedingungen des schlecht beendeten Krieges „die Mitwirkung des eingespielten zivilen und militärischen Behördenapparates, der Unternehmer und Gewerkschaften sowie der Landbevölkerung unentbehrlich“ (ebd.) für die aus dieser Situation erwachsenden Aufgaben war, steht für Ritter/Miller ebenso fest, wie ihnen auch eine Einordnung der Aktivitäten dieser Männer in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang unmöglich ist: „Ihr politisches Ideal, dem sie mit großem Verantwortungsgefühl und Pflichtbewußtsein dienten, war der stabile, soziale, freiheitliche, demokratische Rechtsstaat, der sich einordnen sollte in die zu schaffende Gemeinschaft friedlich miteinander lebender Völker. In ihrem Bemühen, dieses Ideal zu verwirklichen, sind sie schließlich gescheitert. Inwieweit das ein zwangsläufiges Ergebnis übermächtiger Schwierigkeiten und Gegenkräfte oder eine Konsequenz ihrer eigenen Versäumnisse und Schwächen war, muß offenbleiben“ (20).

Insgesamt vermittelt der Band einen falschen Eindruck: So wird z. B. der Aufruf der Spartakusgruppe und des Vollzugsausschusses der revolutionären Obleute zum Generalstreik in Berlin für den 9. November nicht erwähnt, während der auf Ruhe und Ordnung dringende Aufruf des durch die SPD gebildeten Arbeiter- und Soldatenrates, der sogar ein Hoch auf die „soziale Republik“ (62) ausbrachte, abgedruckt wird, durch den die SPD-Führung zusammen mit der Scheidemannschen Proklamation der „Deutschen Republik“ (73) sich an die Spitze der revolutionären Massen zu setzen versuchte. Es fehlen die Liebknechtrede mit der Orientierung auf den revolutionären Kampf, an dessen Ende die sozialistische Republik stehen müsse. Es fehlen Dokumente zu dem am gleichen Tage vollzogenen Sturz der württembergischen Monarchie, die 10 Punkte der Spartakusgruppe vom 10. November, Quellen zur Bildung der Volksmarine-division am 11. 11., zur Auflösung der alten Staatsorgane Hamburgs durch den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat am 12. November, zur Gründung des konterrevolutionären „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“ am 13., zur Ermordung des Kommandanten der Volksmarinedivision durch die Reaktion, zur ersten Massenkundgebung des am 11. November konstituierten — dieser Fakt bleibt auch un-

erwähnt — Spartakusbundes am 14. November und zur Gründung des Roten Soldatenbundes am 15. 11. 1918. U. a. bringen die Herausgeber auch keine Quellen dazu, daß die Zusammenarbeit mit der Entente gegen die Gefahr (!) der Bolschewisierung so weit ging, daß Staatssekretär Wilhelm Solfs die Westmächte bat, „die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen“, falls „Elemente der Unordnung“ die Oberhand gewinnen sollten. Soviel zu dem, was allein der Dokumentation der Ereignisse dieser sechs Tage hätte hinzugefügt werden müssen!

Wenn dieser Band auch wichtige Dokumente veröffentlicht und beispielsweise die Dolchstoßlegende entschieden zurückweist, die nicht nur bei Offizieren der Bundeswehr noch immer im Umlauf ist, so hat er seine Schranke zum einen in der Auswahl der abgedruckten Quellen — $\frac{2}{3}$ der 33 Zeitungszitate entstammen allein dem „Vorwärts“, dem Zentralorgan der SPD — zum anderen in der historischen Einordnung dieser Materialien: Für eine Analyse des deutschen Imperialismus ist nichts gewonnen, wenn man gegen ihn moralisiert (vgl. 22); eine Einschätzung der Taktik der Radikalen als putschistisch und moskauhörig — gekoppelt mit dem Hinweis, daß dieses Verhalten der Regierung schwer zu schaffen machte — erhält von der Argumentation her über die Identifikation mit der bürgerlichen Regierung einen reaktionären Klasseninhalt (vgl. 161).

Auswahl und Präsentation der Quellen erklären die Vorgänge nicht. Die geschichtlichen Ereignisse treten dem Leser gegenüber, ohne daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, sie in ihrer Ursächlichkeit zu begreifen. Daß z. B. Kriegsausgang und Revolution ihre Ursache in der spezifischen Ausformung des imperialistischen Grundwiderspruchs in Deutschland gehabt haben könnten, kommt den Herausgebern nicht in den Sinn. Sie „erklären“ monokausal: „Die Revolution von 1918/19 war nicht Ursache, sondern Konsequenz des militärischen Zusammenbruchs des Kaiserreiches“ (21). Die mangelnde Organisation und Strategie der revolutionären Massen damals wird nicht historisch erklärt und kritisiert. Man goutiert vielmehr die konterrevolutionären Aktivitäten rechter SPD-Führer fast vorbehaltlos — nur Noske findet keinen ungeteilten Beifall, weil sich seine Tätigkeiten langfristiger zu gut für die Reaktion ausgewirkt haben. Doch gerade dieser Gedanke hält an der Illusion erfolgreicher sozialdemokratischer Politik fest, als könnte man je nach links schlagen, ohne die Rechte dadurch stark zu machen!

Gottfried Scherer (Köln)

Haffner, Sebastian: Die verratene Revolution. Deutschland 1918/19. Scherz Verlag, Bern/München/Wien 1969 (223 S., Ln., 19,80 DM).

Haffners brillant geschriebene Studie zur deutschen Novemberrevolution rekapituliert eine Reihe realistischer Einsichten, die auszusprechen unter westdeutschen Verhältnissen zweifellos von Bekanntheit zeugt. Haffner schlägt der offiziellen sozialdemokrati-

schen Selbstdarstellung der Geschichte der Sozialdemokratie ins Gesicht, indem er den Ursprung der sog. staatstragenden Mauerung dieser Partei als das darstellt, was er war: ein Verrat an den Interessen der Arbeitermassen, die sie zu vertreten vorgab, und ein verhängnisvolles Vergehen gegen die Geschichte des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert überhaupt. Die sozialdemokratischen Minister (sie waren „das Feigenblatt der Gegenrevolution“, 208) bauten, wie Verf. zeigt, die Startbahn des Faschismus, als sie mit Hilfe der gegenrevolutionären Freikorps die revolutionäre Arbeiterbewegung niederschlugen. Die schonungslose Schilderung der Gegenrevolution (bes. Kap. 12) gehört zu den besonderen Verdiensten des Buches. Die realistische Tendenz der Schrift hat in der Darstellung der sozialistischen Arbeiterschaft vor allem Berlins ihren Schwerpunkt. Diese kämpfenden Arbeiter waren, wie Haffner mit tiefem Blick erkennt, der Motor aller Fortschritte in Deutschland 1918/19, doch ihre Kraft sei ungenutzt verflossen, da sie über keine revolutionäre Organisation verfügten.

Der kritisch-realistischen Grundtendenz der Schrift läuft ein irrealer Gegenzug zuwider, der die ganze Studie in einer charakteristischen Inkonsequenz des politischen Urteils über die deutsche Geschichte und insgesamt in einer Unfertigkeit des historischen Denkens stehenbleiben läßt. Die Einwände lassen sich in vier Fragen zusammenfassen:

1. Hatte die von Haffner ausführlich und sicher mit aufrichtiger Sympathie geschilderte Massenbewegung der deutschen Arbeiterklasse von November 1918 bis Januar 1919 tatsächlich nur die antimilitaristische Zielstellung, nicht auch sozialistische, auf Sozialisierung und proletarische Staatsmacht gehende Tendenz? Die durchaus zutreffende Bestimmung des bürgerlich-demokratischen Gesamtcharakters der Revolution sollte nicht dazu führen, daß die spontanen sozialistischen Ziele der Arbeitermassen vernachlässigt werden.

2. Kann man beim Anspruch auf Konsequenz der Gedankenführung die Rolle der Spartakusgruppe und später der KPD so abtun, wie das Haffner tut, mit dem angeblichen Outsidertum, der „revolutionären Gymnastik“ dieser immerhin konsequenten politischen Organisation, in der verratenen Revolution. Niemand bestreitet, daß die KPD 1918/19 keine Massenpartei war. Niemand darf aber ihre Frühgeschichte — und bleibt es bei der Frühgeschichte? — so darstellen, als sei diese Partei nicht in der deutschen Arbeiterbewegung verwurzelt. Die revolutionären Obleute, denen Haffner Anerkennung zollt, und der beste Teil ihrer Gefolgschaft gingen später zur KPD. Um sich vom Buch akzeptierten revolutionären Realismus zur „Gymnastik“ zu bekehren oder weil die Logik des Klassenkampfes sie auf eine theoretisch und organisatorisch konsequente Position führte?

Haffner schildert zutreffend die antikommunistische Demagogie der um die SPD-Führung vereinigten Gesamtreaktion. Doch das KPD-Programm (Enteignung der Großbetriebe, Sturz des bürgerlichen Staates, proletarische politische Diktatur gegen die Konter-

revolution usw.) war Gefahr für die Bourgeoisie, und die Abschlächtung der Kommunisten war deshalb mehr als gleichsam nur konterrevolutionäres demagogisches Ritual. Haffner schreibt nicht antikommunistisch, aber er komplimentiert die Kommunisten mit stummer Gebärde aus der deutschen Geschichte hinaus.

3. Ist unterm Gesichtspunkt solcher Überlegungen Haffners Begriff der sozialdemokratischen Revolution, die — als nichtkommunistische — 1918 fällig gewesen sei, nicht prinzipiell anfechtbar? Haffner faßt unterm utopischen Schein dieses Begriffs die sozialen Gegensätze der bürgerlichen Ordnung und speziell die politisch gegensätzliche Struktur der imperialistischen Gesellschaft nicht tief genug und nicht allseitig auf.

4. Wie steht es mit dem, was die von Haffner anerkannten Arbeitermassen 1918 erstrebten, in der weiteren Geschichte des 20. Jahrhunderts auf deutschem Boden? Haffner läßt seine Darstellung in schwergewichtig formulierter Resignation ausklingen, die nicht seine Ratlosigkeit verbirgt (die revolutionäre Tradition der deutschen Arbeiterklasse sei erloschen, 218).

Das irreale historische Leitbild einer betont nichtkommunistischen sozialistischen Revolution (deutlich etwa in der abwegigen Glorifizierung K. Eisners, 176 ff.) läßt Haffner die sozialistische deutsche Geschichte mit erstaunlicher Großzügigkeit abgeschlossen sein. Der historische Realismus seiner Einblicke in den Verrat der Revolution bleibt in der Sackgasse der durchaus aktuellen Inkonsequenz, daß es keine sozialistische deutsche Gegenwart und Zukunft gebe, stehen.

Elmar Hegner (Frankfurt)

Wheeler-Bennett, John W.: Der hölzerne Titan. Paul von Hindenburg. Aus dem Englischen von Werner Gebühr. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1969 (508 S., Ln., 29,50 DM).

Die Urfassung der Legende vom pickelbehelmtten „getreuen Eckart“ des deutschen Volkes ist bekannt: Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges ließ der Gedanke an die Bedrohung seiner ostdeutschen Heimat dem im Dienst ergrauten preußischen General Hindenburg keine Ruhe. Obgleich pensioniert, bat er seinen Kaiser und König, ihm eine Armee gegen die Russen zu geben. Er zog nach Tannenberg, kam, sah und siegte. Als Oberbefehlshaber Ost bewahrte er 1915/16 das Reich vor der Verwüstung durch slawische Horden. Doch sein Oberster Kriegsherr erkannte in ihm zu spät den Mann, der den Krieg hätte gewinnen können. Als er den nunmehrigen Generalfeldmarschall zum Chef der Obersten Heeresleitung berief, setzte die Heimat bereits zum Dolchstoß gegen die Front an. Im Felde ungeschlagen, stand der reckenhafte Hindenburg, kaum den Schmerz über das Exil seines Kaisers verwindend, bei Auflohen der Novemberrevolte als unerschütterlicher Fels inmitten des Chaos. Um des Vaterlandes willen seine Lebensauffassung verleugnend, verbündete er sich mit den perfiden Zivilisten Ebert und Scheidemann und ret-

tete Deutschland vor Anarchie und Bolschewismus. Keinen Dank für seine Opfer fordernd, trat er 1919 bescheiden zurück. Doch als ihn sechs Jahre später erneut die Pflicht rief, willigte er, im Herzen seinem Monarchen treu, ein, Präsident der Republik zu werden. Über dem Parteiengozänk stehend, führte er gewissenhaft sein Amt und ernannte schließlich — wie es die Mehrheit der Wähler gebot — den erfolgreichsten Politiker zum Kanzler. So tilgte der Greis, Altpreußens Gloria und Jungdeutschlands Kraft vereinend, die Schmach der Niederlage und der Revolution von 1918 und konnte, als er fast siebenundachtzigjährig starb, fromm alle Macht „seinem Kanzler“ vermachen.

Von diesem abgeschmackten Mythos mußten sich nach 1945 selbst die Erzmilitaristen distanzieren. Nicht nur, daß sich die Beine der Lügen angesichts der bekannt gewordenen Tatsachen als zu kurz erwiesen. Die „Bewältigung der Vergangenheit“ erforderte, Hindenburgs Rolle „einzig und allein“ — wie sein ehemaliger Pressechef schrieb — danach zu beurteilen, „daß er am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler ernannt hat“¹. Wenngleich offen nationalistische Historiker versuchten, so viel als möglich von der alten Hindenburglegende zu retten², setzte sich doch, namentlich 1969/70 vom Fernsehen allen Bundesbürgern frei Haus geliefert, eine Zweitfassung dieser Legende durch. Den Grundstein dazu hatte schon vor drei Jahrzehnten der britische Militärschriftsteller Wheeler-Bennett, der auch mit anderen Arbeiten zur deutschen Geschichte hervorgetreten ist, gelegt. In seiner 1939 veröffentlichten und 1966 überarbeiteten, jetzt erstmalig in deutscher Sprache vorliegenden Hindenburg-Biographie zerplückt er nämlich scheinbar pietätlos sowohl den Feldherrnruhm als auch die gepriesene monumentale Erhabenheit des OHL-Chefs und Reichspräsidenten. Der Leser erfährt, daß die deutschen Truppen 1914 in Ostpreußen besonders günstige Umstände vorfanden, die nicht Hindenburg, sondern sein Stabschef Ludendorff und dessen Mitarbeiter Hoffmann zu nutzen verstanden. Die strategische Konzeption des Marschalls (und seines Stabes) wird als verfehlt, er selbst als phlegmatische und brummige Marionette seiner intrigierenden Untergebenen dargestellt. Und dann folgt eine Chronik des aus Einsichtslosigkeit und Verantwortungsfurcht geborenen ununterbrochenen Verrats: Hindenburg verriet Ludendorff vor dem Kaiser, schickte seine Majestät bei Nacht und Nebel nach Holland, bürdete aber die Schuld dafür sowie für die Zustimmung des Heeres zum Verzichtfrieden Groener auf, schändete das Preußentum durch seinen Pakt mit den rechten SPD-Führern, fiel diesen Führern, für die „jeder Deutsche Bewunderung empfinden muß“ (261), jedoch mit der Dolchstoßanklage in den Rücken, betrog

1 Zechlin, Walter: Pressechef bei Ebert, Hindenburg und Kopf, Hannover 1956, S. 117.

2 Stellvertretend für eine Unzahl seien genannt: Görlitz, Walter, Hindenburg, Bonn 1953; Hubatsch, Walther: Hindenburg und der Staat, Göttingen 1966.

seine monarchistischen Wähler von 1925, indem er sich zur republikanischen Verfassung bekannte und seine Zentrums- und SPD-Wähler von 1932, indem er diese Verfassung zerstörte, ließ Groener als Minister gewissenlos im Stich, vergalt die Ergebenheit des „großen“ Brüning (259) mit schamlosem Treubruch, trennte sich in „kurz angebundener Grausamkeit“ (436) von seinem Liebling Schleicher, wandte sich plötzlich, von einer unheilvollen Kamarilla gelenkt, Hitler zu, von dem er noch vor kurzem gesagt hatte, er taue höchstens zum Postmeister (417), und hieß am Ende (was „furchtbar“ sei, „sich vorzustellen“!) die Morde des braunen Diktators an seinen alten Getreuen gut (471). So ist die Zahl der von Hindenburg Verratenen (die hier schon aus Raummangel nicht alle genannt werden können) Legion. Allein seine Freundschaft zu „seinem Fränzchen“ (Papen), schreibt Wheeler-Bennett, sei die einzige im langen Leben gewesen, „die auch nicht durch die Andeutung eines Verrats von seiner (Hindenburgs) Seite beeinträchtigt wurde“ (278).

Und doch zeichnet der britische Autor, der zur Charakterisierung der deutschen Generäle nur so mit Epitheta wie „genial“ (Ludendorff, Seeckt), „hervorragend“ (Falkenhayn, François), „selbstlos“ (Groener) u. ä. um sich wirft, Hindenburg nicht als schwarzes Schaf. Aus der Erfassung der Legende übernimmt er Gewissen und Pflicht als „Leitsterne“ Hindenburgs (433) und resümiert, daß die Laufbahn des im Grunde „bemitleidenswerten“ Marschalls (319) vom „roten Faden des Dienstes an Deutschland“ beherrscht worden sei (17). Hindenburgs Unglück sei es nur gewesen, daß er nichts von Politik verstand, doch habe er insofern — ein Titan, wenn auch nur ein hölzerner — das gesamte deutsche Volk verkörpert, „das unter allen Völkern dieser Welt zu denjenigen gehört, die am wenigsten politischen Geist aufbringen“ (283).

Damit kommen wir zum springenden Punkt der Neufassung des Mythos, die nicht so sehr eine Variante der Hindenburglegende, sondern eine Legende über die Hindenburglegende ist und damit zur Legende über das deutsche Volk wird. Denn nach Wheeler-Bennett war Hindenburg das „Opfer seiner Legende“, das Produkt der „übernatürlichen Bewunderung durch das deutsche Volk“ (17), das ihn immer von neuem zur Pflichterfüllung trieb, für die ihm das Rüstzeug fehlte. Penetrant wiederholt der Autor alle paar Dutzend Seiten, daß das deutsche Volk von den „titanischen Fähigkeiten“ Hindenburgs überzeugt gewesen sei (63), ihn als Idol (68, 96) verehrt, abergläubisch bewundert (171) habe und daß sein Bild z. B. 1925 (ausgerechnet während der Kampagne für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten!) „natürlich . . . in jedem Haus“ und „auf jedes Schulmädchens Toilettentisch“ zu finden gewesen sei (267).

Verschiedentlich klingt zwar an, daß das Volk jahrelang von der offiziellen Propaganda belogen wurde, nicht die geringste Vorstellung von der tatsächlichen Lage hatte (180) und daß die Generalität den Hindenburg-Mythos pflegte und bewahrte (52, 233), doch werden die Einbläser der Lügen nicht angeklagt. „Seinen Teil an Verantwortung“ muß nach Wheeler-Bennett allein das Volk tragen

(283), wobei er jene Teile des Volkes, die sich der Manipulierung widersetzen, als „Horden von Meuterern“ diffamiert (348).

Die Beschuldigung der Volksmassen dient Verf. jedoch vor allem dazu, von den wirklichen Verantwortlichen für Krieg, Reaktion und Faschismus abzulenken. Zwar erscheinen hin und wieder die ostpreußischen Junker, die den „alten Herrn“ beispielsweise durch Bestechung mit dem Gut Neudeck „zu einem der Ihren“ machten (320), doch wird weder darauf hingewiesen, daß solche Ratgeber des Militärdiktators und späteren Ersatzkaisers wie Bauer, Groener und Schleicher Vertrauensmänner der Großindustrie waren, noch werden die Namen der tatsächlich an den Schalthebeln der Macht sitzenden Konzernherren und Finanzkapitäne — Mannesmann, Stumm, Raumer, Cuno, Reusch, Flick, Thyssen, Vögler, Springorum — erwähnt. Krupp und Stinnes werden je einmal beiläufig genannt, und der „Farbenkönig“ (soll heißen = „IG-Farben-König“, also Boß der Chemieindustrie) Duisberg, aus dem der leichtfertige Übersetzer³ einen „Malerkönig“ (!) macht (323), erscheint lediglich als der Überbringer der Schenkungsurkunde von Neudeck, nicht aber als Vorsitzender des die Erweiterung der präsidentialen Machtbefugnisse betreibenden Reichsverbandes der deutschen Industrie, als Finanzier und Organisator der Hindenburgjude. Dabei waren es doch — um nur einige Namen zu nennen — Krupp und Duisberg, auf deren Initiative das (von Wheeler-Bennett verschwiegene) Hindenburgprogramm von 1916 zurückging, das das Arbeiten, Denken und Hungern im Hinterland reglementierte und als Geburtsurkunde des „totalen Krieges“ bezeichnet werden kann. Es waren doch Mannesmann und Stumm, auf deren Forderung hin Hindenburg noch nach der Bitte um Waffenstillstand die Annexion des Erzbeckens von Longwy-Briey durchzusetzen versuchte, und Stinnes und Raumer, die fünf Tage vor Ausbruch der Novemberrevolution verlangten, der OHL-Chef müsse zum Krieg gegen das eigene Volk auf seinem Posten bleiben. Als Geldgeber für die Hindenburg-Wahlen und als Ratgeber seiner Notverordnungskanzler traten neben vielen anderen Cuno und Reusch (später auch Flick) auf, und unter den Unterzeichnern der (für Wheeler-Bennett nicht existierenden) Eingabe vom November 1932, in der die Monopolherren Hitlers Ernennung zum Kanzler forderten, finden sich die Unterschriften von Thyssen, Vögler, Springorum.

Wenngleich Hindenburg zweifellos geistig viel zu unbeweglich war, um alle Finessen in den Plänen der imperialistischen Drahtzieher durchschauen zu können, so fühlte er sich doch als Repräsentant einer vermeintlich gottgewollten Ordnung nicht nur mit seinen adligen Standesgenossen, sondern auch mit den Rüstungsmagnaten

3 Die von Ungereimtheiten und Anglizismen („Pan-Germanen“ statt „Alldeutsche“; „Nazionalisten“ statt „Deutschnationale“ u. ä.) strotzende Übersetzung hält überhaupt keiner Kritik stand. Obwohl Wheeler-Bennett fast nur aus verbreiteten Memoiren, gedruckten Akten, jedem Fachmann zugänglichen Zeitungen usw. zitiert, sind die meisten Zitate aus dem Englischen rückübersetzt und dabei z. T. verballhornt.

und Expansionsenthusiasten in den großen Konzernen innigst verbunden. Sie, nicht das deutsche Volk, waren es, die mittelbar und unmittelbar seine Kriegsführung und Politik bestimmten. In ihrem Interesse lag es auch, wenn einer der Hauptkriegsverbrecher des Ersten Weltkrieges dem Hauptkriegsverbrecher des zweiten Krieges die Regierungsgewalt übergab. Wheeler-Bennett verschließt vor diesen Zusammenhängen bewußt die Augen. Deshalb erküht er sich — nach den bitteren Erfahrungen von 1939/45 — zu der Behauptung, daß die Forderung der Siegermächte nach Auslieferung der deutschen Kriegsverbrecher 1919 eine „sinnlose Erniedrigung“ (241) und „die Vergehen, die (in diesem Zusammenhang — W. R.) von der Anklage behauptet wurden⁴, der reinste Humbug“ gewesen seien (242).

Bleibt zu vermerken, daß der Autor mit vorliegendem Buch eine Geschichte Deutschlands während des Ersten Weltkrieges und der Weimarer Republik schreiben wollte (15), daß er aber in seinem von Fehlern und Ungenauigkeiten strotzenden Elaborat weder neue Tatsachen noch diskussionswürdige Gedanken unterbreitet. Mindestens fünfzehnmal erklärt er, daß die deutsche und europäische Geschichte völlig anders verlaufen wäre (Deutschland den Ersten Weltkrieg gewonnen, Hitler nicht die Macht ergriffen hätte), wenn dieser oder jener General nicht so spät ernannt, irgendein Botschafter 24 Stunden früher in Berlin eingetroffen wäre, wenn Herr X rechtzeitig ein bestimmtes Schriftstück gelesen oder Herr Y einen etwas besseren Charakter gehabt hätte. Dabei schwelgt er besonders in Suggestivüberlegungen („Die möglichen Resultate einer solchen Politik wären der Betrachtung wert“, 302) darüber, wie die Welt aussehen würde, wenn der Versailler Vertrag frühzeitig liquidiert, „die Differenzen zwischen Deutschland und den Alliierten allmählich abgebaut . . . (und) ein ‚Kreuzzug‘ gegen den gemeinsamen Feind“, d. h. gegen die Sowjetunion, gestartet worden wäre (302). Diese und andere antikommunistischen Empfehlungen, die den ureigensten Interessen sowohl des englischen als auch des deutschen Volkes widersprechen, lassen keinen Zweifel daran, daß auch die Neufassung der Hindenburglegende — ebenso unwahr wie die Urfassung — dazu dient, die alten Ziele des Militarismus zu propagieren.

Wolfgang Ruge (Potsdam)

Reimann, Viktor: Dr. Joseph Goebbels. Verlag Fritz Molden, Wien/München/Zürich 1971 (383 S., Ln., 26,— DM).

Nach Arbeiten z. B. von Fraenkel und Manvell (1960), von Heiber (1962) und nach Studien über die Ministerkonferenzen im Reichs-

4 Um die Ungeheuerlichkeit dieser Wertung zu illustrieren, sei nur an einige Anklagepunkte erinnert: Bruch internationaler Verträge, planmäßige Verwüstungen („verbrannte Erde“), Verschleppung von Zwangsarbeitern, Luftangriffe auf offene Städte, Versenkung neutraler und unbewaffneter Schiffe, planmäßige Ausplünderung der Zivilbevölkerung, Erschießung und Mißhandlung von Kriegsgefangenen usw. usf.

propagandaministerium, über die Kriegspropaganda und über die Funktion der Sportpalastrede vom 18. 2. 1943 („Wollt ihr den totalen Krieg?“) von Moltmann (1964 in: VfZG) und von Boelcke (1966, 1967, 1970 in: JB f. d. Gesch. Mittel- u. Ostdeutschlands) erwartet man von einer neuerlichen Goebbels-Biographie eine zusammenfassende Darstellung, die auch auf der Höhe der theoretisch intendierten Faschismusforschung steht. Beiden Erwartungen wird Reimann nicht gerecht: weder steht er auf der Höhe historischer Mikroanalysen — was beispielhaft ein Vergleich der Seiten 292 ff. und 296 ff. mit Boelckes Aufsatz „Goebbels und die Kundgebung im Berliner Sportpalast vom 18. Februar 1943“ (1970) aufzeigt —, noch berücksichtigt er irgendeinen theoretischen Diskussionsstrang. Vor allem was die Interpretation, die Theoriebildung, anbelangt, enttäuscht Reimann selbst bescheidene Ansprüche. Obwohl vom „Kompetenzdschungel“ des NS-Regimes die Rede ist (297), vermag er nicht diese Position im Kontext der von „bürgerlicher“ Seite betriebenen „pluralistischen“ Interpretation des Faschismus an der Macht als eines „Führungs-Chaos im Führer-Staat“ (Bollmus) auszubreiten. — Theoretisch verbleibt Reimann auf dem Niveau etwa eines Michael Freund, der das „Dritte Reich“ — im Vorwort zu Bernhardts „Die deutsche Aufrüstung 1934 bis 1939“ (1969) — als „einen epileptischen Anfall des deutschen Volkes“ hinstellt. Reimanns Beitrag zu derartiger Zeitgeschichte besteht darin, die Rolle Goebbels' als des Schöpfers des „Hitler-Mythos“ darzustellen. Der Faschismus an der Macht wird so auf die Propaganda Hitlers und Goebbels' reduziert (96), wobei die Wirkung derartiger Manipulation auf intelligente Perfidität zurückgeführt wird. Jeglicher systematisch eingebrachter sozioökonomischer und sozialpsychologischer Aspekt fällt so aus der Analyse heraus.

Bereits der erste Satz enthüllt den Charakter der Goebbels-Biographie Reimanns: „Hitler war das Produkt einer Übergangsstimmung: Gott war tot oder lag im Sterben, und das Abendland stand vor dem Untergang. Die autoritären Strukturen des Kaiserreiches waren dahin und das Neue noch ungeformt: So schien das Chaos auszubrechen...“ (7). Von diesem Ausgang aus werden sodann die Beziehungen zwischen Goebbels und Hitler behandelt. „Ohne Hitler wäre Goebbels ein guter Parlamentsredner oder Journalist geworden. Ohne Goebbels wäre Hitler wohl kaum zur totalen Macht gelangt. Erst Goebbels schuf durch seinen Hitler-Mythos die Erlöserfigur, nach der die Masse sich sehnte“ (9).

Reimann erklärt die Wirkung des Faschismus aus dem Motto: „Am Anfang war das Wort“ (96 ff.); es ist Goebbels' Erfindung, nämlich der „Hitler-Mythos“, der die Richtungsstreitigkeiten innerhalb der NSDAP aufhebt und so die „Machtergreifung“ überhaupt erst einleitet. Den Titel einer Rede Goebbels' aufgreifend (dazu 58 ff.), fragt Reimann: „Lenin oder Hitler?“, um zu antworten: „Die Lösung heißt dank Goebbels' Propagandakunst Hitler“ (137). Goebbels' eigene Wandlung: „Aus einem gnadenlosen Kritiker der Weimarer Republik ein Götzenanbeter Hitlerscher Machtpolitik“ (234) wird ebenfalls aus dem „Hitler-Mythos“ deduziert. Bleibt die Frage: Warum bindet sich

Goebbels an Hitler? Reimanns Antwort (39—78): „... Der Krüppel ist liebesbedürftig und süchtig nach Anerkennung“ (69). Der letzte Ursprung der gesamten Machtergreifungsproblematik liegt damit in Goebbels' Psychologie. Hier zeigt es sich auch — besonders wenn der Klumpfuß erwähnt wird (z. B. 20 ff., 74, 114 ff.) —, daß Reimann faschistisches Denken selbst noch kaum überwunden hat. In diesen Kontext paßt auch ein immanent propagiertes Askese-Ideal, dessen Nichtbeachtung Goebbels angekreidet wird: „Im Grunde geht es Goebbels immer nur um eines: den Körper einer Frau zu besitzen... In seiner Phantasie liegt er eigentlich mit jeder schönen Frau im Bett. Seine politische Aggressionslust ist bis zu einem gewissen Teil auf seine unterdrückte Libido zurückzuführen. Sobald er als Minister Frauen im Überfluß besitzen kann, läßt Goebbels Spannkraft, läßt seine politische Aktivität nach, und es bedarf einer großen Erschütterung, daß er sich wieder aufrafft“ (76). Derartige Irrationalität existiert auch dort (z. B. 96 ff., 135), wo die Differenzen der Redner Goebbels und Hitler behandelt werden. Goebbels wird dort als der intellektuelle Lügner „wider seine Natur“, Hitler als der besessene Lügner „gemäß seiner Natur“ geschildert (99). „Adolf Hitlers Reden waren das LSD und Haschisch der damaligen Zeit“ (98) — „Die Stärke ebenso wie die Schwäche der Goebbelsschen Propaganda lag darin, daß sie keinen ideellen Kern besaß“ (224).

Insgesamt behandelt Reimann keine der thematischen Dimensionen: Wirkung faschistischer Propaganda, „mittelständischer (deutscher) Sozialismus“, Organisationssoziologie etc. auf eine wissenschaftlichen Kriterien und Ansprüchen genügende Weise. (Der einzige Nutzen liegt in der punktuellen Ausbreitung einiger Materialien zur Analyse der Zeit vor 1933.) Vor allem aber bleibt der theoretisch wohl relevanteste Aspekt einer Goebbels-Biographie total unberücksichtigt. Zwar meint Reimann: „Der kleine Doktor war, darin sind sich alle einig, der Radikalste, der Rötete unter den Braunen“ (50); er präzisiert aber nicht, was Sozialismus, der „endlose Haß gegen den Bourgeois unserer Zeit“ und Antisemitismus — „um in ihm den Hauptträger jenes schamlosen kapitalistischen Systems zur Strecke zu bringen“ — für Goebbels beinhaltet (die beiden letzten Zitate entstammen Goebbels' Broschüre „Die zweite Revolution“, Zwickau/Sa. 1926, S. 18, 37). Am Beispiel Goebbels' ließe sich prototypisch die Genese des nationalsozialistischen Antiliberalismus, der Verachtung bürgerlicher Mittelparteien und der Sozialdemokratie (letztere ist für Goebbels „nur die sozial verlängerte Linie der liberalen Demokratie“) sowie der positiven Einschätzung der als einziger Gegner gesehenen Kommunisten darstellen. Auf der Bezugsebene der Mittelklassenproblematik — so wie sie z. B. von Eichholtz 1963 im „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“ (T. 3, 126 f.) skizziert worden ist — würde damit ein Beitrag zur Klärung einer ambivalenten Einstellung des Faschismus bezüglich des kapitalistischen Systems (i. e.: Bejahung des technischen Fortschritts und der Produktionsstruktur, Kritik der emanzipativen Tendenzen [bis hin zur Beschränkung der freien Arbeit] und der Verteilungssphäre) geleistet. Die

Chance, solch einen Beitrag zur Interpretation von Funktion, Basis und Massenbeeinflussung des Faschismus zu liefern, vergibt Reimann aber gründlich. Eine dermaßen theoretisch intendierte und legitimierte Goebbels-Biographie ist weiterhin ein Desiderat geblieben.

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

Bollmus, Reinhard: Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem. Studien zur Zeitgeschichte, hrsg. v. Institut für Zeitgeschichte, Bd. 1, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1970 (360 S., kart., 20,— DM).

Die seit 1968 einer Teilöffentlichkeit zugängliche Heidelberger Dissertation Bollmus' behandelt die Entstehung und Geschichte der als „Amt Rosenberg“ bezeichneten Dienststelle des „Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“. Dieser Dienststelle wird im Vorwort (7) der Wert eines Modells für die Binnenstruktur des Faschismus an der Macht zugesprochen. Geschildert wird die Entstehung des „Führer-Auftrages“ vom 24. 1. 1934, demzufolge Hitler auf Vorschlag Leys, des Stabsleiters der Politischen Organisation der NSDAP, Rosenberg „mit der Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der Partei und aller gleichgeschalteten Verbände sowie des Werkes ‚Kraft durch Freude‘“ betraut hat. Dieser Auftrag an Rosenberg wird auf ein zeitweiliges Kompromiß zwischen Ley und Rosenberg zurückgeführt und -verfolgt; als Ursache dieser Kooperation wird die desolate Lage der innerorganisatorischen Schulung der NSDAP nach den sog. „Kampfjahren“ und nach Wegfall des ehemals konsensstiftenden „Systems“ angesprochen. Wie Bollmus gut veranschaulichen kann, gerät das „Amt Rosenberg“ bei der Durchführung des „Führer-Auftrages“ in eine permanente Kompetenzauseinandersetzung mit Goebbels, Himmler und Ley. Besonderes Gewicht legt Bollmus dabei auf die Darstellung der Auseinandersetzung um die Vorgeschichtsforschung, wobei hier die Konflikte zwischen dem „Amt Rosenberg“, Himmlers „Studiengesellschaft für Geistesgeschichte „Deutsches Ahnenerbe““ und dem Reichserziehungsministerium zur Sprache gebracht werden. Was den empirischen Teil seiner Arbeit anbelangt, vermag Bollmus somit an einem — wenn auch inhaltlich unbedeutenden und in seinem Stellenwert völlig ungeklärten — Beispiel die Kompetenzquerelen und die Widersprüche des Organisationsaufbaus des Nationalsozialismus aufzuhehlen. Intention Bollmus' ist es denn auch, u. a. die Entstehung des „Amtes Rosenberg“, die „als Musterbeispiel totalitärer Taktik und planvoller politischer Strategie erscheinen mochte“, als „das Ergebnis einer zufälligen und nur für kurze Zeit bestehenden innerparteilichen Interessenkonstellation“ zu entlarven (55).

Derartige empirische Aussagen bleiben, was Bollmus spürt (7, 10 ff., 236 ff.), ohne theoretische Interpretation für eine Analyse des Nationalsozialismus belanglos. Er versucht daher, seine historischen Fakten als Belege für den „Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem“ (Untertitel) zu interpretieren, ohne aber jemals auszuführen, was die Funktion nationalsozialistischer Herrschaft gewesen ist.

In der Tradition beispielsweise der Nachkriegsbetrachtung des ehemaligen Pressechefs und industrienahen Hitler-Förderers Otto Dietrich (in: „Zwölf Jahre mit Hitler“, Köln o. J. [1955], S. 125 ff.: „Führerstaat — Führungschaos“) nimmt Bollmus die sog. „NS-Kampfspiele“ (A. Mohler, HPB 1971/8, 244 f.) zum Anlaß, die Frage „nach der inneren Beschaffenheit eines Herrschaftsapparates wie des nationalsozialistischen, der nach außen hin das eindrucksvolle und furchterregende Bild monolithischer Geschlossenheit . . . zu erwecken suchte“ (7), theoretisch zu beantworten. Entsprechend der neueren empirisch ausgerichteten Erforschung des Nationalsozialismus — etwa über die Rolle der Gauleiter (Hüttenberger), über die Stellung der SS (Höhne), über die nationalsozialistische Sozialstruktur (Broszat, Schoenbaum) oder über das Verhältnis NSDAP—Staat/Beamten-tum (Broszat, Diehl-Thiele, Mommsen) — versteht auch Bollmus seine Darstellung eines Teilaspektes der nationalsozialistischen Kulturpolitik als einem Beitrag zur Schilderung eines in sich vielfältig zerspaltenen Herrschaftssystems (bes. 10 f., 236 ff.).

Bollmus' Darstellung ist dabei besonders gut geeignet, die Konfusion und Begriffslosigkeit dieser neuen Richtung der Faschismus-analyse und -interpretation zu veranschaulichen. Sein theoretischer, allgemein interpretierender Ausblick: „Das Führungs-Chaos im Führer-Staat“ (236 ff.) erweist sich nämlich als bloßer, in einer anderen Wissenschaftssprache vorgetragener, Abklatsch der so nicht erklärten Empirie. Reflektierte, theoretisch auf ihren Stellenwert hin interpretierte und eingeführte Begriffe fehlen, also müssen Worte aus-helfen. So wird vermutet: „Das Ämter-Chaos des Dritten Reiches ist wohl in erster Linie eine Folge des wild wuchernden Eroberungs-rechtes im Führer-Staat“ (245). Die in den Rang von Begriffen erho-benen Redewendungen vom „Eroberungsrecht“ und vom „Führer-Staat“ bleiben aber unausgeführt, obwohl sie durchaus als Schlüssel-kategorien verwendet werden. Zudem muß nicht noch betont wer-den, daß ein Schlagwort wie das des „Führer-Staates“ einer dem nationalsozialistischen Selbstverständnis nachempfundenen Reduzie-rung des deutschen Faschismus auf Hitler alle Tore öffnet. Eine solche Personalisierung hilft vorrangig aber, die „Teilhabe“ „der“ Industrie am Nationalsozialismus zu verschleiern. Aus ideologiekritischer Per-spektive erweist sich das denn auch als die Quintessenz des angeblich theoretischen Teiles der Bollmusschen Dissertation. Bollmus meint nämlich (246 ff.), daß das „Kompetenz-Chaos“ auf eine „irrationale psychische Disposition Hitlers“ zurückgehen dürfte. (Es verwundert also nicht, daß ein moderner Rechtsradikaler, A. Mohler [s. o.], Boll-mus' Arbeit lobt.)

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

Hüttenberger, Peter: Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP. Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Nr. 19, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1969 (239 S., kart., 9,80 DM).

Auch wenn die Forderung, alles — also jede organisatorische und institutionelle Erscheinung in ihrer Genese, Funktion, Form, Wirkung und Wandlung — aus „der“ Ökonomie als „der Basis“ ableiten zu wollen, in überspitzter Anwendung zu „vulgärmarxistischen Zuordnungen“ führt und den „materialistisch-marxistischen“ Ansatz zu einer Art Milieutheorie gerinnen läßt, so enthält diese Forderung doch einen berechtigten Kern. Sie verweist jede Darstellung von eigengewichtigen Entwicklungen und von Personalisierungen im Bereich von Organisationen und Institutionen und jede abstrakt machttheoretische Analyse auf die Frage nach Funktion, Wirkungsweise und Vermittlung des Untersuchungsobjektes. Als legitimer Kern der Forderung läßt sich somit die Notwendigkeit und das Durchhalten eines herrschafts- und interessensoziologischen Ansatzes herausstellen. Die Berechtigung, auf eine derartige Ausgangsfragestellung und durchgängige Intention hinzuweisen, belegt auch Hüttenbergers Mikroanalyse zum Komplex des deutschen Faschismus.

Hüttenbergers Arbeit — die 1966 als Dissertation „unter Anleitung“ von K. D. Bracher (Bonn) fertiggestellt worden ist — versteht sich als eine Studie zur Darstellung des Machtgefüges und der Machtgewichtung innerhalb der NSDAP und darüber hinaus des „Dritten Reiches“ des deutschen Faschismus. Hüttenberger schließt sich der Stoßrichtung der neueren Untersuchungen — etwa von Hans Mommsen, Peter Diehl-Thiele (vgl. Das Argument 58, S. 458 ff.), von Reinhard Bollmus und bes. von Heinz Höhne — an (7), indem es auch ihm „um die Aufhellung der inneren ‚Struktur‘ (des ‚Nationalsozialismus als Ganzes‘, E. H. n. Hüttenberger)“ geht. Hüttenberger stellt sich so „die Frage nach dem Umfang und der Veränderung der Macht der Gauleiter im Gefüge der NSDAP bzw. des NS-Regimes“ (7) — eine Frage, die er sodann folgendermaßen präzisiert: „Entsprechend der Perspektive dieser Untersuchung kam es nicht nur darauf an, die jeweiligen Kompetenzen der Gauleiter, die Kompetenzverschiedenheiten und -veränderungen darzulegen, sondern das begrifflich stets schwer zu fassende Phänomen der Machtausdehnung, des Machtgewinns oder -verlustes und des Machtgefälles zu veranschaulichen ...“ (8).

Wenn die Studie das Niveau eines historischen, politologischen und soziologischen Positivismus und Empirismus überschreiten will, verlangte Hüttenbergers Ausgangsfrage nach einer strikten Berücksichtigung herrschafts- und interessensoziologischer Aspekte. Ohne die Herstellung eines Bezugsrahmens, der die Funktion des Nationalsozialismus im Kontext einer krisengeladenen und -geschüttelten kapitalistischen Gesellschaftsordnung deutscher Provenienz auf ihren Begriff bringt, — ohne einen solchen Bezugsrahmen läßt sich nichts über die Macht der Gauleiter aussagen. Für Hüttenberger gibt es

denn auch einfach nur das „Machtgefüge“ in der NSDAP; die Macht der Gauleiter, der SA, der SS und der NSDAP überhaupt werden als gegebene Größen behandelt. Macht an sich erscheint als *deus ex machina*; und einem Geschenk des Himmels begegnet man nicht mit den Fragen nach seiner Vermittlung und Ableitung, man nimmt es vielmehr hin. Hüttenbergers Verdienste bestehen deshalb allein darin, daß er zu dem heute die Totalitarismustheorie ablösenden Bild der Machtaufsplitterung im Nationalsozialismus weitere, allerdings theoretisch unbegriffene, empirische Daten beiträgt. Er liefert so zusätzlich zu Höhne, Diehl-Thiele, Bollmus und Mommsen eine Korrektur der von der identifizierenden Totalitarismustheorie, etwa C. J. Friedrichs, skizzierten Machtstruktur des Faschismus.

Inhaltlich behandelt Hüttenberger in vier Kapiteln 1. die Entwicklung der Gaue nach der Neugründung der NSDAP (1925/26), 2. die „Machtausdehnung und Machteindämmung“ der Gauleiter in den Jahren vor 1933, 3. die Gauleiter im „Gefüge von Staat und Partei in den ersten Jahren des Dritten Reiches“ und 4. den „Machtgewinn im Gefolge außenpolitischer Expansion und totalen Kriegseinsatzes“; eine Anlage enthält daneben biographische Daten und eine tabellarische Übersicht über die Gaue und die Gauleiter für die Jahre von 1925 bis 1945. In diesen vier Kapiteln behandelt Hüttenberger die „wahre Natur“ der Stellung der Gauleiter im „Gefüge“ der für den Nationalsozialismus charakteristischen „rivalisierende(n) Herrschaft partikularer Machtträger“, die „schließlich in chaotischem Nihilismus (!) endete“ (212). Die Unfähigkeit, geschichtliche Prozesse sozioökonomisch zu begreifen, zeigt sich auch in der stringent durchgehaltenen Personalisierung des deutschen Faschismus, in einer Art Hitlerismus¹. Der empirisch-eklektisch vergegenwärtigte Partikularismus wird so als Herrschaftstechnik Hitlers, der den Nationalsozialismus ausmacht, dargestellt (bes. 13 ff., 195 ff.).

Insgesamt gesehen vermag Hüttenberger nicht, den ideologisch die Teilhabe der großen Industrie am Nationalsozialismus kaschierenden Hinweis auf eine „Gauleiterdiktatur im Bereich der Wirtschaft“² aufzuheben. Die Behandlung der sozialen Funktionen und Entstehungsursachen des Nationalsozialismus und seiner „pluralistischen“ und arbeitsteiligen Machtstruktur wird von Hüttenberger ausgespart. Unreflektiert liefert er lediglich einige Materialien zur Fundierung derjenigen Positionen, die den Nationalsozialismus an der Macht unter den Begriff eines „Primats der Politik“ subsumieren möchte (bes. 182 ff.: „Widerstände gegen die Rüstungspolitik Speers“). Viel zu knapp und theoretisch nicht aufgearbeitet weist Hüttenberger in diesem Zusammenhang auf die mittelständische, als „antikapitalistisch“ bezeichnete Einstellung einiger Gauleiter hin, die „hinter den

1 Vgl. den Exkurs: „Führerpersönlichkeiten“, in: *Das Argument*, 33, S. 7 ff.

2 So Wilhelm Treue, Günther Frede, *Wirtschaft und Politik 1933—1945*, Braunschweig 1964, S. 10; vgl. auch Fritz Thyssen, *I paid Hitler*, New York/London 1941, z. B. S. 135.

Stillegungs- und Rationalisierungsmaßnahmen (Speers, E. H.) auch bestimmte (!) Interessen der in den Ausschüssen und Ringen des Speer-Ministeriums vertretenen Großindustrie witterten“ (185). Für die These von der Existenz eines irrationalen „Primats der Politik“ ist daneben Hüttenbergers Hinweis (187) auf eine Behinderung der Rüstung durch die Gauleiter bedeutsam. — Derartige empirische Hinweise sind es wert, zur Kenntnis genommen zu werden, in ihrem Stellen- und Aussagewert begriffen zu werden, um in die theoretische Diskussion zur Überwindung der undialektischen, letztlich positivistischen, Gegenüberstellung eines „Primats der Politik“ und eines „Primats der Ökonomie“ einzugehen.

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

1. **Johe, Werner:** Die gleichgeschaltete Justiz. Organisation des Rechtswesens und Politisierung der Rechtsprechung 1933 bis 1945, dargestellt am Beispiel des Oberlandesgerichtsbezirks Hamburg. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1967 (260 S., Ln., 22,— DM).
2. Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus. Band I. Teil 1: **Hermann Weinkauff:** Ein Überblick. Teil 2: **Albrecht Wagner:** Die Umgestaltung der Gerichtsverfassung und des Verfahrens- und Richterrechts im nationalsozialistischen Staat. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1968 (384 S., Ln., 46,— DM).

Anhand der Aktenbestände des Oberlandesgerichtsbezirks Hamburg untersucht Johe die Maßnahmen zur organisatorischen und personellen Gleichschaltung der Justiz nach 1933 und die Auswirkungen dieses Prozesses. Der Verfasser räumt selbst ein, daß sich anhand von Gerichtsakten kein Bild der Entwicklung der Hamburger Justiz nach 1933 nachzeichnen läßt. Insbesondere ist es nicht möglich, die Motive der Richter für ihr Handeln und ihre innere Einstellung zu den Ereignissen mit Hilfe nüchterner Sachakten zu rekonstruieren, ganz zu schweigen von den sozialen Prozessen und Herrschaftsinteressen, die sich hinter den Lenkungsmaßnahmen verborgen.

Die Untersuchung konzentriert sich auf den damaligen Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts Curt Rothenberger („Das Gesetz ist Führerbefehl“), vordem Hamburger Juszensator und später Staatssekretär im Reichsjustizministerium. In einem besonderen Kapitel über Schulung und Ausbildung der Juristen nach 1933 berichtet Johe über Rothenbergers Bemühungen, Rassenkunde und Rassenbiologie zu Pflichtfächern für Studenten der Rechtswissenschaften und Gerichtsreferendare zu machen (204), denn es durfte „keinen Rechtswahrer mehr geben, der nicht so viel rassenbiologische Kenntnisse und allgemeines biologisches Verständnis besitzt, daß er die Zusammenhänge von Rasse und Recht erkennt“ (206). Auch mußte gemäß einer Anordnung über das „Lagerleben der zur zweiten juristischen Prüfung zugelassenen Referendare“ jeder „arische männliche Referendar“ an einem Gemeinschaftslager teilnehmen (220). Rothen-

berger entschloß sich später, auch Richtern und Staatsanwälten durch Wochenendlager „ein gleiches nachhaltiges Erlebnis, eine ähnliche Frontstimmung mit dem ihr zu verdankenden raschen Zusammenwachsen und echtem Kameradschaftsgeist“ zu vermitteln, denn nach Roland Freisler war Schulung nicht Kenntnis- und Wissensvermittlung, sondern „Gestaltung einer neuen Haltung“ (210).

Trotz Fleiß und Sorgfalt bei der Aufarbeitung des Materials darf der Wert der Untersuchung nicht zu hoch veranschlagt werden. Denn ebensowenig wie die Herrschaft des Nationalsozialismus allein mit der Demagogie und Faszination des „Führers“ erklärt werden kann oder von einer „zeitweiligen Übereignung der deutschen Geschichte an Hitler“ gesprochen werden kann (so der Berliner Germanist Lämmert), ebensowenig kann das Versagen der deutschen Justiz im Dritten Reich am Versagen einzelner Persönlichkeiten wie Rothenberger aufgezeigt werden, ohne daß gleichzeitig die sozio-ökonomischen Prozesse jener Zeit aufgedeckt werden (wie es z. B. bei G. W. F. Hallgarten nachzulesen ist). Denn die deutsche Richterschaft, die sich ausnahmslos aus den besitzenden Klassen rekrutierte, vermochte auf Grund ihres Klassenstandpunktes diesen Prozessen und ihren Einflüssen auf die Justiz keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Während Johe lediglich einen „Beitrag zur Erforschung totalitärer Herrschaftsmethoden“ leisten will (13), will Weinkauff bei der bloßen Darstellung des Geschehens nicht stehenbleiben. Im 1. Band eines auf 4 bis 5 Bände angelegten Werkes über Struktur, Funktion und Probleme der Justiz unter dem nationalsozialistischen Regime gibt der ehemalige Präsident des Bundesgerichtshofes zunächst einen allgemeinen Überblick über Schicksal und Wirkungsweise der Justiz nach 1933. Sodann unternimmt er den Versuch einer Wertung der allgemeinen Haltung der deutschen Justiz unter dem Nationalsozialismus und sucht aus den Lehren und Erfahrungen der nationalsozialistischen Epoche Schlußfolgerungen für den Aufbau einer Justiz zu ziehen, die totalitärer Bedrohung begegnen kann (177 ff.). Für das Versagen der deutschen Justiz im Dritten Reich gibt Weinkauff als überzeugter Naturrechtler dem Positivismus der deutschen Rechtswissenschaft und Rechtspraxis die Schuld, das heißt dem ausschließlichen und unkritischen Gehorsam gegenüber dem förmlichen staatlichen Gesetz. Als ausdrücklicher Bekenner zu einem christlichen Naturrecht neothomistischer Prägung, das auch in der Rechtsprechung Weinkauffs am Bundesgerichtshof seinen Ausdruck gefunden hat, verlangt er die Erarbeitung einer Grundlage des Rechts, die jenseits von Rechtspositivismus und Wertpluralismus liegt. Die Erarbeitung einer naturrechtlichen Grundlage des Rechts sei „das A und O jeder wirklichen Erneuerung von Recht und Gericht, und zwar einer Erneuerung, die der totalitären Bedrohung schon in ihrem Anfangsstadium widerstehen kann“ (182). Der Richter müsse daher die „naturrechtliche Urordnung, die nichts anderes ist als die ethische Grundordnung ... mit dem Einsatz der ganzen Person ergreifen, mit Vernunft, Verstand, Gewissen und Gefühl, dann aber mit intuitiver Sicherheit. Jeder Unverbildete, und vor allem jeder rechtlich Gesinnte und rechtlich Er-

fahrene, vermag das“ (183). Das Maß für richterliche Tätigkeit liefert die „gesollte Grundordnung“, die „im Elementaren festliegt“ (184)!

Bei der Erörterung der Sozialstruktur der Richterschaft kennzeichnet Weinkauff die Tatsache, daß es keinen aus der Arbeiterschaft stammenden Richter gibt, mit folgenden Worten: „Die Richter rekrutierten sich aus allen Schichten des Volkes; die Väter waren vielfach selbst Beamte, besonders Beamte des gehobenen Dienstes, aber auch Angehörige der freien Berufe, Angestellte und dergleichen“ (26)!

Weinkauffs Überblick wird thematisch sinnvoll ergänzt durch den Beitrag von Oberlandesgerichtsrat Albrecht Wagner über die Umgestaltung der Gerichtsverfassung, des Verfahrens- und Richterrechts im nationalsozialistischen Sinne. Wagner zeigt, wie die Justiz auf wichtigen Gebieten weitgehend ausgeschaltet wurde und damit ihre Funktion eines Garanten dafür verlor, daß Eingriffe in Leben, Freiheit und Eigentum eines Staatsbürgers nur nach Gesetz und Recht erfolgen. Ein eigenes Kapitel ist dem Verhältnis von Justiz und Polizei (SS) gewidmet, die mehr und mehr zur „Korrektur“ der Rechtsprechung herangezogen wurde, ein weiteres gibt einen Überblick über die Organisation der deutschen Gerichtsbarkeit in den besetzten Gebieten. Schließlich wird das Problem der für den nationalsozialistischen Staat charakteristischen „Scheinlegalität“, der Widersprüche zwischen Gesetzgebung und tatsächlicher Gestaltung des Rechtslebens in diesem Beitrag berücksichtigt. Nützlich und aufschlußreich sind die Daten zur „Vorbeugehaft“ (300).

Thomas Schall (Freiburg)

Aley, Peter: *Jugendliteratur im Dritten Reich. Dokumente und Kommentare. Schriften zur Buchmarktforschung 12.* Bertelsmann-Verlag, Gütersloh 1969 (262 S., kart., 22,— DM).

Aley, Assistent bei Klaus Doderer, dem Leiter des Instituts für Jugendbuchforschung in Frankfurt, hat im Auftrag des Instituts und mit Unterstützung des Bertelsmann-Fonds als erster Dokumente zur ns Jugendliteraturpolitik gesammelt und zu einer Darstellung des Gesamtkomplexes Jugendliteratur in der Zeit von 1933—1945 zusammengefügt. Im ersten Hauptabschnitt dokumentiert Aley „die entscheidenden organisatorischen und politischen Maßnahmen der Parteistellen“ (1) zur Koordinierung und Zentralisierung der ns Jugendbuchpolitik: Der Autor belegt zunächst penibel, wie die „Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse“, in denen „das Gedankengut der Kunsterziehungsbewegung (Heinrich Wolgast) lebendig weiterwirkte“ (6), dem NS-Lehrerbund (NSLB) einverleibt wurden. „Um das Schlimmste zu verhindern“, boten die Wortführer der Prüfungsausschüsse dem Kultusministerium freiwillig ihre Mitarbeit an. Aley schreibt, daß es „den alten, in der Tradition der Jugendschriftenbewegung stehenden ... Kreisen“ zu danken sei, „daß ein günstiger Einfluß auf die Beurteilungsarbeit und das Zustandekommen der neuen Listen ... genommen wurde und nicht von vornherein die ge-

samte Arbeit schlagartig dem Fanatismus der Funktionäre überlassen blieb“ (216). Die „Funktionäre“ konnten sich auf die Tradition der Jugendschriftenbewegung verlassen: „Hans Schemm hatte gesagt, er wolle nichts Lebendiges totschiagen“ (216). Wir haben es hier allerdings weder mit einer noblen Zurückhaltung der Nationalsozialisten noch mit einer „taktischen Maßnahme des Widerstandes“ (217) der Jugendbuchfachleute zu tun. Es zeigt sich vielmehr deutlich, daß auch auf dem Gebiet der Jugendbuchpolitik der Faschismus nichts wirklich Neues einzuführen brauchte, sondern längst vorhandene reaktionäre Tendenzen weiterführte und verstärkte.

Die „Reichsstelle für das Jugendschrifttum“ des NSLB (1933 gegründet) erfaßte Volksbüchereien und Schulen. Sie gab jährliche Auswahlverzeichnisse über die zur Anschaffung und Klassenlektüre empfohlenen Bücher heraus und ordnete an, daß „bolschewistische, marxistische, international pazifistische und konfessionelle Literatur“ (93) und alle Bücher jüdischer Autoren aus den Büchereien entfernt wurden. Einige dieser Auswahlverzeichnisse sind in dem vorliegenden Band nachgedruckt. Aley hat eine vergleichende Statistik der bevorzugten Themen in den Jahren 1939/40 und 1942 vorgelegt: Vorherrschend sind die Themen „Ideologie/Politik“ (13,4% zu 22,6%) und „Deutsche Geschichte/Weltkriege“ (28,1% zu 27,6%) (77). Die Reichsstelle für das Jugendschrifttum verlieh Jugendbuchpreise und gab Kinder- und Jugendzeitschriften heraus, von denen einige eine Auflage von über 1/2 Mio. regelmäßig erreichten; ferner führte sie ein „reichseinheitliches Lesebuch“ ein (1935—1939).

Im zweiten Teil seiner Arbeit bringt Aley Quellentexte zur Beurteilung und Interpretation der Jugendliteratur der verschiedenen Sparten und schließlich Ausschnitte aus NS-Jugendbüchern. Die Dokumente und Quellen sollen „sich gegenseitig interpretieren“ (3) und „die Atmosphäre jener Zeit einfangen“ (3). Von einer Analyse kann in diesem Teil ebensowenig die Rede sein wie im ersten. Aleys Hilflosigkeit geht so weit, daß er nicht einmal in der Lage ist, eine selbständige kategoriale Einteilung des dokumentierten und kommentierten Stoffes zu liefern; Anführungsstriche sollen Distanzierung ausdrücken (: „völkische‘ Jugendschrift“, „Der Einzelne in der ‚Bluts‘-, ‚Wirkens‘- und ‚Werkgemeinschaft‘ der Nation“, „Feier- und Spielgut“ etc.). Selbst verbindende Zwischentexte fallen ihm schwer: auch dort bevorzugt er Zitatmontagen. So kommen fast ausschließlich die NS-Autoren und -Kulturpolitiker zu Wort; ihre Intentionen werden unbefragt zur Faktizität erhoben. Nur ganz selten dämmert Aley die Frage, ob sie ihre Ziele wohl immer erreicht haben und wie. Insgesamt führt seine Begriffs- und Theorielosigkeit in bezug auf den Faschismus, der doch immerhin sein Forschungsgegenstand ist, zu einer mimetischen Angleichung seiner Sprache an das zu Kritisierende. Als Bewertungskriterien stehen dem Autor nur die „herkömmlichen literar-ästhetischen Maßstäbe“ (92) zur Verfügung, die der „Konsequenz der parteipolitischen Agitatoren“ (95) zum Opfer fielen. Beklagt werden „Trivialität und Mediokrität“ (V) und immer wieder der „Ungeist“. Da er das Grundübel der NS-Literatur in ihrer

Politisierung sieht (193 u. a.), kann er die Alternative emanzipatorischer Politik in Kinderbüchern nicht in sein Gesichtsfeld aufnehmen, und nur „Kindgemäßheit des Lesestoffes“ (34) und „stille Liebe zu den Büchern“ (189) vermissen. Eben dies wird heute primär gegen kommunistische Kinderliteratur gewendet.

Zu schätzen ist seine Zuverlässigkeit, soweit es um Fakten geht. Von dem gebotenen Material sind wichtig weniger die breit belegten Kuriositäten (das Tapfere Schneiderlein wurde — bereits 1924 — als der verschlagene Jude interpretiert, gegen den ohne nationale Erneuerung der biedere Deutsche nichts ausrichten könne; das Märchenmotiv: „Prinz erobert Prinzessin und heiratet sie“ galt als Beispiel für Aufnordnung; Tiere durften wegen des „Rassegedankens“ nicht vermenschlicht dargestellt werden) als die beherrschende Stellung der imperialistischen Kriegsvorbereitung nicht nur in Erziehungsgrundsätzen, sondern auch in den Motiven der Kriegsbücher, der Darstellungen zur Geschichte und in der Auswahl der Märchen- und Sagenstoffe. Die Aggressivität erscheint in den 30er Jahren eher stärker als während des Krieges. Weiterhin wird als Zentralmotiv der Kampf gegen den Kommunismus und der Versuch, die Arbeiter mit Hilfe der „Entlehnungen aus der Kommune“ (Bloch) in den faschistischen Staat zu integrieren, belegt (vgl. vor allem Karl Aloys Schenzingers „Hitlerjunge Quex“ und „Wie ein Proletarierjunge SAMann wurde“ von Peter Hagen). — Eine Funktionsanalyse, die anhand der Geschichte der gesamten bürgerlichen Jugendliteratur bis hin zu den realitätsblinden „schönen“ Kinderbüchern heute eine Kontinuität in der Handhabung von Stoffen, Symbolik und Techniken nachweist und auf die Kontinuität kapitalistischer Produktionsverhältnisse zurückführt, steht noch aus. Ihr könnte Aloys Dokumentation und die 20seitige Quellenbibliographie wichtiges Material bereitstellen.

Marie-Luise Könneker (Berlin)

Diel, Alex: Die Kunsterziehung im Dritten Reich. Geschichte und Analyse. UNI-Druck, München 1969 (341 S., Pb., 22,50 DM).

Über die Kunsterziehung im „3. Reich“ lag bisher keine detaillierte Untersuchung vor. Leider enttäuscht die Arbeit von Diel viele Erwartungen. Zwar bietet sie eine willkommene Ergänzung zu den Büchern über die Verfolgung moderner Kunst in der Nazi-Zeit (Lehmann-Haupt, Paul-Ortwin Rave u. a.) sowie zu den Studien über nationalsozialistische Kunstpolitik (Hildegard Brenner, Joseph Wulf), doch entbehrt sie jedes theoretischen Konzepts. Die Beschreibung der „historisch-politischen Ansätze des Nationalsozialismus“ basiert auf den Studien von Lukács, H. Grebing und H. Reiss und ist von solcher Allgemeinheit, daß eine Deduktion der Kunsterziehungspolitik nicht leicht vorzunehmen ist. Außerdem fehlt völlig eine Herleitung der nationalsozialistischen Kunsterziehungsprogramme von der „Kunst-

erziehungsbewegung“, insbesondere der Diskussion um Langbehn's Rembrandt-Deutschen. (Auch der katholische Anteil dieser speziellen Abart von Kunstpädagogik wurde nicht verfolgt.) Einige unzusammenhängende Bemerkungen über diese Vorgeschichte tauchen erst unter Bezugnahme auf Fritz Stern's wichtiges Buch über den Kulturpessimismus auf (131). Auch fehlt eine Analyse des Zusammenhangs von Kunsterziehung und materieller Basis nationalsozialistischer Kunstideologie. Zitate wie folgende hätten den Verfasser auf diesen Zusammenhang aufmerksam machen müssen: „Der Sinn für Sparsamkeit, für richtiges volkswirtschaftliches Verhalten soll geweckt, der Sinn für das Einfache und Saubere, für das Zweckvolle und Schöne (Farbe, Form, Volkskunst) gepflegt werden“ (Aus den Richtlinien für den Unterricht in den vier unteren Jahrgängen der Volksschulen). Oder: „Durch den Flugmodellbau wird in den Jungen die Bereitschaft geweckt, sich tätig bei der Befestigung des Deutschen Reiches als führende Luftmacht einzusetzen“ (123). Schließlich sucht man vergebens eine Analyse der deutschen Kunstgeschichtsschreibung, obwohl diese sehr weitgehend den Kunstunterricht an den höheren Schulen (sehr viel weniger an den Volksschulen) beeinflusste. Diel zitiert den nationalsozialistischen Pädagogen Hans Schemm: „Alles, was in der deutschen Kunst zum Ausdruck kommt, ist lebendige Gotik. Nicht nur im gotischen Dom, in jedem guten Bild liegt diese Gotik verankert . . . Gotik ist auch das, was Hitler tat, indem er das Volk zusammenband und ihm wieder einen Zielpunkt gab“ (27). Dieses Zitat ist ein Ausfluß jener Kunstgeschichte, die schon im 19. Jahrhundert begann, die Gotik als deutsches Eigentum zu deklarieren, was in der klassischen Studie von P. Francastel, *L'histoire de l'Art, instrument de la propagande germanique* (Paris 1945) einer ideologiekritischen Analyse unterzogen wurde.

So kann die Studie von Diel lediglich als eine nützliche Dokumentation der nationalsozialistischen Kunsterziehungspolitik angesehen werden. Die Versuche, das Material nach Kriterien wie Irrationalismus, Rassismus, Antisemitismus, Biologismus zu klassifizieren, scheitern, da jede Gesellschaftsanalyse fehlt, die solchen Begriffen erst eine Grundlage hätte geben können. So bleibt die Frage Diels, wie die Kunsterziehungsbewegung „pervertiert“ werden konnte, unbeantwortet, weil sie falsch gestellt ist. Die Kunsterziehungsbewegung selbst ist nur aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext her zu erklären, der schließlich diese Bewegung in nationalsozialistischer „Kunstpädagogik“ aufgehen ließ. Gerhard Grohs (Berlin)

Nolte, Ernst: *Der Nationalsozialismus*. Verlag Ullstein, Frankfurt/Berlin/Wien 1970 (251 S., TB, 3,80 DM).

Die Originalität Noltes besteht darin, daß er 1963 in „Der Faschismus in seiner Epoche“ (vgl. *Das Argument* Nr. 30, S. 144 ff.) den Faschismus als Faschismus, d. h.: als historisches und zu isolierendes

Epochencharakteristikum begreift. Gegenüber den weithin die Diskussion beherrschenden Ansätzen eines „Hitlerismus“ — den prototypisch etwa Michael Freunds „Deutschland unterm Hakenkreuz“ (1966) vertritt — und einer „rot“ und „braun“ identifizierenden Spielart der Totalitarismustheorie führte Nolte mit seiner Habilitationsschrift den Faschismusbegriff wieder in die bürgerliche Wissenschaft ein. Dabei hat er sich allerdings weder mit den am Faschismus kritisch orientierten Totalitarismustheorien Franz und Sigmund Neumanns sowie Ernst Fraenkels noch mit den marxistischen Faschismustheorien beschäftigt.

Noltes Faschismusbegriff unterscheidet sich, auf eine von Nolte selbst nie diskutierte oder auch nur problematisierte Art, von den vorgegebenen kritischen Fassungen dieses Begriffs, indem er ohne sozialwissenschaftliche Dimensionen oberflächlich historisch eingeführt wird. (So oberflächlich, daß Nolte sogar auf die, von Hans Rosenberg so bezeichneten, „vorfaschistischen Strömungen“ des Antisemitismus und der sozialen Demagogie nicht eingeht — wie Wolfgang Sauer meint, aus Mangel an historischen Kenntnissen.) Faschismus kann so als „tot“ definiert werden; Probleme einer faschistiskapitalistischen Kontinuität und auch des Konflikts zwischen sozialer Funktion und Basis des Faschismus bilden damit von vornherein nicht den Gegenstand von Noltes Faschismusanalysen. Für Reinhard Kühnl deutet deshalb schon Noltes phänomenologischer und historischer, aber unmaterieller, Ansatz darauf hin, „daß vom Seelenleben Mussolinis und Hitlers sehr viel, von politischen und gesellschaftlichen Kräften aber sehr wenig die Rede sein wird“.

Vom Ansatz her, d. h.: durch den weitestgehenden Verzicht auf die Verarbeitung der sozialgeschichtlichen und -psychologischen Literatur, bleibt Noltes Phänomenologie des Faschismus inhaltsleer. Es ist eben keine radikale Analyse; und alle Kritiken, die von einer Betrachtung historischer Triebkräfte, Funktionen etc. ausgehen, müssen ihr Material von außen an Nolte herantragen. (Insofern Richard Saage in *Argument* Nr. 58/1970, S. 292 ff., dies nicht geleistet hat, bleibt seine immanente Kritik der Nolteschen Methode ebenfalls abstrakt; Nolte immanent zu kritisieren impliziert, allein darauf hinweisen zu können, er sei gegenüber Vermittlungsprozessen blind und betrachte die Funktion des Faschismus nicht.)

In Noltes Selbstverständnis ist die Intention, den Faschismus als abgeschlossene Epoche darzustellen, gleichbedeutend mit einer „parteilos(en)“ Interpretation des Faschismus „als Faschismus, d. h. als Ausprägung eines eigentümlichen und übernationalen Epochencharakters“ („Die Krise des liberalen Systems“, München 1968, S. 441). Indem Nolte diesen Epochencharakter einer abgeschlossenen Vergangenheit streng geisteswissenschaftlich im Sinne einer „Mystifikation des Objekts“ (R. Saage) begreift, indem er auf einen sozialwissenschaftlich reflektierten Begriffsapparat verzichtet und entsprechende Ansätze souverän negiert, und indem er vermittels seiner Interpretationsweise den Faschismusbegriff in eine „Pflugschar“ zur Überwindung einer von ihm als manichäisch bezeichneten Einteilung

der Gesellschaft in Faschisten und Antifaschisten umwandeln will¹, kann sich Nolte zwar verbal von der Kommunismus und Faschismus identifizierenden Totalitarismustheorie distanzieren, er übernimmt aber zugleich wesentliche methodische und inhaltliche Momente dieses Diskussionsansatzes². Dies zeigt sich vor allem auch darin, daß Nolte mit seiner Interpretation ausdrücklich dem „deutschen Volk“ helfen will, seine faschistische Vergangenheit (und kapitalistische Gegenwart) zu bewältigen: „Nur . . . die Interpretation des Nationalsozialismus als Faschismus . . . enthält die Möglichkeit der Selbstbefreiung und der Zuwendung zu neuen Aufgaben, nur mit ihr kann das deutsche Volk wieder eine geistig lebendige Nation werden . . .“ („Krise . . .“, S. 442).

Diese „geistige Lebendigkeit“ basiert auf dem Fundament des Kapitalismus, eines kapitalistischen Kontinuums, das durch die „faschistische Epoche“ nur zeitweilig überlagert worden ist; jedenfalls artikuliert sich „geistige Lebendigkeit“ im Sinne Noltés nicht in der Diskussion des Zusammenhanges zwischen Faschismus und Kapitalismus. Ohne Analysen des Willensbildungsprozesses, der kapitalaffirmativen Lösung des Konflikts zwischen sozialer Massenbasis und sozialer Funktion der faschistischen Massenbewegungen sowie der innerfaschistischen Machtverteilung behauptet Nolte so — in Anlehnung an die Positionen solcher Industrieapologeten wie Peter Druker („The End of Economic Man“, 1939), Louis P. Lochner („Die Mächtigen und der Tyrann“, 1955) oder August Heinrichsbauer („Schwerindustrie und Politik“, 1948) —: „... die Industriellen . . . sind . . . insofern vollständig ausgeschaltet, als sie . . . über ebensowenig Möglichkeiten der Einflußnahme verfügen wie ihre Hilfsarbeiter“ (193; noch pointierter in: *Der Faschismus*, München 1968, S. 325).

Diese Aussage markiert Manifestation und Dominanz der ideologischen Implikate der phänomenologisch-geisteswissenschaftlichen Methode. Läßt sich aus „Der Faschismus in seiner Epoche“ — bes. aus dem Teil: „Die Lehre im Zusammenhang“ — noch eine durchaus relevante und diskussionswerte These herausdestillieren: Der Faschismus bedeutet, sozioökonomisch, den Rückschritt hinter die sozialen und politischen Emanzipationsbestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft bei gleichzeitiger Entfaltung von technischer Rationalität, Leistungsmotivation und des faktischen Zwangscharakters der Lage der abhängig Arbeitenden — verbrämt durch sozialimperialistische Momente —, so entfernt sich Nolte ab 1963 immer weiter von dieser Position. Am Ende knüpft er an die innenpolitisch-kapitalaffirmative Funktion der identifizierenden Totalitarismustheorie an,

1 vgl. Nolte, *Die Frage nach dem Faschismus*, in: FAZ, Nr. 162 v. 16. 7. 1968, abgedr. in: ders., *Sinn und Widersinn der Demokratisierung der Universität*, Freiburg 1968, S. 72.

2 dazu Wolfgang Sauer in: *The American Historical Review*, 73 (1967), S. 413; Wolfgang Schieder in: *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft*, Freiburg/Basel/Wien 1968, Bd. 2, Sp. 471; ausführlich vgl. auch meine demnächst bei Suhrkamp ersch. Darst.: *Zur ökonomischen und politischen Funktion des Nationalsozialismus*.

die ohne eine Analyse des strukturellen Zusammenhanges zwischen Kapitalismus und Faschismus von „Gleichschaltung“ redet. Diesen Endpunkt markiert der Anhang zu „Der Nationalsozialismus“ mit den Aufsätzen: „Zur Soziologie des Nationalsozialismus“, „Hitlers Aufstieg und die Großindustrie“, „Der Faschismus als Problem in der wissenschaftlichen Literatur der jüngsten Vergangenheit“. (Neben diesen Aufsätzen enthält „Der Nationalsozialismus“ noch den vierten Hauptabschnitt aus „Der Faschismus in seiner Epoche“ als unveränderten Abdruck.)

Um den Endpunkt Noltescher Phänomenologie zu illustrieren, sei darauf hingewiesen, daß der Aufsatz „Hitlers Aufstieg und die Großindustrie“ den deutschen Faschismus als „eine eigentümliche und irreduzible politische Strukturmöglichkeit“ (193) ausgibt — deshalb, weil er nicht genügend kapitalistisch gewesen sei. Im Hinblick auf „die eigentliche politische Zielsetzung“, auf die „Grundfragen“: „ob Krieg geführt werden sollte, wann Krieg geführt werden sollte, was für ein Krieg geführt werden sollte“, hätten nämlich die Industriellen „über ebensowenig Möglichkeiten der Einflußnahme (verfügt) wie ihre Arbeiter“ (alles 193). Ist schon diese Aussage nach Kenntnisnahme etwa der in der Sammlung „Anatomie des Krieges“ (Berlin, DDR, 1969) ausgebreiteten Dokumente mehr als nur anzweifelbar, so widerlegt sie Nolte sogar selbst, wenn er (192) die Wiederaufstrebungsbestrebungen der Industriellen „als Ausweg aus der Krise“ verständnisvoll verteidigt. — Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß sich alle Implikate der Nolteschen Methodik und des erkenntnisleitenden Interesses Noltes in diesem Anhang zu „Der Nationalsozialismus“ offenbaren. Am Ende liefert Nolte somit keine Thesen, die sozioökonomisch aufzugreifen und zu analysieren wären; am Ende erteilt Nolte als Mitglied des Bundesausschusses des Bundes „Freiheit der Wissenschaft“ der Industrie die Absolution. Seine Ausführungen sind nur mehr von ideologiekritischem Interesse.

Eike Hennig (Frankfurt/M.)

Latenser, Hans: Die andere Seite im Auschwitzprozess 1963/65. Reden eines Verteidigers. Seewald Verlag, Stuttgart 1966 (454 S., Ln., 45,— DM).

Hanack, Ernst-Walter: Zur Problematik der gerechten Bestrafung nationalsozialistischer Gewaltverbrecher. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1967 (61 S., kart., 5,80 DM).

In seiner Einleitung stellt der mittlerweile verstorbene Spezialist für Verteidigung führender Nationalsozialisten und ihrer Helfershelfer das Auschwitzverfahren aus der Sicht der Verteidigung dar. Plädoyers und Schriftsätze füllen den Rest des umfangreichen Buches. Angelpunkt seiner Verteidigung ist das nationale Ressentiment (380). Seine juristische Begründung läuft darauf hinaus, daß die an

der Rampe von Auschwitz „Selektierenden“ nach der herrschenden Bedingungstheorie (die besagt, daß jede Bedingung kausal ist, die nicht hinweggedacht werden kann, ohne daß der konkrete Erfolg entfiel und daß der Täter für diesen kausalen Beitrag bestraft wird) für den Tod der in die Gaskammer geschickten Opfer nicht ursächlich seien, weil die Ermordung „auf alle Fälle stattgefunden“ hätte, also auch bei „einer Verweigerung der individuellen Mitwirkung“ niemals entfallen wäre (185 ff.). Hitler hat alles „einzig und allein“ bestimmt und vorher entschieden (187). Demnach ist es dann auch logisch, daß Laternser denjenigen „Selekteur“, der einzelne Personen nicht sofort in die Gaskammer schickte, als einen „Lebensretter“ bezeichnen kann. Er hatte einige vor der von Hitler befohlenen Ermordung bewahrt.

Der Verfasser der zweiten Schrift ist Professor an der Universität Heidelberg. Er bemüht sich in diesem Aufsatz, die strafrechtlichen Begriffe wie Mord und Totschlag, Beihilfe, Täterschaft und Teilnahme, Schuld in Urteilen über nationalsozialistische Verbrechen zu klären. Für ihn sind die NS-Prozesse problematisch, da nicht alle Täter bestraft werden können. Das Strafgesetzbuch erfaßt viele Verbrechen nicht, oder aber die Beweisschwierigkeiten sind unüberwindlich geworden (3). Außerdem ist der Juristenstand ohnehin in die Schuld verstrickt (4). Und letzten Endes liefern die Prozesse keine Antwort auf die Frage nach dem Warum der nationalsozialistischen „Entartung“ (4 unten). Metajuristische Fragestellungen wie die Verstrickung der Täter in den staatlich organisierten Verbrechenapparat und „ihre Beziehungen zu den ideologischen Faktoren“ werden angedeutet, die dann in der Erwähnung des „verbrecherischen Systems“ und dessen „abnormen Umständen“ wieder untergehen. Bei der Strafzumessung gerät dem Verfasser das ohnehin schon sehr brüchige strafrechtliche System vollends ins Wanken. Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß „die Strafzumessung schon bei der ‚normalen Kriminalität‘ ein schwieriges, weil von irrationalen Momenten beeinflusstes Problem“ sei. Hier sei es „eigentlich unlösbar“ (59).

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß der Gesetzgeber selbst ein Teil zur Lösung beigetragen hat. Durch eine Neufassung der Teilnahmebestimmung ergab sich überraschenderweise (!), daß die Taten aller Gehilfen, die nicht die Mordmerkmale der Täter aufweisen, unter die Verjährung fallen. Dies sind die sogenannten Schreibtischtäter. Damit wurde die Forderung der nationalgesinnten Vertreter im Bundestag erfüllt.

Bernhard Blankenhorn (Freiburg)

Langbein, Hermann: Der Auschwitz-Prozeß. Eine Dokumentation. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. Lizenzausgabe des Europa Verlages, Wien 1965 (2. Bd., 1027 S., Ln., 60,— DM).

Mit den Konzentrationslagern schuf der Faschismus Industrieunternehmen, die die Arbeitskraft analog den Grundstoffen der Energiewirtschaft verwerteten und das Menschliche an ihr zu einem nurmehr

beiläufigen Moment werden ließen: nur bei 10 bis 20 % der in „konzentrierter Beförderung“ nach Auschwitz Verladenen wurde die unmittelbare Vernichtung aufgeschoben. Die Wirtschaftsabteilung des RSHA vermietete die zur Arbeit „Selektierten“ gegen eine Leihgebühr (Facharbeiter 6 RM, Hilfsarbeiter 4 RM pro Tag) an die Betriebe der Großindustrie, z. B. die IG-Farben-Werke, Bayer-Werke, Deutsche Ausrüstungswerke, Siemens-Schuckert-Werke, Union-Werke u. a. Insgesamt erschlossen sich 200 Ansiedler, vor allem Montagefirmen, in Auschwitz billige Arbeitskraft. Allein in den Buna-Werken waren 50 000 Menschen zur Zwangsarbeit eingesetzt. Reproduktionskosten für die Arbeitskräfte, die nach 11- bis 14stündiger Arbeit in oft kilometerlangen Fußmärschen in die KZ zurückgetrieben wurden, entstanden der SS kaum, da sie regelmäßig aus neuen Transporten ersetzt werden konnten.

Sonderbehandlung war das Allgemeine; wo sie nicht durch physischen Zusammenbruch, Verhungern, Erschlagen, Erschießen, Vergasen erfolgte, übernahm die pharmazeutische Industrie — insbesondere die Firma Bayer, deren Vertreter der Angeklagte Dr. Capesius schon vor dem Kriege gewesen war — diese Aufgabe mittels medizinischer Experimente (579) oder Phenolinjektionen. Einer der Zeugen, der SS-Richter Wiebeck, definiert all dies in seiner Aussage als „justizfreie Hoheitsakte“ (337; im übrigen eine nahezu geniale Formulierung, die wohl Willkür charakterisiert, das Unrechtsbewußtsein der Ausführenden jedoch — in diesem Falle des Juristen —, das strafrechtlich relevant wäre, nicht durchblicken läßt); das enthüllt die zynische Bewußtheit der an Standgerichten beteiligten SS-Juristen über den legalistischen Schein ihrer Veranstaltungen und trifft insoweit auch zu, als die Entscheidungsgewalt über das Ausmaß der Vernichtung überwiegend bei den Wirtschaftsverwaltungen der SS und der Großindustrie gelegen hat. Die Höhe des Profits aus dem monopolistischen Verleihgeschäft der SS bestimmte sich nach dem Arbeitskräftebedarf, und dieser wiederum die Zahl derer, die kurzfristig überlebten. Die ökonomischen Prozesse funktionierten reibungslos, da das Kapital, dem die Ortschaft Auschwitz Heimat geworden war, Staatsaufträge erfüllte: Buna-Monowitz, einer der Schwerpunktbetriebe der IG-Farben, sollte hier einen Teil der kontraktmäßig festgelegten Kontingente synthetischen Benzins für den faschistischen Staat produzieren (nach Aussage des Aufsichtsratsvorsitzenden und „Generalbevollmächtigten Chemie“, Dr. Carl Krauch, konnte im Buna-Werk Monowitz das Produktionsstadium nicht erreicht werden). Aufgrund der staatlichen Preis- und Abnahmegarantien und der relativ geringen Investitionskosten für die Anlagen, zu deren Erstellung auf dieselben Ressourcen an Arbeitskräften zurückgegriffen werden konnte, die bei der laufenden Produktion Verwendung gefunden hätten, konnten extreme Profite erwartet werden, die diejenigen aller anderen Industriebetriebe der IG-Farben, in denen synthetisches Benzin hergestellt wurde, übertrafen hätten, zumal auch das Ausgangsmaterial — Braunkohle — in den Kohlengruben bei Auschwitz von Häftlingen abgebaut werden mußte.

Den infamen Lügen der Industrieführer über die „rein technischen, klimatischen, geologischen etc. Kriterien der Standortwahl von KZ-Betrieben (vgl. vor allem 60—67), der unausgesprochenen Affirmation des Sinnspruchs „Arbeit macht frei“ in den wortreichen Unschuldsbekenntnissen des Managements und den Beteuerungen ihrer Einflußlosigkeit in Entscheidungen der Lagerpolitik kann man die Aussage des in Polen hingerichteten Lagerarztes Dr. Entreß entgegenhalten: „Ich erinnere mich an eine Besprechung im Frühjahr 1943, bei der Direktor Dürrfeld von den IG-Farben darauf drängte, daß der Stand des Krankenbaus möglichst klein gehalten werden soll, damit möglichst viele arbeitsfähige Häftlinge im Lager sind. Es wurde daher angeordnet, daß Häftlinge, die zu lange krank waren (d. h. länger als 7 bis maximal 14 Tage; Anm. d. Rez.), ins Stammlager verlegt werden. Von dort kamen sie dann größtenteils nach Birkenau zur Vergasung. Wenn der Krankenstand über fünf Prozent der Lagerstärke betrug, mußte der Lagerarzt eine Selektion durchführen“ (572; vgl. auch 585 ff.).

Hauptschuldige wie Dürrfeld und Krauch konnten in diesem Prozeß zu Kronzeugen gegen individuelle Täterschaft werden. Erwartungsgemäß erteilte das Gericht den Wirtschaftsführern Absolution; leider hält der Chronist Langbein „politische“ Argumentation für moralisch unzulässig und postuliert statt dessen, menschliche Tragik von demjenigen zu isolieren, was sie verursacht hat. Diese Einschränkung schlägt zurück auf Erklärungsversuche für das Verhalten der Schuldigen: ihr Sadismus wird Naturzustand, radikal Böses.

Ebensowenig kann von der Entscheidung des Gerichts über die Zulassung von Gutachten behauptet werden, daß unpolitische Motive ausschlaggebend gewesen wären: so wurde Buchheim über Befehlsnotstand und Organisationsstruktur der SS und Polizei angehört; ferner Broszat über den Aufbau der KZ und nationalsozialistische Polenpolitik; und Krausnick über „Nationalsozialistische Judenpolitik unter besonderer Berücksichtigung der Judenverfolgungen“. Das Sachverständigengutachten Jürgen Kuczynskis über die „Verflechtung der wirtschaftlichen Unternehmen mit der Leitung der Konzentrationslager“ dagegen „wird vom Gericht abgelehnt“ (941), offensichtlich unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der monopolistischen Industrie im Faschismus.

Die Nähe zur Sprache von Unternehmensführern kommt in Aussagen wie etwa der des Lagerkommandanten Höß zum Ausdruck, der von Auschwitz als von seinem „Lebenswerk“ sprach, oder derjenigen des Zynikers Pery Broad, der die Einrichtung eines Lagerbordells damit kommentierte, daß das KZ nunmehr zu einem Musterbetrieb geworden sei, in dem jedermann in seinem Beruf zu arbeiten ermöglicht werde (515); der Zeuge Bundzus von den Siemens-Schuckert-Werken bekennt, was dem Individuum im Kapitalismus, nachdem es „pfléglichst aufgeföretet“ (65) wurde, zgedacht ist: „Die Häftlinge . . .“ haben den „ . . . besten Wohlstand“ (65), sie sind „in ihrer Freizeit keiner Zwangsform unterlegen“, und Dr. Walter Dürrfeld von der IG-Farben ergänzt diesen Katalog großzügiger Sozialleistungen: „Bei den

Buna-Werken gab es eine stets ansteigende Linie des Arbeitseinsatzes von Häftlingen. Nur durch Krankheit oder Witterungsumstände wurde dieser Aufstieg zeitweilig storniert. . . Die IG-Farben hatte Interesse, nur arbeitsfähige Häftlinge zu bekommen. Je länger Häftlinge bei uns waren, desto mehr besserte sich ihr Gesundheitszustand“ (63). „Stornierung“ bedeutet, daß Leben oder Tod nach Analogie von Gewinn und Verlust abgebucht wurden. Der distanzierende Sprachgestus mißlingt und gesteht immer wieder ein, worum es geht: ums Geschäft.

Auch überlebende Gefangene hatten eine Ahnung von der zugrunde liegenden Idee: „Damals war Moll Chef der Krematorien. Er machte seine Arbeit mit solcher Liebe, wie ein Direktor eine Fabrik baut“ (131). Nicht an der Geschäftsführung, wohl aber an „Mißständen“ findet der Angeklagte Dr. Schatz moralisch einiges Kritikwürdige und bewältigt Vergangenheit im Kasinoton: „Der ganze Betrieb in dem KZ war eine Schweinerei“ (703).

Einen Einblick in die unternehmerische Rationalität vermitteln die dieser Dokumentation im Anhang beigegebenen Anlagepläne des KZ Auschwitz, die durch Zeugenaussagen und Lokalbesichtigung unheimliche Plastizität gewinnen (vgl. Peter Weiss: *Meine Ortschaft*). Über die Bilanzen dieses Unternehmens geben keine betriebswirtschaftlichen Untersuchungen Aufschluß. Langbeins Dokumentation kann nur eine makabre Produktionsziffer nennen: 18 Kilo Zahngold in einem bestimmten Monat, mindestens 10 Kilo im Monatsdurchschnitt; in den Krematorien wurde es zu Barren eingeschmolzen und dann nach Berlin verschickt. Eisenbahnzüge mit der Aufschrift „Winterhilfswerk“ beförderten die Textilien in die Spinnereien des „Reiches“. Ebenso wenig konnten Angaben oder Schätzungen über den gewaltigen Umfang an geraubten Devisen und Effekten gemacht werden. Das Lager, in dem die Wertgegenstände gespeichert wurden, hieß im KZ-Jargon „Kanada“ — Synonym für einen unermesslichen Reichtum an Rohstoffen. Selbst dort, wo unterschiedslos die Besitzer vernichtet wurden, blieb die Funktion des Eigentumsbegriffs noch intakt. Sowohl Häftlinge wie Aufseher hielten an tradierten Rechtsbegriffen und definierten Straftatbeständen fest: Bereicherung durch einzelne schien manchem Zeugen noch ein als „Korruption“ oder „Diebstahl“ faßbares Delikt.

Aufschlußreich sind einige Kurzbiographien und Leumundszeugnisse von Seelsorgern (darunter ein Bischof) über diejenigen unter den Angeklagten, die sich außer einer Seele noch einen ganzen Stab juristischer Berater leisten konnten. Kommentare, Planskizzen über die Anlage des KZ Auschwitz, kurze Übersichten zu den einzelnen Verhandlungstagen, umfangreiche Sach- und Personenregister, Vergleichstafeln mit Materialien über andere, zumeist im Ausland durchgeführte Auschwitz-Prozesse erhöhen den Eindruck der Exaktheit und die Benutzbarkeit dieses monumentalen Buches, Leistung eines einzelnen, der selbst Gefangener in Auschwitz gewesen ist.

Auch als Chronik deutscher Rechtsprechung hat es Aussagewert. So unverdeckt einige Urteile den Klassencharakter der Justiz wider-

spiegeln, so brutal ist auch die Diffamierung von Zeugen vor allem aus sozialistischen Ländern durch die Verteidigung. Das Gericht nimmt dies ohne Einspruch hin und umgeht das Risiko direkter Diskriminierung, indem es sie in der abschließenden Wertung dieser Aussagen unzweideutig zum Ausdruck bringt; damit kommt es der im Schlußwort der Angeklagten bekräftigten Aufforderung nach, in ihren Antikommunismus einzustimmen. Der Berücksichtigung des einfachsten Sachverhalts scheint sich das Gericht verschlossen zu haben: daß die Gefangenen nicht, wie ihre Bewacher, das Privileg der Freizügigkeit besaßen. Manche Aussage ist im Detail gekennzeichnet durch eine Überschärfe der Wahrnehmung, wie sie die Gegenwart und permanente Möglichkeit des Todes hervorrufen mag. Solche intensiven Ausschnitte können die Angeklagten, die schließlich alles gesehen haben, entwerten und ihnen die überlegene Kenntnis von Zusammenhängen entgegensetzen. Ihre Aktivitäten lokalisieren sie stets im Niemandsland der Unfähigkeit zu Schuld und Verantwortung.

Gefühle sind die erste, unmittelbare Reaktion auf diese Berichte. Erschütterung allein jedoch kann ohnmächtig bleiben und ist dann manipulierbar, beliebig zu fixieren auf disparate Objekte. Es wäre gleichbedeutend mit der Suspension historischer Erkenntnis, wollte man Auschwitz, wie die Humanisten raten, zur zeitlosen Denkwürdigkeit erheben; denn woran man immer denken soll, das kann man schließlich nicht mehr erkennen. Daher sind Analysen wichtig, die das Zusammenspiel und die Machtkonflikte zwischen staatlicher Gewalt und Monopolkapital gerade dort untersuchen, wo beide sich am ungehindertsten entfalten können, in den Konzentrationslagern. Man würde es nicht mehr für ein Sprachproblem halten, daß die Rede vom stetig sich bessernden „Gesundheitszustand“ durch Zwangsarbeit, von „Freizeit“ und „Wohlstand“ sich in einer Weise auf Auschwitz-Häftlinge bezieht, als wären sie die Sozialpartner. Jürgen Behrens (Berlin)

Naumann, Bernd: *A u s c h w i t z*. Bericht über die Strafsache gegen Mulka u. a. vor dem Schwurgericht Frankfurt. Athenäum Verlag, Frankfurt am Main — Bonn 1965 (552 S., Pb., 19,80 DM).

Es ist eine umfangreiche Auswahl aus den Prozeßberichten des Verfassers für die FAZ, die zumindest einen Überblick über das verschafft, was in Frankfurt/Main in der Zeit vom 20. 12. 1963 bis zum 20. 8. 1965 in der Strafsache gegen Mulka u. a. verhandelt wurde. Solange Bestimmungen der Strafprozeßordnung eine Veröffentlichung der Gerichtsprotokolle verhindern, wird man sich wohl leider mit Aufzeichnungen dieser Art (wie z. B. auch Hermann Langbein, „Der Auschwitzprozeß“, Frankfurt/M. 1966), zufriedengeben müssen. Noch bedauerlicher ist dieser Zustand gerade im Zusammenhang mit dem Frankfurter Auschwitz-Prozeß, in dem — allerdings mit Wissen der Prozeßbeteiligten (Vorsitzender Hofmeyer: „... zur Stützung des Gedächtnisses des Gerichts“) — von den Verhandlungen Tonbandaufzeichnungen angefertigt wurden, die dem Vernehmen

nach schon — vor Aufnahme der Revisionsverhandlungen — vernichtet sein sollen. Im Interesse einer wissenschaftlichen Auswertung ist wohl mit allem Nachdruck zu fordern, daß gerade auch bei Prozessen dieser Art die exakten Protokolle — nachdem Urteile rechtskräftig geworden sind — veröffentlicht werden.

So ist wohl nur mit Einschränkung die Intention dieser Veröffentlichung zu verstehen [„Von einer Analyse und weiterreichenden Aufbereitung des Stoffes wurde wegen des dokumentarischen Zweckes der Berichte Abstand genommen“ (8)]. Unter den gegebenen Umständen jedoch — auch im Vergleich mit den Prozeßberichten anderer Tages- und Wochenzeitungen — stellt das vorliegende Buch eine gewissenhafte und zuverlässige Grundlage für eine Information über den Frankfurter Auschwitz-Prozeß dar. Peter E. Kalb (Frankfurt/M.)

Arbeitsgruppe der ehemaligen Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz beim Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der Deutschen Demokratischen Republik und dem Nationalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland: I. G. Farben — Auschwitz — Massenmord. Über die Blutschuld der I. G. Farben. Dokumente I zum Auschwitz-Prozeß. Ohne Verlagsangabe, o. O., o. J. (120 S., geh., o. P.).

Dies.: NS-Juristen — Auschwitz — Massenmord. Über die Blutschuld der Schreibtischmörder. Dokumente II zum Auschwitz-Prozeß. Ohne Verlagsangabe, Berlin 1965 (99 S., geh., o. P.).

Dies.: I. G. Farben — Auschwitz — Experimente. Über die Blutschuld der I. G. Farben. Dokumente III zum 2. Auschwitz-Prozeß. Ohne Verlagsangabe, Berlin 1965 (79 S., geh., o. P.).

Dies.: Auschwitz-Prozeß Frankfurt am Main. Schlußvortrag und Erwiderung des Prof. Dr. Friedrich Kaul, Prozeßvertreter der in der Deutschen Demokratischen Republik anässigen Nebenkläger im Strafverfahren gegen Mulka u. a. vor dem Schwurgericht beim Landgericht Frankfurt am Main. Ohne Verlagsangabe, o. O., o. J. (101 S., geh., o. P.).

Dies.: Schuldig im Sinne des Rechts und des Völkerrechts. Auszüge aus dem Protokoll des Prozesses gegen den KZ-Arzt Fischer vor dem Obersten Gericht der DDR. Ohne Verlagsangabe, Berlin 1966 (120 S., geh., o. P.).

Eigentlich nur der Schlußvortrag von Kaul im ersten Auschwitz-Prozeß, Frankfurt am Main, enthält Versuche, das, was Auschwitz bedeutet, in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen. Die Dokumentationshefte I bis III unternehmen es, die kommerziellen Verschränkungen zwischen den IG-Farben und der Ermordungs-

industrie von Auschwitz nachzuweisen. Das Dokumentationsheft über den Prozeß gegen den KZ-Arzt Fischer zeigt beispielhaft, wie Prozesse gegen ns-Verbrecher vor dem Obersten Gericht der DDR aussehen.

Heft I der Dokumente zum Auschwitz-Prozeß hat sich den Nachweis der These vorgenommen, die Bruno Baum, einer der wichtigsten Führer des Widerstands im KZ Auschwitz, im Vorwort formuliert: „Die großen Rüstungskonzerne, die Milliarden am Massenmord des Zweiten Weltkrieges verdienten, beherrschen heute wieder Staat und Wirtschaft in Westdeutschland. Sie stellen sich schützend vor die SS-Mörder“ (3). Diese These wird — in anderen Formulierungen — auch in den beiden anderen Dokumentationen aufgestellt. Dementsprechend ist die Auswahl der dokumentierten Gegenstände angeordnet. Dabei geht es vor allem um die in ihrer Schlichtheit problematische These, die z. B. Eberhard Czichon (Das Argument, Nr. 47, S. 191 f.) so formulierte: „... die sozialen Träger des heutigen Oligopols (gemeint ist das in der BRD. P. K.) und die Kriegswirtschaftspolitik und militanten Expansion nach 1937 sind sowohl sozio-ökonomisch als auch personell identisch.“ Dies zu bezweifeln hatte schon Tim Mason im selben Argument-Heft unternommen, so daß sich eine detailliertere Auseinandersetzung hier erübrigt. Ihrer politischen Intention nach sind umfangreiche Personenregister, in denen die Tätigkeit bestimmter Personen in der ns-Zeit und heute in der Bundesrepublik gegenübergestellt werden, durchaus sinnvoll (in Heft I werden Verantwortliche der IG-Farbenindustrie beleuchtet (104), in Heft II Juristen, Beamte und andere Prominente, in Heft III wieder Hauptverantwortliche der IG-Farbenindustrie, z. T. identisch mit den in Heft I genannten). Nur für die Analyse des Nationalsozialismus ist damit wenig gewonnen, wenn nicht sogar dadurch der Blick verstellt wird, die die Demokratie gefährdenden Tendenzen der bundesrepublikanischen Wirtschaft zu erkennen. Daß diese Tendenzen mehr als stark vorhanden sind, unterliegt keinem Zweifel. Sie ausschließlich mit Kategorien analysieren zu wollen, die für das Verhältnis von Politik und Industrie des Nationalsozialismus angemessen erscheinen, könnte die Analyse der bundesrepublikanischen Verhältnisse auf eine falsche Fährte locken.

All dies schließt jedoch nicht aus, daß diese Dokumentationen eine Fülle von Detailinformationen zur Verfügung stellen, die für eine weiterreichende historisch-soziologische Analyse der Verhältnisse in den Konzentrationslagern Auschwitz I, II und III äußerst hilfreich sind. Nicht nur die Belege für ein direktes Eingreifen von Wirtschaftsvertretern in die Planung von KZ-Anlagen, in den „KZ-Alltag“ usw. sind aufschlußreich. Es wird generell der Antagonismus von Ermordungs- und Rüstungsindustrie in seinen Auswirkungen auf das Lagerleben sichtbar. Nicht zuletzt dieser Antagonismus ist es gewesen, der der organisierten Widerstandsbewegung in Auschwitz einen gewissen Aktionsspielraum gewährte. Die Herausgeber der Dokumentationshefte hatten daran einen hervorragenden Anteil.

Peter E. Kalb (Frankfurt/M.)

Rückerl, Adalbert (Hrsg.): NS-Prozesse. Nach 25 Jahren Strafverfolgung: Möglichkeiten — Grenzen — Ergebnisse. Mit Beiträgen von Heinz Artzt, Manfred Blank, Kurt Hinrichsen, Günter Kimmel, Adalbert Rückerl, Alfred Streim und einem Vorwort von Rudolf Schieler. Recht-Justiz-Zeitgeschehen (RJZ) Bd. 12. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1971 (205 S. und einem Dokumenten-anhang, kart., 14,80 DM).

Wenn sich diejenigen, die an zentraler Stelle mit der Verfolgung und systematischen Aufklärung von ns Verbrechen befaßt sind, mit einer Publikation zu Wort melden, sollte man nicht überrascht sein, wenn zumindest zwei Intentionen dieser Veröffentlichung zu konstatieren sind: Aufklärung *und* Apologie.

Zunächst soll bezeichnet werden, was man an dieser Publikation vermißt: es ist ein Stück Apologie, wenn die Verfasser unterschlagen, wie die Rolle der Justiz im Dritten Reich das Selbstverständnis der heutigen Justiz belastet (zumindest der Untertitel erweckt die Hoffnung auf eine Auseinandersetzung mit dieser Frage). Es ist ja keineswegs eine seltene Erscheinung, daß Juristen — an welcher Stelle auch immer — von Amts wegen sich bemühen sollen, ns Verbrechen aufzuklären und selbst durch ihre Tätigkeit im Dritten Reich belastet sind. Eine andere Problematik tritt zutage, wenn die Strafverfolgungsbehörden gegen Standesgenossen agieren müssen, die strafbarer Handlungen in der ns Zeit bezichtigt werden. Gehören solche Fragen wirklich nicht in eine Publikation, die sich mit Möglichkeiten, Grenzen und Ergebnissen der Strafverfolgung von ns Verbrechen beschäftigen will? Ein häufig erhobener Vorwurf gegen die Praktiken der Justiz bei der Behandlung des gesamten Komplexes besteht darin, daß man den Ermittlungsbehörden unterstellt, sie betrieben eine Verzögerungstaktik mit dem Ziel, „ohne Nestbeschmutzung“ eine „biologische Lösung“ des Problems zu erreichen. Von der Wortwahl abgesehen scheint es faktisch so zu sein, daß diejenigen, die überhaupt noch in das Ermittlungsraster der Strafverfolgungsbehörden fallen, sterben, bevor es zu einem Prozeß kommen kann. Dies trifft auch zu für viele laufende Verfahren.

Es entsteht die Frage: Warum kümmerte sich die westdeutsche Justiz erst so spät um diese Verbrechen? Die Verfasser argumentieren zum Teil formal: viele der „Entnazifizierten“ seien von vornherein den westdeutschen Ermittlungsbehörden entzogen gewesen (Rückerl: „Eine Reihe kriminell schwerbelasteter NS-Funktionäre befand sich nach relativ kurzer Haft wieder in Freiheit. Sie waren praktisch für deutsche Staatsanwaltschaften und Gerichte strafrechtlich nicht mehr erreichbar“ [19]). Weiteres, schwerwiegendes Argument: Die Beweislage sei so schwierig, daß man erst nach langwierigen und zeitraubenden Vorermittlungen in der Lage sei, ein Verfahren zu eröffnen. Die meisten Dokumente seien dem Zugriff westdeutscher Behörden verschlossen. Gerade aber zu diesem Punkt bringt das vorliegende Buch Aufklärung. Noch für die frühen sechziger Jahre wird festgestellt: „Es waren vielmehr verantwortliche

Regierungsstellen in der Bundesrepublik Deutschland, die damals glaubten, aus politischen Gründen die Strafverfolgungsbehörden davon abhalten zu sollen, in dieser Frage mit den Staaten des Ostblocks in Kontakt zu treten“ (28). Erst 1968 konnte eine Arbeitsgruppe der zentralen Stelle Beweismaterial auswerten, das in der Sowjet-Union vorhanden ist. Vorsichtig formuliert der Verfasser eine Anmerkung dazu: „Die Tatsache, daß die Auswertung hier erst vergleichsweise spät erfolgen konnte, kann wiederum nicht ausschließlich mit einer zögernden Haltung der sowjetischen Stellen begründet werden“ (29). Gerade die Darstellung dieser Sachverhalte macht diese Publikation auch nützlich. Denn sie sind zwangsläufig ein Ansatzpunkt, über die faktischen Verhältnisse der bundesrepublikanischen Gesellschaft nachzudenken.

Drei Beiträge (Blank, Streim, Kimmel) beschäftigen sich damit, den Umfang nationalsozialistischer Verbrechen in der Sowjet-Union und in Polen darzustellen. Kurt Hinrichsen stellt umfassend und differenziert die Problematik des sogenannten Befehlsnotstandes dar, auf den sich mehr oder minder alle Angeklagten in ns Prozessen berufen. Fazit: es gibt *keinen* Fall, in dem nachgewiesen werden konnte, daß die Nicht-Ausführung eines verbrecherischen Befehls für den Betroffenen eine Gefahr für Leib und Leben erbracht hätte. Dieses Faktum könnte sicherlich dazu dienen, die Einschätzung der ns Verbrechen in der westdeutschen Bevölkerung zu verändern. Allerdings müßte es bekannt sein. — Das Buch endet mit einem Dokumentenanhang, dessen Funktion unklar bleibt. Die Auswahl auf den 8 Seiten Anhang scheint willkürlich.

Peter E. Kalb (Frankfurt/M.)

Geschichte des deutschen Liberalismus. Schriftenreihe der Friedrich-Naumann-Stiftung zur Politik und Zeitgeschichte, Bd. 10. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1966 (190 S., Pb., 9,80 DM).

Vier Autoren, die enge parteipolitische Beziehungen zum älteren und zum bundesrepublikanischen Liberalismus haben, wollen, wie B. C. Witte einführend meint, keine „völlig neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse“ anbieten, sondern, bescheidener als der Titel vermuten läßt, Wissen über den deutschen Liberalismus wieder verbreiten, das „unsere Väter und Großväter vielfach besaßen, [welches] in den Stürmen der ‚deutschen Weltpolitik‘ der letzten Jahrzehnte weithin abhanden gekommen ist“ (9). Was da aufgewärmt werden soll, das zeigt schon der erste Beitrag von Friedrich Henning über die Frühgeschichte des deutschen Liberalismus; ein Satz verrät, wie innerlich, kleinbürgerlich und unpraktisch, d. h. unrevolutionär die in diesem Band repräsentierte Tradition sich versteht: „Liberal sein und dem Liberalismus angehören hat in seinen Anfängen immer geheißen: dieses Zeitalter des Absolutismus und der Staatsvergötterung durch den absoluten Fürsten innerlich abzulehnen und eines

Tages zu überwinden, um an seine Stelle einen freien, einen bürgerlichen Rechts- und Verfassungsstaat zu setzen“ (27). Der zweite, der längste Aufsatz — von Werner Stephan — über die 100 Jahre Parteilsgeschichte des deutschen Liberalismus setzt die staatstragende Tendenz fort. Freilich wird die Lakaienrolle gerade der Nationalliberalen, für die das Herz der Autoren schlägt, ohne Rekurs auf die politökonomischen Verhältnisse in der „späten Nation“ nicht durchsichtig; die unterschiedliche Stellung der Fortschrittler und der Nationalen zur Sozialistengesetzgebung z. B. erscheint als Problem unterschiedlicher Gesinnung. Überhaupt — die Persönlichkeit: „Der Sohn Friedrichs und Victorias war völlig anderer Art als die Eltern. Die Liberalen durften keinen Zweifel daran haben, daß Wilhelm II. konservative, ja absolutistische Neigungen hatte“ (79). Die schon 1898 erschienenen Überlegungen Plechanows über die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte sind offenbar unbekannt.

Da es für Hans Reif auch nur um die „geistigen Grundlagen“ des Liberalismus geht, soll auf diesen Beitrag nicht weiter eingegangen werden. In einem anderen über die Renaissance des Liberalismus nach 1945 distanziert sich dieser Autor vom deutschen Faschismus mit hilflosem Affekt: „... diese undeutscheste Epoche der deutschen Geschichte ...“ (164). Dieser Blödsinn hat Methode, es wäre ermüdend, sie nach dem „Hilflosen Antifaschismus“ noch einmal zu kritisieren. Schon vor hundert Jahren war diese Art Gedankengut (um in der Diktion zu bleiben) historisch erkaltet. Es demonstriert, um Robert Paul Wolff zu zitieren, „Das Elend des Liberalismus“; auf der Stufe einer theoretischen Verkommenheit allerdings, daß man sich sogar scheut, das Buch als Demonstrationsobjekt für ideologiekritische Studien anzubieten. Um die bibliographischen Bemühungen Rolf Schreibers ist es schade; sie geben dem Band einen wissenschaftlichen Akzent, der Geschwafel nicht aufwerten kann. Auch dort ist der deutsche Vormärz unter- und der deutsche Neoliberalismus und was zu ihm geführt hat, überrepräsentiert.

Klaus Horn (Frankfurt/M.)

Fina, Kurt (Hrsg.): Vom Sinn historischer Bildung. Eine Ortsbestimmung des Geschichtsunterrichts. Reihe: Unterricht — Erziehung — Wissenschaft — Praxis, Bd. 20. Ehrenwirt Verlag, München 1970 (114 S., kart., 9,80 DM).

Wenn der inzwischen erreichte Stand der Hochschul- und Schulreformdiskussion zum Maßstab der Beurteilung genommen wird, ist dies kein nützliches Buch. Insofern lohnt sich die Auseinandersetzung mit der vorliegenden Aufsatzsammlung dennoch, als sie — teilweise durchaus unfreiwillig — die Misere demonstriert, in welcher der Geschichtsunterricht sich befindet. Zugleich verdeutlicht

diese „Ortsbestimmung“ die Grenzen des Reformpotentials, welches von Historikern selbst ausgehen kann, solange diese sich immer noch begreifen als „Stand, auf dem die schwere und schwierige Aufgabe historischer Information und Bildung des Volkes lastet“ (Fina). Nur aus der fortwirkenden Tradition historischer Bildungsgüter läßt sich erklären, weshalb die Beziehung zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht nach wie vor als „umstrittene Korrelation“ vorgeführt werden kann (Kessler) und die Auseinandersetzung mit den Ansprüchen einer autonomen Pädagogik gegenüber den Fachwissenschaften als heute noch anstehenden Fragen gilt.

Diese grundsätzliche Begrenzung ist zu berücksichtigen, wenn im vorliegenden Band und in der Praxis der Schulreform exemplarisches Lernen, neue didaktische Formen, Schulbuchanalyse und Motivationsforschung als programmatische Zielsetzungen auftauchen. Denn scheinbar neutrale erziehungswissenschaftliche Begriffe und Arbeitsfelder, wie beispielsweise die Motivationsforschung, erhalten einen ganz anderen Stellenwert, wenn sie wie hier zu einer Zusammenführung von anthropologisch begründeter Bildungstheorie und Lerntheorie führen sollen. Motivationsforschung dient dann nämlich nur zur modernistischen Aufpolierung eines Geschichtsunterrichts, dessen „Sinn“ nach wie vor „vorwiegend von seiner Pflicht her (verstanden wird), der Jugend die Aufgabenfelder des Lebens auch von ihrer historischen Tiefendimension her einsichtig und bewußt zu machen“ (Fina).

Die Problematik derartiger schulischer Zielsetzungen reicht allerdings weit über die Grenzen der Schulreform hinaus und betrifft eine Geschichtswissenschaft, welche sich zur Formulierung von Erkenntniszielen im Rahmen einer historischen Theorie nicht in der Lage sieht.

Heide Gerstenberger (Göttingen)

Dittrich, J., u. E. Dittrich-Gallmeister unter Mitwirkung von H. Herzfeld (Hrsg.): Grundriß der Geschichte „Die moderne Welt“. Ausgabe B, II. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1970 (344 S., Ln., 16,80 DM).

In „Erläuterungen und Arbeitshinweise“ vor dem Inhaltsverzeichnis charakterisieren die Herausgeber die Schwerpunktsetzung für die Darstellung der Geschichte von 1763—1969 folgendermaßen: „Den Verfassern kam es bei der Bearbeitung des zweiten Bandes darauf an, den Wandel der gesellschaftlichen Struktur infolge der Industriellen und der Französischen Revolution deutlich herauszustellen . . . Für die Zeit nach 1917 steht die Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Arten des Totalitarismus und dem demokratischen Rechts- und Verfassungsstaat im Vordergrund.“ Drei verschiedene Arten des Drucks (Großdruck für „rasche Orientierung“, Kleindruck für „zusätzliches Tatsachenmaterial für die

vertiefte Behandlung eines Problems“ und eingerückter Kleindruck für „Würdigungen, in denen die wissenschaftliche Beurteilung zusammengefaßt (ist)“¹, sollen eine rationelle Arbeitsweise ermöglichen.

Die Einschätzung des Buches wird sich an den selbstgesetzten inhaltlichen Ansprüchen der Herausgeber ausrichten. Bemerkenswert ist, daß diese mit keinem Wort das Ziel des Geschichtsunterrichts an der Oberstufe von Gymnasien erwähnen. Ein Ziel, an dem sich die Stoffauswahl und die Schwerpunktsetzung zu orientieren hätte. Es kann also nur aus der Analyse des Buches ermittelt werden. Der inhaltliche Aufbau des Buches gliedert den Geschichtsverlauf in die Kategorien: Das Zeitalter der bürgerlichen Revolutionen — Liberalismus und Nationalstaat 1851—1890 — Das Zeitalter des Imperialismus — Die Genesis der heutigen Weltlage — Die Gegenwart (1945—1969). Daneben werden die folgenden „Themenkreise zum Gemeinschaftsunterricht“ vorgeschlagen: Der demokratische Rechts- und Verfassungsstaat — Totalitarismus — Nationale Bewegung und nationaler Staat — Übernationale Ordnungen — Die Industrialisierung — Die Industriewirtschaft — Europäisierung und Entkolonialisierung.

Formal scheint das Buch durch die unterschiedlichen Druckarten und die Gliederung in Themenbereiche zur politischen Aufarbeitung des geschichtlichen Lehrstoffes — bis auf ein fehlendes Stichwortverzeichnis — eine gute Orientierungshilfe für Schüler zu bieten. Eine Stichprobe zur Kategorie „Totalitarismus“ bringt jedoch erste Zweifel, denn dort werden „Bolschewismus“ und „Nationalsozialismus“ so behandelt, daß für den Schüler und sein politisches Verständnis nur der Bolschewismus relevant erscheint, heißt es doch: „Während der Kommunismus seit der endgültigen Formulierung des dialektischen Materialismus durch Lenin nicht mehr an eine Person gebunden ist, ging der Nationalsozialismus mit Hitler zugrunde“ (232 a). Die weitere Überprüfung zeigt, daß die Autoren ein festgefügtes Werteschema haben, eine antisozialistische Ideologie vertreten, die sie als solche nicht kennzeichnen, die sich aus der Art der Faktenvermittlung aber dennoch ableiten läßt. Dabei werden noch nicht einmal die elementarsten Ansprüche an historische Objektivität erfüllt. Die dieser Art der Geschichtsschreibung immanente Zielsetzung läßt sich in 5 Thesen zusammenfassen:

1. Der Geschichtsverlauf seit 1763 ist als die Herausbildung der Alternative: Demokratischer Rechtsstaat (Staatsform der westlichen Welt, das Gute) — Totalitarismus (Staatsform der kommunistischen Länder, das Böse) zu verstehen.

„Die Schreckenszeit läßt zum erstenmal in der neueren Geschichte die Gefahren einer demokratischen Diktatur erkennen, denn dort wird der Freiheitsgedanke der Forderung nach Gleichheit untergeordnet“ (23 c).

1 Im folgenden werden Zitate mit einem Index a), b) oder c) versehen, je nachdem, ob es sich um Großdruck, Kleindruck oder eingerückten Kleindruck handelt.

„Die liberale und die demokratische Idee des Westens gewannen fortwirkende Gestalt in den Anfängen und auf dem Höhepunkt der (frz.) Revolution, die radikaldemokratische und die sozialistische Idee des Ostens wurden in der radikalen Phase der Revolution vorbereitet“ (10 a).

2. Der Leser soll immun gegenüber den Ideen des Kommunismus werden; dabei hilft eine undifferenzierte Darstellung der jetzigen sozialistischen Systeme und ihres historischen Ursprungs. Rüstung und militärische Aggressionen westlicher Länder sind als Notwehr vor der kommunistischen Weltrevolution zu begreifen.

„Daß zu dessen Gewinnung (des Totalitarismus) jedes Mittel recht ist und sei es noch so verwerflich, daß letztlich das Bild des Menschen zerstört wird, ist oft nicht leicht erkennbar“ (199 a).

„Der neue Präsident (Truman) und seine Berater sahen mit Sorgen das Streben der Kommunisten nach Weltherrschaft“ (270 a).

„Daher setzte 1947 eine Zeit heftiger, feindseliger Aktivität gegen die Westmächte ein; der „Kalte Krieg“ brach offen aus“ (275 a).

„Den Krieg gegen Japan suchten die USA durch den Abwurf der beiden Atombomben rasch und ohne große eigene Verluste zu beenden. Aufgrund ihrer schlechten Erfahrung in Osteuropa wollten sie damit auch die Teilnahme der Sowjets an der Besetzung Japans verhindern, was ihnen gelang“ (278 a).

„Die Amerikaner waren nun bereit, die Welt gegen den kommunistischen Herrschaftsanspruch zu verteidigen und jedes weitere sowjetische Vordringen unmöglich zu machen“ (278 a).

3. Geschichte soll als das Werk einzelner extrem positiver oder negativer Persönlichkeiten und/oder Eliten begriffen werden, die die übrige Bevölkerung, die Masse, führen und lenken.

„Die Masse ist leicht erregbar, reizbar, unbeständig und logischen Erwägungen nur schwer zugänglich“ (196 b).

„Diese drei Gewalttheorien (Bolschewismus, Faschismus und nationalsozialistische Rassenlehre) zeigen, daß das Problem Massen und Elite vielleicht das schwierigste der heutigen Daseinsstruktur ist, denn auch der demokratische Rechtsstaat braucht Eliten: irgendeine Form der vorbildlichen Existenz“ (141 a).

„Von Anfang an spielte sich die Revolution in zwei verschiedenen Gesellschaftsschichten, sozusagen auf zwei verschiedenen Bühnen ab: auf der oberen, politischen, rangen jetzt König, Adel und dritter Stand um die Verfassung (Constitution), auf der unteren regierten die Masseninstinkte. Die Vorgänge auf der unteren Bühne trieben die Revolution immer weiter vorwärts und radikalisierten sie“ (14 b).

„Beispiellose Leistungsfähigkeit und harter Realismus kennzeichnen den Soldaten und Herrenmenschen“ (Napoleon, 24 b).

„Der schlanke, blauäugige, geniale Heerführer (von Moltke) . . . Nur ein Mann von so vornehmer Ruhe und Besonnenheit . . . konnte mit der vulkanischen Natur, dem rücksichtslosen Herrenmenschen Bismarck zusammenarbeiten“ (110 b).

4. Statt mit sozio-ökonomischen Zusammenhängen soll der Schüler mit undifferenzierten Globalbetrachtungen vertraut werden.

„Die Bauern rotteten sich zusammen. In ihrer hysterischen Furcht vor Hunger ... Sechs Wochen Anarchie genügten, um die gesamte Verwaltung des Staates zusammenbrechen zu lassen, es gab *keine Autorität mehr*“ (14 a).

„Die Menschen, die in die Großstädte strömten, wurden dort, wurzellos und leicht beeinflussbar, zum „Material“ für Politiker, Journalisten, Gewerkschaftsfunktionäre u. a., aber auch für Demagogen“ (141 b).

„Dabei ging es Lenin weder um das russische Proletariat noch um Rußland überhaupt, sondern allein um die marxistische Zukunftshoffnung, die beginnende Weltrevolution“ (183 b).

5. Die für den Schüler meist nicht durchsichtige Vermischung von Information und Bewertung soll seine Kritikfähigkeit und Urteilskraft nicht anregen. Entsprechend versucht die verbale Darstellung des Lehrstoffes über das Ansprechen der Emotionalität die Rationalität des Lesers auszuschalten.

„Vier- oder Mehrjahrespläne werden aufgestellt, die vor allem der Rüstungsindustrie dienen. Bezeichnend ist der Mythos von der höheren Wirksamkeit und dem größeren Erfolg eines solchen totalen Kommandostaates gegenüber dem demokratischen Rechtsstaat“ (198 b).

„Wie konnte diese ... Lehre von Marx eine so große Wirkung ausüben ...? Doch wohl deshalb, weil sie letztlich Heilslehre ist ... Das Proletariat ist das Gute, die „Ausbeuter“ — an sich schon kein wissenschaftlicher Begriff, sondern ein moralisches Urteil — sind das radikal Böse ... Die Marxsche Lehre ist eine *eschatologische Botschaft*, Marx selbst ist der Prophet. Für den Marxisten aber ist sie im Grunde Glaubenssache, religiöse Idee. Deshalb wurden auch nur wenige Marxisten durch die *gegnerischen Einwände* bekehrt“ (56 b).

Dieses Geschichtsbuch für den Unterricht in der 12. und 13. Klasse an Gymnasien, dessen Auflagenhöhe vom Verlag nicht bekannt gegeben wird, das aber schätzungsweise $\frac{1}{3}$ des entsprechenden Buchmarktes der BRD beherrscht, kann exemplarisch für die in Schulgeschichtsbüchern jeder Unterrichtsstufe vorherrschende bürgerliche Geschichtsübermittlung und -interpretation gelten.

Das Fazit der Wirkung dieses Lehrbuches auf seine Leser ist offensichtlich: Solange der unerschwellig an die Emotionalität der Leser appellierende Stil der Faktenvermittlung als probates Mittel zur Förderung historischen Bewußtseins bei Schülern angesehen wird, solange es nur unter größtem persönlichen Einsatz eines Lehrers überhaupt denkbar ist, die Versachlichung und Objektivierung des Lehrstoffes auf der Grundlage solcher Lehrbücher zu erreichen, solange kann Geschichtsunterricht nur als Karikatur seiner Möglichkeiten, nämlich als kaum verschleierte Erziehung zur Anpassung an das heutige Gesellschaftssystem der westlichen Welt erscheinen. Diese Art der Vermittlung historischer Ereignisse trägt bei zur Ausbildung einer unkritischen und anpassungsbereiten Haltung bei den durch ihre Ausbildung bereits privilegierten Oberschülern, die, solchmaßen geprägt, wohl kaum versucht sind, über die bestehende

gesellschaftspolitische Ordnung zu reflektieren. Die Hoffnung, daß die größten stilistischen Entgleisungen von Auflage zu Auflage geringer werden, da von der Darstellung Lenins 1966 als „kleiner, untersetzter Mann mit leicht mongoloiden Zügen, dem kleinen Spitzbart und dem luziferischen Funkeln in den listigen Augen“ (183/1966, 183 b/1970) 1970 nur noch die Größenbeschreibung übrigblieb, beruhigt nicht. Die Methoden der Verdummung werden sublimer, um kritisches Bewußtsein nicht zu wecken, damit die nächste Schülergeneration im uneingeschränkten Stolz um ihre Zugehörigkeit zur „Freien“ Welt aufwachsen kann. Petra und Ulrich Blanke (Bochum)

Karpf, Heinz: Geschichte in Stichworten. Bd. IV: Neuzeit (1790—1850). Verlag Ferd. Hirt, Kiel 1970 (88 S., kart., 9,80 DM).

Das vorliegende Bändchen hat „Das bürgerliche Zeitalter“ von 1790 bis 1850 zum Gegenstand, wobei es übrigens gleich im Vorwort durch die Mitteilung überrascht: „Im 1. Weltkrieg endet das bürgerliche Zeitalter, letzte patriarchalische Einrichtungen gehen unter. Die Zeit der Massendemokratie beginnt“ (9). Was hier als „Geschichte“ — wenn auch nur als „Geschichte in Stichworten“ — auf den Markt gebracht und verkauft wird, ist eine kausalitätsfixierte und am historischen Erfolg orientierte, mehr oder weniger annalistische Darstellung kanonisierter „bedeutender“ Ereignisse, deren *causae* fast ausschließlich in Persönlichkeiten und Ideen festgemacht werden. Das Resultat ist eine Sammlung von „Fakten“, sorgfältig geschieden in einen umfangreichen Teil politischer Ereignisgeschichte (10—70) — zuweilen unterbrochen durch Exkurse in die Gefilde der politischen Ideengeschichte und des „höheren“ Geisteslebens — und in einen knappen Anhangsteil über „Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“ (71—81).

Es spiegelt damit in nuce westdeutsche Geschichtsschreibung, die nach wie vor zur personalistisch und idealistisch gedeuteten politischen Ereignisgeschichte tendiert und die Wirtschafts- und Sozialgeschichte allenfalls in unvermittelten Exkursen oder gar — wie hier — in Anhangskapiteln berücksichtigt. So bleibt dieser Ploetz-Verschnitt ein Leitfadens ohne roten Faden — mit dem Anspruch, wert(ungs)frei zu sein, mit dem Ergebnis, wertlos zu sein.

Klaus Bergmann (Pohlheim)

Schuon-Wiehl, Anneliese: Faschismus und Gesellschaftsstruktur. Am Beispiel des Aufstiegs des Nationalsozialismus. Mit einer Einleitung von Karl Theodor Schuon. Modelle für den politischen und sozialwissenschaftlichen Unterricht, Nr. 5. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1970 (100 S., kart., 5,— DM).

Da die Geschichtsbücher immer noch weitgehend versagen, will die vorliegende Schrift dem Lehrer für die Oberstufe der Gymnasien

Behelfsmaterial an die Hand geben. Denn sofern der Nationalsozialismus in den Schulen nicht überhaupt tabuiert bleibt, erfährt der Schüler höchstens etwas über den Lebenslauf Hitlers, allenfalls noch einiges über dessen nächste Mitarbeiter, ganz so, als wären diese Männer allein verantwortlich zu machen. Gesellschaftliche und politisch-ökonomische Zusammenhänge aufzudecken, bis auf die Wurzeln zurückzugehen, die weit in Wilhelminische Zeit hinein reichen, das alles wird wohlweislich nicht einmal anvisiert.

Es gibt Anzeichen dafür, daß eine Remedur in Gang gekommen sein könnte, allerdings zumeist gegen die Intentionen mancher mit der Materie befaßten Gremien. So ließen sich jedenfalls einige Äußerungen deuten, die kürzlich in Hannover bei der Hauptversammlung des „Verbandes der Schulbuchverleger“ fielen (FAZ v. 11. 5. 1971). Da wurde bemängelt, daß die Schulbücher-Gutachten nicht ausschließlich von „pädagogischen Wertvorstellungen geprägt seien“ (was immer darunter zu verstehen sein mag) und daß die Gefahr bestünde, die Gutachter „könnten nach ihren weltanschaulichen Anschauungen ausgewählt werden“. Solche Äußerungen berechtigten allerdings nur dann zu einigen Hoffnungen, wenn in den Ministerien einigermaßen aufgeschlossene, demokratisch gesinnte und unbelastete Experten zu vermuten wären.

Wenn sich also auch da und dort ein Silberstreifen am Horizont zeigt, so ist vorerst noch jede kurz gefaßte Einführung in die Struktur des Faschismus sehr zu begrüßen. Sie wäre längst fällig gewesen, denn nach der Auffassung R. Kühnls, auf den sich die Verfasserin weitgehend stützt, ist das faschistische Potential heute sogar bedeutend größer als vor vierzig Jahren, u. zw. infolge der fortgeschrittenen Entpolitisierung der Massen, die sogar so weit gehe, daß selbst die Widerstandskraft der Arbeiterschaft, die sich in der Weimarer Zeit noch relativ immun erwiesen hatte, geschwächt sei. Andererseits räumt K. D. Bracher, ein weiterer Gewährsmann der Verfasserin, ein, daß die schwächste Wählergruppe der NPD heute die Unterdreißigjährigen stellen und daß Universität und studentische Korporationen, einst Brutstätten nationalsozialistischer Ideologie, als Einbruchstellen heute entfielen. Eine Meinungsumfrage, die Prof. Walter Jaide (PH Hannover) in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre mit seinem Team bei 1600 Jugendlichen aller Berufs- und Bildungsschichten im Alter zwischen 15—19 Jahren anstellte, kam aber zu recht niederschmetternden Ergebnissen, so etwa, daß 61 % der Befragten im Nationalsozialismus auch „gute Seiten“ fanden, 68 % sich gegen die Weiterführung der Kriegsverbrecherprozesse aussprachen, 42 % es begrüßen würden, wenn man in der BR länger arbeitete, damit sich Gastarbeiter erübrigten, 43 % die Befürchtung äußerten, China könnte eines Tages Europa überfallen, kurz, das Resultat ergab eine „recht faschistoide Einstellung der Jugendlichen“.

Die Verfasserin bemüht sich, u. a. unter Berufung auf die „Elf Feststellungen zur formierten Gesellschaft“ von Reinhard Opitz (Blätter f. deutsche u. intern. Politik, Heft 2, 1969), der den Weg in die formierte Gesellschaft als einen „Schleichweg zu einem moder-

nen, den Bedingungen der heutigen Zeit angepaßten Faschismus“ bezeichnet, dem Lehrer ein durchgehend gegenwartsbezogenes Modell zu bieten, und sie weist nachdrücklich in Übereinstimmung mit Opitz auf die Gefahr der Rückkehr der demokratischen Parteien selbst zu jenen „Ordnungsstrukturen“ hin, um deretwillen seinerzeit der Faschismus der deutschen Industrie als „Fortschritt“ erschienen war.

Die Schrift nimmt Bedacht darauf, eine Anhäufung von Fakten zu vermeiden und statt dessen eine sorgfältige Auswahl von Quellentexten heranzuziehen, die bei einigermaßen gewecktem Bewußtsein eigentlich für sich selbst sprechen müßten. Die Arbeit gliedert sich in mehrere, voneinander unabhängige Abschnitte, was dem Lehrer ermöglichen sollte, die Reihenfolge je nach Vorkenntnissen und Interessenkreis der Schüler unter Umständen abzuändern. Alle behandelten Komplexe zielen auf einen allmählichen und behutsamen Abbau der gängigsten und bekanntlich besonders zählebigen Vorurteile. An manchen Stellen wird dabei sogar zu behutsam vorgegangen. So etwa bei Erörterung der Rassenlehre, wo zwar auf die bis ins Mittelalter zurückreichenden Voraussetzungen eines religiös und ökonomisch bedingten Antisemitismus, auch auf die enge Verflechtung von Antimarxismus und Antisemitismus (nach Bebel der „Sozialismus des dummen Kerl“) hingewiesen wird, aber jeder Hinweis auf das, was unter den Stichworten Auschwitz und „Endlösung“ subsummiert wird, unterbleibt, was denn doch unstatthaft dünkt.

Im ganzen aber arbeitet dies Studienmodell die wichtigsten Zusammenhänge heraus: Das Bündnis des Großbürgertums mit der feudalen Oberschicht 1871, die Rolle des republikfeindlichen Beamtenapparats und des monarchistischen Offizierskorps nach 1918; auch auf die Funktion der gegen alle rechtsradikalen Gewalttaten passiv bleibenden politischen Justiz geht die Verfasserin genauer ein. Die Inflation 1923 wird als „Konterrevolution“ der Großbourgeoisie erklärt, der Wählerstamm der NSDAP als kleinbürgerliche Protestwähler bestimmt, deren Haß gegen das Großbürgertum von der ständigen Furcht vor der Proletarisierung begleitet war. Die Erörterung der Entwicklung der Partei fußt auf dem Programm von 1920 und auf langen Passagen aus „Mein Kampf“. Auch der Abdruck von Liedertexten aus Hans Baumanns Sammlung „Horch auf, Kamerad“ (Potsdam 1936) kann angesichts heutiger Aufmärsche von Jugendlichen der Vertriebenenverbände nicht als überflüssig bezeichnet werden.

Weniger geglückt scheint die Erörterung der für den Faschismus besonders anfälligen „authoritarian personality“. Nicht nur deshalb, weil sich die Verfasserin hier statt auf die Werke selbst vielfach auf Rezensionen stützt (was auch dann verdrießen muß, wenn es sich um Rezensionen in dieser Zeitschrift handelt), sondern auch weil, wenn schon Persönlichkeitsstrukturen untersucht werden sollten, zumindest ein Hinweis auf die moderne Verhaltensforschung nicht hätte fehlen dürfen. Denn dieser verhältnismäßig junge Wissenschaftszweig dürfte das von Marx und Freud geprägte Menschenbild noch entscheidend modifizieren. — Es versteht sich, daß die Angabe von

„ausgewählter Literatur“, die der „wissenschaftlichen Vertiefung“ und der „Weiterführung der Problematik“ dienen könnte, entsprechend eng gehalten sein mußte, nur leicht greifbare und preislich erschwingliche Werke berücksichtigt werden konnten. Man vermißt nichtsdestoweniger den Hinweis auf audiovisuelles Material. So sind Tonbandaufnahmen von Hitlers und Goebbels' Reden heute im Unterricht bereits nutzbringend verwendbar, ebenso wie einige Filme, beispielsweise der von Robert Neumann (Hitler oder Aufstieg und Fall des Tausendjährigen Reiches), der politisch ungleich bewußter als der entsprechende Film von Erwin Leiser deutlich macht, wie die Industrie zum Steigbügelhalter der Partei wurde.

Elisabeth Freundlich (Wien)

Wallraven, Klaus Peter: Die soziale Frage. Arbeitshefte zur Gemeinschaftskunde. Wochenschau Verlag, Schwalbach 1969 (132 S., kart., 6,80 DM).

Dieses Quellenheft ist wenig geeignet, den Benutzern (in erster Linie natürlich Schülern) die Hauptaspekte der „sozialen Frage“, die den neuzeitlichen Geschichtsprozeß unter dem Druck der Industrialisierung kennzeichnet, klarzumachen. Die unausgewogene Quellenauswahl hat ihr Pendant in einem oberflächlichen Kommentar; schlampige Redigierung mindert zusätzlich die Brauchbarkeit.

An fünf verstreuten Stellen hat man sich die Perspektiven und Thesen des Herausgebers zusammenzuklauben (5 f., 13 f., 37 f., 57 f., 119 f.). Zu Recht erinnert Wallraven zunächst an das seit Marx diskutierte Problem der Zersetzung vorkapitalistischer Eigentumsverhältnisse auf dem Land als einer „Vorbedingung“ der Industrialisierung. Die dann folgenden Materialien zur Entstehung der bäuerlichen Schichten, der Hauptquelle des späteren Land- und Industrieproletariats, bleiben jedoch willkürlich. Eine systematische Präsentation der Daten zu Eigentumsverschiebungen und Bevölkerungsbewegungen unterbleibt bzw. wird sehr erschwert; in vergleichbaren Heften vorhandene Tabellen fehlen hier fast ganz. Nicht geschadet hätte weiterhin ein Hinweis auf die Schwierigkeiten, Datenreihen über diese Periode zusammenzustellen.

Bei der anschließend behandelten Entstehung des Industrieproletariats zitiert der Herausgeber aus der neuesten historischen Literatur nur W. Conze (58 f.), der die rettende Funktion der Industrialisierung angesichts der pauperisierten und dann proletarisierten Massen betont hat. Gegenpositionen bleiben unerwähnt; zum einen wäre natürlich zu nennen die These: Proletariat als notwendige Folge kapitalistischer Industrialisierung — last not least Marx, z. B. Kapital I Kap. 13, 22, 23; zum anderen die Frage, inwieweit unterständische Schichten bereits in der ständisch-feudalen Periode ein Reservoir für das spätere Proletariat waren, inwieweit also diese Phase keineswegs so geordnet-beschaulich war, wie es etwa Conze unterstellt (dieser

Einwand von W. Fischer). Ebenfalls sehr lückenhaft sind die Angaben über die Lage der Arbeiter. Selbst das Reallohn/Relativlohnproblem sowie Fragen der Arbeitszeit werden nicht genannt (statt anderer sei hier die neueste recht brauchbare Arbeit zur Reallohnfrage genannt: T. Orsagh: Löhne in Deutschland 1871—1913, in: Zeitschrift für d. ges. Staatswiss. 125 [1969], S. 476—83).

Wallraven will deutlich machen, daß bereits die „ersten Anfänge der Arbeiterbewegung erkennen lassen, daß die Lösung der sozioökonomischen Probleme mit der prinzipiellen Frage nach der Herrschaftsstruktur von Staat und Wirtschaft untrennbar verzahnt ist“ (119). In den Quellenausügen gibt es in der Tat einige Hinweise zu diesem Komplex. Unklar bleibt jedoch der historische und — vor allem! — „prinzipielle“ Zusammenhang zwischen: Profitstreben unter den Bedingungen der Rückständigkeit industrieller Herrschaft und staatlicher Intervention, zwischen Repressionsbemühungen der Wirtschaftsbürger „nach unten“ und ihrer politischen Anpassung „nach oben“. (Bei soviel Konfusion über „prinzipielle“ Fragen mag der Eindeutschungsversuch im — an sich lobenswerten — Fremdwörterverzeichnis mehr als nur ein redaktioneller Lapsus sein (131): „sozioökonomisch: Zusammenziehung von sozial und ökonomisch“).

Wie entlarvend die Entschuldigung der Beschränkung auf das 19. Jahrhundert mit Platzgründen ist (5), zeigt sich auf den 2¼ Seiten zur Gewerkschafts- und Streikfrage; die Massenstreikdebatte der letzten Jahre vor 1914, die den puren trade-unionismus und den Revisionismus noch einmal in Frage stellte, fällt dem Hackbeil der Chronologie zum Opfer.

Alf Lüdtke (Tübingen)